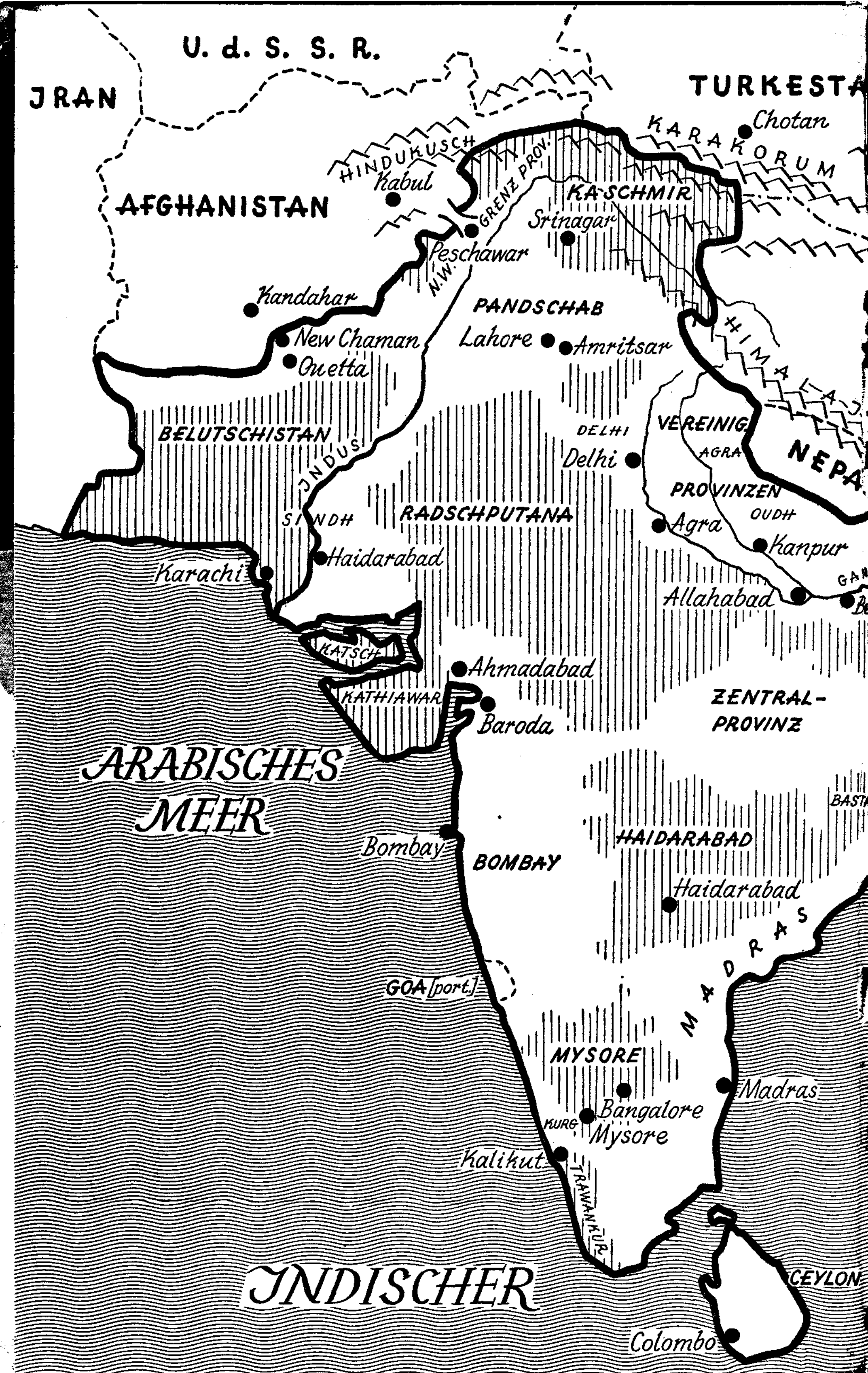
HERBERT TICHY

INDIEN

Kampf und Schicksal eines Fünftels der Menschheit

WILHELM GOLDMANN VERLAG IN LEIPZIG


U. d. S. S. R.
JRAN
TURKESTA
AFGHANISTAN
HINDUKUSCH
Kabul
Chotan
KARAKORUM
GRENZ PROV.
N.W.
KASCHMIR
Srinagar
Peschawar
Kandahar
PANDSCHAB
New Chaman
Lahore
Amritsar
Quetta
HIMALAJ
BELUTSCHISTAN
INDUS
DELHI
Delhi
VEREINIG
AGRA
NEPA
PROVINZEN
SINDH
RADSCHPUTANA
Agra
OUDH
Kanpur
Haidarabad
Karachi
Allahabad
KATSCH
Ahmadabad
KATHIAWAR
Baroda
ZENTRAL-
PROVINZ
ARABISCHES
MEER
BASTA
HAIDARABAD
Bombay
BOMBAY
Haidarabad
MADRAS
GOA [port.]
MYSORE
Madras
Bangalore
KURG
Mysore
Kalikut
TRAWANKUR
CEYLON
INDISCHER
Colombo


Das Indische Reich
Eingeborenenstaaten
UN-LUN
TIBET
Lhassa
BRAHMAPUTRA
SALWEEN
CHINA
SIKKIM
BHUTAN
Darjeeling
BRAHMAPUTRA
ASSAM
BIHAR
enares
BENGALEN
Kalkutta
ORISSA
JRAWADA
Mandalay
BURMA
Jünnan
Hanoi
FRANZ.
THAILAND
Rangoon
GOLF VON BENGALEN
Bangkok
JNDO-CHINA
ANDAMANEN
GOLF VON THAILAND
OZEAN

HERBERT TICHY / INDIEN

HERBERT TICHY

INDIEN

Kampf und Schicksal eines Fünftels der Menschheit



LEIPZIG

WILHELM GOLDMANN VERLAG

VNr 4102 · 1124

2 · 1943
Made in Germany
Druck der Offizin Haag-Drugulin, Leipzig
Einband-Entwurf von Kurt Gundermann in Leipzig
Photovermerk: Die Photos der 32 Bilder wurden vom Verfasser mit
einer Leica-Kleinbildkamera auf Agfa-Isopan-Film aufgenommen.

EINLEITUNG

Indien wird von etwa 400 Millionen Menschen, einem Fünftel der Gesamtbevölkerung der Erde, bewohnt. Nur China übertrifft es noch an Menschenreichtum.

England hat es verstanden, sich zum Herrn Indiens zu machen; es beherrscht ein Fünftel der Menschheit allein in Indien und nützt den Reichtum dieses Landes und die Fähigkeiten seiner Menschen für seine eigenen Interessen aus.

Indien ist bei weitem der wichtigste Baustein des Britischen Empire; durch Indien wurde es zu einem Herrschaftsgebilde, dessen Schwerpunkt in Asien liegt. Mit dem Besitz Indiens steht oder fällt das Britische Reich.

Zwei Fronten stehen sich im Kampf um Indien klar und scharf gegenüber; jede weiß, daß sie einen Kampf auf Leben und Tod austrägt.

Auf der einen Seite die Inder: ein Kulturvolk mit jahrtausendealter Tradition, ein Volk, das Philosophie und religiöse Spekulationen zu höchster Vollendung führte, das unsterbliche Bauwerke geschaffen hat, aber militärisch nicht stark genug war, um sich gegen den Einfall britischer Händler und Soldaten zu wehren.

Auf der anderen Seite die Engländer: rechnende Kaufleute, die in Indien das beste Geschäft der Weltgeschichte erblicken. Mit verhältnismäßig geringen Anstrengungen und Auslagen haben sie den Handel der reichen indischen Halbinsel in ihre Hand bekommen. Wie ein steter, nie versiegender Strom fließt der indische Reichtum nach England, und die Engländer sind bereit, diesen Strom, der eine Grundlage ihrer Macht bildet, zu erhalten, koste es, was es wolle.

Die Inder wollen Freiheit und Selbständigkeit — billige Forderungen für ein Volk von 400 Millionen Menschen; die Engländer wollen Indiens Rohstoffe, sein Geld und auch sein Menschenmaterial.

Dieser Kampf wurde bisher mit sehr ungleichen Mitteln ausgetragen, dem nationalen Idealismus der Inder standen britische

Tanks und Maschinengewehre gegenüber. Trotzdem besteht kein Zweifel, daß dieser Kampf einmal mit dem indischen Sieg enden wird.

England, das seit fast drei Jahrhunderten das Schicksal Indiens bestimmt, kämpft den schwersten Kampf seiner Geschichte. Die Stunde der indischen Freiheit ist damit nahe, und die Art, wie Indiens Zukunft gestaltet wird, ist eine Frage, die über Asien hinaus die ganze Welt betrifft.

Das Schicksal eines Fünftels der Menschheit wird sich in naher Zukunft entscheiden. Die restlichen vier Fünftel der Menschheit werden davon weitgehend beeinflußt werden; denn es wird sich in der ganzen Welt auswirken, ob 400 Millionen Menschen als Freie oder als Sklaven leben.

Neben dem großen Geschehen unserer Tage mag das Problem Indien etwas in den Hintergrund gerückt worden sein, aber es fordert eine der großen Entscheidungen, die das Bild unserer Welt auf lange Zeit bestimmen werden.

ERSTES KAPITEL

Was ist Indien?

Indien ist eine große Halbinsel, die, ebenso wie die Halbinsel Europa, mit der riesigen Landmasse Asien zusammenhängt, aber von dieser durch deutliche natürliche Grenzen, wie Gebirge, getrennt ist.

Indien ist kein einheitliches Land wie etwa Italien oder Deutschland, sondern ein Kontinent wie Europa mit seinen Problemen und Eigenheiten. Das Land ist zu groß, und seine Vergangenheit reicht zu weit zurück, um ein völlig einheitliches Indien entstehen zu lassen. Der Unterschied zwischen einem dunkelhäutigen Drawiden in Südindien und einem fast weißen Kaschmiri im Norden des Landes ist größer als der zwischen einem Norweger und einem Süditaliener. Die Kluft, die den kulturell hochstehenden Brahmanen von dem Paria trennt, ist gewaltiger als die zwischen einem europäischen Arbeiter und einem Gelehrten.

Auch die Kultur des Landes ist nicht vollkommen einheitlich, obwohl es dem Reisenden, der nur oberflächlich zu schauen versteht, so scheint. Er hat insofern recht, als z. B. die Frauen in ganz Indien das Wasser aus dem Dorfbrunnen in Ton- oder Metallkrügen graziös nach ihren Wohnhäusern tragen, die untereinander zum Großteil eine Ähnlichkeit des Baustils zeigen. Man kann aber, weil wir in Berlin, New York und Tokio die gleiche Art der Wasserleitung und Bauweise finden, noch nicht von einer gemeinsamen Kultur dieser drei Städte sprechen.

Europa mit seinen Gegensätzen und Problemen ist uns ein vertrauter Begriff. Bestanden im Jahre 1938 in Europa 32 Staaten, so setzt sich Indien aus 11 Provinzen und 562 Fürstentümern zusammen. Die Bevölkerung Indiens, die auf 400 Millionen Menschen geschätzt wird, spricht 220 verschiedene Sprachen und gehört neun verschiedenen Religionen an.

Auch landschaftlich und klimatisch zeigt Indien einige Gegensätze. Der Nordwesten und Belutschistan, die im Sommer außerordentlich heiß sind, haben im Winter Temperaturen, die weit

unter null Grad sinken. In anderen Teilen des Landes herrscht gleichmäßig tropisches Klima. Während in vielen Gebieten Belutschistans die jährliche Regenmenge 75 mm nicht übersteigt, hat Assam Niederschläge, die eine Höhe von 16 m erreichen; es gibt also kein einheitliches Klima. Ein solches wäre schließlich auch noch lange kein Beweis für die Einheitlichkeit des Landes. So zeigt z. B. der Wüstengürtel, der sich von Anatolien quer durch Asien bis nach China erstreckt, ein durchgehend einheitliches Klima, und trotzdem fällt es niemand ein, dieses Gebiet als ein Land zu bezeichnen.

Wir sehen also, daß Indien von Natur aus manche Unterschiedlichkeiten aufzuweisen hat. Als die Beamten der East India Company in Indien Fuß faßten, berichteten sie nach London von ihren Handelsverträgen mit Radschputen, von Kämpfen mit Bengalen und Mahraten. Für sie war die Halbinsel Indien noch ein Konglomerat verschiedener Reiche und Rassen.

Heute aber wehren sich nicht mehr Radschputen, Bengalen oder Mahraten gegen die britische Herrschaft, sondern ganz einfach 400 Millionen Inder. »Indien« ist wirtschaftlich, politisch und national zu einem einheitlichen Begriff geworden.

Man kann kaum ermessen, wieviel Idealismus, fanatische Arbeit und nationale Hingabe hinter dieser Tatsache stecken. Aber trotz dieser Opferbereitschaft wäre es den Indern nur schwer gelungen, den Nationalismus ihres Landes in kurzer Zeit so außerordentlich stark zu entfachen, wenn sie dabei nicht von den Engländern unterstützt worden wären.

Die Engländer selbst haben — gegen ihr Wollen und gegen ihre Interessen — geholfen, dem nationalen Begriff »Indien« Leben zu geben.

Stellen wir uns vor, die Horden Dschingis Chans, die im 13. Jahrhundert die Welt heimsuchten, hätten Europa nicht nur einen vorübergehenden Besuch abgestattet, sondern hier eine bleibende Herrschaft errichtet. Der erste Habsburger wäre dann kein selbständiger Herrscher gewesen, sondern bestenfalls ein

Statthalter der Mongolen. Die Mongolen hätten das weitere Schicksal Europas bestimmt, sie hätten die europäischen Kriege nur so weit zugelassen, als dadurch ihre Macht verstärkt worden wäre. Vielleicht würden sie in einer Gegend, die ihnen klimatisch zugesagt hätte, ihre Hauptstadt errichtet und den gewaltigen Verwaltungsapparat aufgebaut haben.

Wir Europäer hätten natürlich auf diese Wilden aus dem Osten voll Verachtung herabgeschaut, nicht anders als der Brahmane, der dem englischen Vizekönig die Hand nicht reichen kann, weil er sich durch diese Berührung beschmutzt fühlen würde. Aber unsere Verachtung wäre das einzige gewesen, was wir unseren Beherrschern hätten entgegensetzen können. Mit ihrer militärischen Macht und Organisation hätten sie jeden unserer Aufstände bald zu Boden geworfen, und aus Karakorum, der Hauptstadt in der Wüste, wäre alle fünf Jahre ein neuer Vizekönig nach Europa gekommen, um uns zu beherrschen.

Sosehr die Herrschaft der Mongolen vom freiheitlichen Standpunkt abzulehnen wäre, sie hätte Europa auch Gutes gebracht: eine Unzahl Kriege wäre vermieden worden, keine Zoll- und Handelsschranken hätten den Kontinent zerrissen, und wir hätten vor allem gelernt, als Europäer zu denken und zu handeln und unsere kleinen Streitigkeiten zu vergessen.

Sosehr wir auch alles Mongolische hassen würden, es bliebe uns nichts anderes übrig, als Mongolisch zu lernen, falls wir in unserem eigenen Land eine Rolle spielen wollten; denn Mongolisch wäre die Amtssprache. Europa hätte dann bald seine internen Streitigkeiten vergessen und würde sich geeint gegen den gemeinsamen Unterdrücker wenden. Wir würden seltener betonen, daß wir Deutsche, Franzosen oder Italiener seien, sondern wir würden uns hauptsächlich als Europäer fühlen. Wenn allerdings die Mongolen den alten Haß zwischen einzelnen Nationen besonders pflegten, dann könnten sie vor der ganzen Welt behaupten: Wie können wir Europa allein lassen? Wir bringen ihm den Frieden; allein würde es sich zerfleischen.

Indien hat diese Entwicklung durchgemacht — eine gemeinsame Unterdrückung und ein gemeinsamer Haß haben geholfen, die Rassen und Kasten rascher zu einen und zu Indern zu machen, als es ohne das Eindringen der Briten möglich gewesen wäre.

Die einheitliche Verwaltung, die einheitliche Währung und die einheitliche Amtssprache sind nur oberflächliche Erscheinungen der indischen Einigung; die große und tiefgehende Änderung hat sich in der indischen Seele selbst vollzogen. Der Hindu und der Moslem, der Brahmane und der Paria, sie alle fühlen sich heute in erster Linie als Inder. Hier liegt das große Geheimnis für die Erneuerung Indiens und der Garant für seine Zukunft.

Noch hat Indien nicht beweisen können, wie tiefgreifend dieser Wechsel gewesen ist. Solange der fremde Beherrscher Indien unterdrückt, ist es nicht schwierig, in Haß und Gegenwehr geeint zu sein. Die Stunde der Bewährung kommt in dem Augenblick, wo Englands Macht aus Indien schwindet. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß diese Stunde nahe ist. Indien erwartet voll Zuversicht und Vertrauen den Augenblick, da es seine Freiheit erkämpfen und sich ihrer würdig erweisen kann.

ZWEITES KAPITEL

Die lebende Vergangenheit

Dieses Buch soll einen Querschnitt durch das heutige Indien geben und nicht die reiche Vergangenheit des Landes erzählen.

Aber schon in dem jungen Amerika und noch mehr in Europa ist es unmöglich, alle Probleme der Gegenwart zu verstehen, ohne ihrem Ursprung nachzugehen, der einige Jahrhunderte zurückliegen mag. Dabei sind wir junge Völker, und was im Mittelalter oder Altertum das Leben unseres Volkes beeindruckte, ist heute fast vergessen.

Anders in Indien. Vor vielen Jahrtausenden suchten die Philosophen der eingewanderten Arier zu erklären, warum sich das Leben der einzelnen Menschen so verschieden abspiele. Wo war die Gerechtigkeit des Alls, wenn der eine während seines Lebens leiden mußte, während dem anderen alles glücklich von der Hand ging? Die Philosophen fanden eine Erklärung: Es sei nicht nur ein Leben, das wir zu leben hätten, sondern eine Unzahl. Jedes Leben sei die Belohnung oder Bestrafung der vorhergegangenen, das höchste Ziel aber sei es, der ewigen Wiederholung dieser Leben zu entrinnen und ins Nirwana aufzusteigen. Vor vielen Jahrtausenden lehrten das die Philosophen – und ganz Indien lebt und leidet heute noch unter der Lehre des Karma.

Ein anderes Beispiel: Auf einer Landstraße Indiens geht ein Brahmane; den Kopf stolz erhoben, schreitet er dahin. Ein anderer Inder kommt ihm entgegen. Kaum erblickt er den Brahmanen, als er seitlich ins Steppengras flüchtet und demütig den Kopf senkt. Ohne ihn zu beachten, geht der Brahmane an dieser ihm selbstverständlichen Huldigung vorbei. Paria und Brahmane, Spitze und Sockel der Hinduhierarchie, sind einander begegnet.

Auch die Wurzel dieses Übels reicht Jahrtausende zurück. Als die hellhäutigen Arier mit den dunklen Drawiden zusammenstießen, erwachte in ihnen der Stolz der Rasse, sie wollten sich mit diesen »Leuten ohne Nasen« nicht vermischen. Und aus den ältesten Rassegesetzen entwickelte sich wahrscheinlich das Kasten-

wesen, das Indien in Hunderte und Tausende von verschiedenen Gruppen zerreißt und 50 Millionen Unberührbare zu einem elenden Leben verdammt.

Indiens Gegenwart ist seine lebende Vergangenheit. Die Regeln, Gesetze und Probleme, die das Gesicht des heutigen Indiens gestalten, wurzeln in der grauen Vorzeit. Um die Gegenwart dieses Landes zu verstehen und die Zukunft deuten zu können, muß man seine Geschichte betrachten.

Am Indus fand man die Reste einer Stadt, die mit Ur um die Ehre wetteifert, eine der ältesten der Erde zu sein. Dreieinhalb Jahrtausende vor der Zeitwende dürfte diese Stadt gegründet worden sein. Wie lange sie bewohnt war, weiß man nicht, aber bis jetzt hat man bereits sieben Städte ausgegraben, von denen eine immer über den Trümmern der älteren erbaut worden war. Diese Stadt Mohenjo-daro wurde von hochstehenden Rassen errichtet; die breite, gerade Hauptstraße führt genau in der Nordsüdrichtung, die Kanalisation war derart, daß die meisten modernen indischen Städte die Stadt aus der grauen Vorzeit beneiden müssen.

Man fand in dieser Stadt Lingamsteine, genau so wie sie heute in Hunderttausenden von Tempeln Indiens angebetet werden. Eine kleine, wohlgebildete Statue des Gottes Schiva wurde ausgegraben. Die Menschen von Mohenjo-daro müssen zu denselben Göttern gebetet haben wie Gandhi oder Tagore. Man bedenke: durch fünf Jahrtausende derselbe Glaube so mächtig und stark, daß er alle Eindringlinge, mit Ausnahme der Mohammedaner, für sich gewinnen konnte.

Wer diese Stadt gebaut und bewohnt hat, weiß man nicht. Heute liegen die Ruinen von Mohenjo-daro 200 Kilometer landeinwärts; vielleicht wurde die Stadt vor 5000 Jahren von den Fluten des Meeres umspült, und ihre Bevölkerung war aus einem anderen hochentwickelten Land zugewandert.

Die ältesten Bewohner Indiens dürften die primitiven Stämme sein, deren Zahl ungefähr acht Millionen beträgt. Sie leben in Bihar und Bengalen auch heute noch zum Teil wie Relikte aus

der Steinzeit. Sie haben mit der wunderbaren Stadt am Indus nichts zu tun gehabt.

Die Rasse, die zuerst einen großen Teil Indiens in ihren Besitz brachte, waren die Drawiden, dunkelhäutige Menschen mit flachen Nasen. Trotz der Vermischung mit den später eingedrungenen Ariern findet man Drawiden ziemlich reiner Rasse im südlichen Drittel Indiens.

Woher die Drawiden kamen, ist unbekannt; wahrscheinlich, wie auch alle späteren Eindringlinge, aus dem Nordwesten, denn in Belutschistan wird auf einem kleinen Gebiet noch ein drawidischer Dialekt gesprochen. Bevor die Arier Indien erreichten, waren die Drawiden die Herren des Landes. Sie bauten aus Ziegeln Städte, Burgen und Tempel, die mit einer Unzahl Skulpturen verziert waren, sie unterhielten Handel mit den Phöniziern und Ägyptern, und es schien, als könnten sie nie in ihrer Herrschaft und in ihrem Besitz bedroht werden.

Der Gebirgswall, der Indien gegen Norden schützt, ist in den afghanischen Bergen durch tiefe Pässe unterbrochen. Die Geschichte Indiens ist die der Einfälle über diese Pässe.

Die ersten, die kamen, waren die Arier. Ein unbekannter Drang hatte sie aus ihrer Heimat aufbrechen lassen, und während ein Teil Europa überflutete, wandten sich die anderen der fruchtbaren Ebene Indiens zu. Im 2. Jahrtausend vor der Zeitwende kamen die starken, fröhlichen, kampfesfrohen Arier in das indische Tiefland.

Die vier Weden, Sammlungen von Gebeten und Zaubersprüchen, sind die ältesten schriftlichen Aufzeichnungen der Arier. Aus den Weden hat sich eine große religiöse Literatur entwickelt, die das Leben des Hindu bis ins kleinste bestimmt. Manche Hindu sprechen noch heute Gebete aus den Weden, und moderne Politiker haben das Schlagwort »Zurück zu den Weden« geprägt.

Für die arischen Nomaden war die Kuh das wichtigste Tier, sie trug Lasten und gab Nahrung, sie wurde zur »zweiten Mut-

ter«. Die heutige Anbetung der Kuh mit all ihren wirtschaftlichen Folgen geht auf die Hochschätzung der Kuh durch die Arier zurück.

Im ganzen hinduistischen Indien werden die Toten verbrannt; denn Feuer ist reinigend und heilig. In ganz Indien werden Flüsse, Seen und Tümpel als heilig verehrt. Wasser und Feuer galten schon den Ariern als göttlich, denn aus ihrer Vereinigung sollte das Leben entspringen.

Wohin immer wir blicken — alle religiösen und sozialen Gesetze der Hindu sind uralt, starr und unverrückbar, sie lassen sich Jahrtausende zurückverfolgen.

Trotz der Rassengesetze vermischten sich die Arier im Laufe der Jahrhunderte mit den Drawiden. Die reinsten Typen der Arier findet man heute bei den stolzen Pandits in Kaschmir oder im Pandschab.

Es scheint, als ob das heiße Klima der indischen Ebene und die schwülen Dschungel die Eindringlinge müde und apathisch gemacht hätte. Die Drawiden konnten dem lebendigen Geist der Arier nichts Gleichwertiges entgegensetzen. Und die Arier wieder waren müde, als die frischen, problemlosen Mohammedaner kamen. Der englische Einbruch fand die sonst so kampfgewohnten Anhänger des Islam durch die indische Sonne geschwächt vor. Wie ein ehernes Gesetz wiederholt sich in der indischen Geschichte derselbe Rhythmus — Einbruch einer starken Rasse in das Tiefland und darauffolgendes Ermüden dieser Rasse.

Die Philosophen der Arier waren große Denker. Sie begannen, über die verschiedenen Rätsel des Lebens zu grübeln, und fanden ihre Erklärungen. Das taten die Philosophen jeder Zeit und jedes Landes, aber nirgends übte die Philosophie einen so starken und bleibenden Einfluß auf das tägliche Leben aus wie in Indien.

Tausende von indischen Frauen sterben noch heute jährlich im Kindbett, weil einer jener frühen Philosophen die schwangere Frau als unrein ansah.

Ungefähr im 6. Jahrhundert vor der Zeitwende entstand die Lehre vom Karma, von der Seelenwanderung. Die grenzenlos traurige, unheilbare Schwermut, die vielen Hindu eigen ist, war die Folge dieser Lehre. Es gab kein Entkommen vor dem Karma. Man war in diese Welt gesetzt, um die Taten eines früheren Lebens zu büßen oder für sie belohnt zu werden. Das Leben selbst wurde zu einem Zwang, das einzig Wesentliche war die Seele, die eine Unzahl von Wiedergeburten durchmachen mußte, bevor ihr als letztes Ziel das Nirwana winkte. Man konnte wohl für dieses Ziel leben, aber wie gering war die Hoffnung, es zu erreichen. Ließ man nur eine der schwierigen Regeln der Kaste außer acht, so mußte man die Reihe der Wiedergeburten auf der tiefsten Stufe neu beginnen. Wie wenig Hoffnung gab es! Wie wenig Sinn hatte es, gegen dieses Schicksal und seine Gesetze zu kämpfen! Wie will man heute von einem Mann, dessen Vorfahren durch Jahrtausende unter diesem Druck gelebt haben, erwarten, daß er sich wie ein abendländischer Revolutionär gebärdet?

Zur gleichen Zeit ungefähr — im 6. Jahrhundert vor der Zeitwende — begann die Entstehung der Kasten. Die Arier fühlten sich den dunkelhäutigen Drawiden überlegen. Sie mischten sich mit ihnen, d. h. arische Männer zeugten mit drawidischen Frauen Mischlinge, wie es der Mann der überlegenen Rasse selten für schimpflich findet, einen Bastard zu zeugen. Im Anfang gab es vier Kasten: Krieger, Priester, Bauern und Arbeiter. Die Arier gebrauchten übrigens das Wort Varna (Farbe) für diese Gruppen, und die unterste Stelle nahmen die reinrassigen dunkelhäutigen Drawiden ein.

Im Bestreben, die Rasse zu schützen, lag der Ursprung des Kastenwesens. Es war nur ein Ursprung. Die Abgeschlossenheit der einzelnen Ortschaften, die Entwicklung gemeinsamen Handwerks, der Zusammenhalt der einzelnen Stämme waren weitere Gründe, die schließlich zu dem heutigen komplizierten Kastenwesen geführt haben.

Die Kaste ist Aristokratie im reinsten Sinn. Ein Unberühr-

barer kann dank seiner Tüchtigkeit ein reicher Kaufmann oder sogar ein berühmter Gelehrter werden. Der ärmste oder dümmste Brahmane gilt ihm aber weit überlegen. Es gibt kein Entfliehen aus der Kaste. Wie in einem Gefängnis sitzt der einzelne Hindugläubige innerhalb der Grenze seiner Kaste, weder durch Heirat noch durch Tod kann er der Kaste entrinnen. Wieder einmal haben die Philosophen und die Gewohnheit dem Können des einzelnen Grenzen gesetzt.

Dieser Kastenbau war wie eine Pyramide, an deren Spitze der Brahmane stand. Er schuf die Gesetze, er wußte den Weg durch all die Fährnisse, er und seine Lehre waren etwas Bleibendes. Königreiche entstanden und zerfielen wieder, der Einfluß des Brahmanen blieb.

Er und seine Lehre regelten das Leben des einzelnen bis ins kleinste Detail. Das Leben des orthodoxen Hindu wurde zu einem harten, aufreibenden Kampf um den abstrakten Begriff »Reinheit«. Er durfte nur Speisen zu sich nehmen, die von Personen bestimmter Kastenzugehörigkeit gekocht waren. Ein Brahmane darf keine Nahrung zu sich nehmen, die »ihm von einem Dieb, Zimmermann oder Wucherer gereicht wird, noch von einer Frau, die keine männlichen Verwandten hat, noch von einem Mann, der unter dem Pantoffel seiner Frau steht,« usw.

War eines dieser Ge- oder Verbote überschritten, so bedurfte es langwieriger und schwieriger Reinigungen.

Gegen diese starre, unbewegliche, festgefügte und komplizierte Welt des Hinduismus stieß im 10. Jahrhundert der Islam. Hier gab es kein Ineinanderaufgehen, es war, als wenn zwei feindliche Elemente gegeneinandergeprallt wären. Feuer und Wasser können nebeneinander bestehen; sie können sich sogar berühren, aber niemals mischen.

Wenn man den Hinduismus in seiner Vielfalt erklären will, kann man ihn eine Anbetung Gottes von der primitivsten animistischen bis zur kompliziertesten philosophischen Form nennen.

Bisher hatte er alle ihm begegnenden Religionen und Philo-

sophien in sich aufgenommen. Wie eine Amöbe verschluckte er die Götter anderer Völker, um ihnen in seinem eigenen, dehnbaren Himmel einen Sitz zu geben und so die Völker in die Gemeinde der Hindu aufzunehmen. Aber die amöbenhafte Gelenkigkeit des Hinduismus hatte im Laufe der Jahrtausende ihre Kraft verloren; geblieben war eine große Starrheit, die zwar Kraft, aber im Zusammentreffen mit einem mächtigen Gegner auch Schwäche bedeuten konnte.

Zwischen Islam und Hinduismus gab es kein Ineinanderübergehen. Die Bauwerke, Tempel und Moscheen, zeigen allein schon den Unterschied in der Gedankenwelt.

Die Moschee: streng und einfach in ihren Formen; das Detail tritt völlig zurück, um den Eindruck der Gesamtlinienführung nicht zu verwischen. Der Islam entstand in der Wüste. Ihre Einheit, Härte und Weite drückt sich in diesem Bau aus. Keine Einzelheit zieht die Aufmerksamkeit des Betenden auf sich. Es gibt keinen Gott außer Allah; Menschenhand ist es verboten, ihn abzubilden. Wo könnte man sich besser in ihn vertiefen als in einem Raum, dessen Weite an die Wüste erinnert?

Der Hindutempel dagegen ist eine Übereinanderhäufung von Einzelheiten, die den Gesamtbau völlig in den Hintergrund treten lassen. Skulpturen von Göttern, Dämonen, Liebesszenen sind im bunten Wirrwarr nebeneinander gereiht. Auch hier finden wir wieder die Landschaft dargestellt, in der diese Religion entstanden ist. Nicht die weite Wüste oder die Steppe, sondern die Dschungel mit ihrer Unzahl von Blättern und Ästen, die das grelle Licht zerteilen und in Schatten und kleine bewegte Sonnenstrahlen aufteilen, ist die Heimat der Hinduphilosophen.

Der Islam ist demokratisch — vor Allah sind alle gleich. Wie ein militärischer Drill sieht es aus, wenn Hunderte von Mohammedanern sich im Gebetsrhythmus neigen und die einzelnen Betenden verschwinden; sie bleiben eine einheitliche Masse. Der Mensch ist nur als Teil des Ganzen und nicht als einzelnes Individuum von Bedeutung.

Die Hinduhierarchie ist aufgeteilt in Tausende von Kasten, die Mitglieder jeder dieser Kasten aber sind untereinander nicht ähnlich in der Anbetung; sie können zu vielen verschiedenen Göttern beten und nicht nur zu einem einzigen Gott.

Der Hindu will keine Einheit, sein Bestreben ist es, zu analysieren und aufzuteilen. Die Netzflechter, die eine eigene Kaste bilden, sind damit nicht zufrieden — weben doch manche von ihnen von links nach rechts, während andere die umgekehrte Richtung einschlagen. Das Ergebnis sind zwei neue Kasten: Linksweber und Rechtsweber. Bald wird sich auch hier wieder ein kleiner Unterschied zeigen und die Einheit weiter zersplittert werden.

Der Hindu ist tolerant, wenn man von seiner ängstlichen Sorge um seine »Reinheit« absieht. Er ist bereit, über religiöse Probleme zu philosophieren; seine Lehre ist so dehnbar und vielfältig, daß er in den meisten anderen Glaubensbekenntnissen etwas Ähnliches findet.

Der Mohammedaner hingegen ist ein Fanatiker; seine Lehre ist starr und unverrückbar, es gibt keine Kompromisse. Entweder man ist Anhänger des Propheten oder Feind des Islam, eine Zwischenstellung gibt es nicht. Alles ist klar und eindeutig, auch die Lehre, daß man die Feinde des Propheten bekämpfen soll.

Dieser an sich schon gegebene Gegensatz wurde durch die Art und Weise verschärft, in der die Mohammedaner in Indien einfielen.

Mahmud von Ghasni machte die Hindu Nordindiens mit dem Islam bekannt. Er hatte geschworen, daß er zu Ehren Allahs jedes Jahr in Indien einfallen würde. Wenn er auch diesen Schwur nicht ganz erfüllen konnte, so tat er doch sein Bestes, um sich seines Beinamens »Der Götzenzerstörer« würdig zu erweisen. Von jedem seiner Beutezüge brachte er Sklaven, Kostbarkeiten und Schmuck mit in die Heimat, und Ghasni, seine Hauptstadt in Afghanistan, sah bald wie eine blühende, überreiche Stadt Indiens aus.

Eines der größten Heiligtümer des Hinduismus war der Tempel Somnath bei Kathiawar. Zu besonderen Zeiten fanden sich dort 200000 bis 300000 Pilger ein. 2000 Priester, 300 Musikanten und 500 Tänzerinnen sorgten für das geistige und leibliche Wohl der Pilger.

Mit 45000 Reitern und 1300 Elefanten näherte sich Mahmud dem heiligen Tempel. Die Hindu sind gewöhnlich keine großen Kämpfer, aber die Nähe ihrer Götter feuert sie zu großen Taten an. Drei Tage dauerte der Kampf, Verstärkungen rückten an, und es schien, als sollten die Mohammedaner den Göttern der Hindu nicht gewachsen sein. Da riß Mahmud durch seinen persönlichen Einsatz seine Leute zu einem letzten Angriff mit — Somnath fiel.

Man stelle sich vor, die Engländer zerstörten Benares. Grenzenloser Haß der frommen Hindu würde sie verfolgen. Die Moslem aus Afghanistan hatten Somnath zerstört und die Götter in Stücke geschlagen oder, wenn sie aus Gold gebildet waren, nach ihren kahlen Bergen fortgeschleppt. Die Kluft, die noch heute zwischen Moslem und Hindu klafft, ist nicht zuletzt auf die Taten des »Götzenzerstörers« zurückzuführen, und diese Kluft ist zu dem bestimmenden Faktor im indischen Schicksal geworden.

DRITTES KAPITEL

England in Indien

Manche Philosophen haben ihre Lebensaufgabe darin erblickt, »Wahrheit« zu suchen. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß es eine letzte Wahrheit gar nicht gibt.

Eine »wahre« Geschichtsschreibung ist kaum möglich, es sei denn, daß man sich auf die chronologische Aufzählung von Tatsachen und Ereignissen beschränkt. Eine Tat allein für sich kann weder gut noch böse sein, erst die Absicht, die sie geschehen ließ, läßt ihre Berechtigung erkennen. Absichten aber kann man kaum mehr objektiv deuten, man lehnt sie ab, oder man heißt sie gut.

Besonders schwierig ist es, eine Geschichte des Kampfes der Engländer um die Herrschaft in Indien zu schreiben; denn indische Anklage und britische Rechtfertigung stoßen hart aufeinander.

Aus den Urteilen neutraler und selbst englischer Beobachter geht klar hervor, welche Bürde die »satanische Herrschaft« Britanniens für das indische Volk bedeutet. Wir wollen hier nur einen Vertreter dieser Richtung zu Wort kommen lassen, Sir Joynsen-Hicks, den Innenminister unter Baldwin: »Wir haben Indien nicht um der Inder willen erobert. Ich weiß wohl, daß auf Missionsversammlungen gesagt wird, wir hätten das Land erobert, um die Kulturstufe der Inder zu heben. Das ist aber eine unbewußte Heuchelei. Wir haben vielmehr Indien erobert, um uns einen Absatz für unsere Waren zu sichern. Wir haben das Land mit dem Schwert erobert, und mit dem Schwert müssen wir es uns jetzt erhalten. – Sagen Sie, was Sie wollen. Ich habe es mit Tatsachen zu tun. Auch mich interessiert die Missionstätigkeit in Indien, und ich habe in dieser Richtung selbst manches geleistet. Aber ich vermag nicht zu heucheln und zu sagen, wir hielten Indien um der Inder willen fest in der Hand. Wir halten das Land fest, weil es für britische Waren im allgemeinen und für die Baumwollwaren Lancashires im besonderen kein besseres Einfuhrgebiet gibt.«

Wir dürfen aber nicht verschweigen, um in der Beurteilung

der Lage in Indien keine falsche Meinung hervorzurufen, daß es auch andere Stimmen gibt. Die Meinung über die britische Herrschaft in Indien ist geteilt. Wir wollen zuerst die Ereignisse, die zur britischen Machtstellung in Indien geführt haben, betrachten und später auf die Probleme eingehen, die das heutige Britisch-Indien bietet.

Der Anlaß für weltbewegende Ereignisse ist häufig trivial und völlig unromantisch. Amerika wurde entdeckt, weil man einen kürzeren und daher ökonomischeren Weg nach dem reichen Indien suchte. Indien geriet unter die englische Herrschaft, weil eingepökeltes Fleisch einen faden, unbekömmlichen Geschmack besitzt, falls man es nicht ausgiebig würzt.

Die Viehwirtschaft im mittelalterlichen England war sehr primitiv; eine Winterfütterung war unbekannt. Im Herbst begann ein großes Schlachten, und das eingepökelte Fleisch mußte für lange Zeit genießbar sein. Der Bedarf an Gewürzen stieg dadurch. Als die Engländer gelegentlich ein portugiesisches Schiff kaperten, erregte die hauptsächlich aus Gewürzen bestehende Ladung ihr Interesse – das Schiff kam aus Ostasien.

Mit einem Kapital von 30000 £ wurde im Jahre 1600 die »East India Company« in London gegründet. Zweck dieser Gesellschaft war nicht die Eroberung fremden Landes, sondern gewinnbringender Handel; denn in London warteten die Aktionäre auf ihre Dividenden. Die englischen Schiffe fuhren zuerst meist nach den Gewürzinseln, von wo sie aber schließlich durch die Holländer vertrieben wurden. Daraufhin faßten sie in Indien festen Fuß.

Die Franzosen hatten sich in Indien bereits wichtige Stützpunkte geschaffen. Ihr Gouverneur Dupleix gab sich vielleicht schon dem imperialen Traum eines Französisch-Indiens hin; Leute wie Clive und Warren Hastings setzten ihn in die Tat um, nur daß sie das Vorzeichen »Französisch« in »Britisch« verwandelten. Man kann keinem dieser Männer nachrühmen, er sei ein untadeliger Gentleman gewesen; ihre Methoden waren im Gegenteil etwas rauh und manchmal verbrecherisch.

Der Kampf um Indien wurde zwar unter englischer bzw. französischer Führung, aber mit indischen Truppen ausgefochten. Das Reich der islamischen Moguln, das sich über den größten Teil Nordindiens und Afghanistans erstreckte, hatte seinen Höhepunkt überschritten. Die Engländer hatten es nicht schwer, das Erbe anzutreten. Die indische Uneinigkeit ließ viele kleine Fürstentümer entstehen, die eines nach dem anderen die Überlegenheit anerkennen und das skrupellose Vorgehen des jeweiligen Generalgouverneurs erdulden mußten. Dem indischen Volk selbst war Eroberung und Unterwerfung nichts Neues; die Plünderungen Nadir Schahs und Ahmad Schahs standen noch in frischer Erinnerung. Ob Briten, Afghanen oder Perser das Land eroberten und ausbeuteten, das machte für den indischen Bauer wenig Unterschied. Er atmete vielleicht sogar etwas auf, denn seine Frauen und Töchter waren unter den wenigen Engländern sicherer als unter den afghanischen Horden, die die Schönheit der feingliedrigen Inderinnen wohl zu schätzen wußten.

Überlassen wir uns jetzt ein wenig der geschichtlichen Spekulation, und nehmen wir an, der britische Krämergeist hätte in Indien keinen wertvollen Markt entdeckt und es daher nicht erobert. Fünfzig oder hundert Jahre später war die Welt schon so klein geworden, daß Indien unbedingt mit europäischen Mächten hätte in enge Berührung kommen müssen. Es scheint ausgeschlossen, daß Indien in dieser Zeit eine Zentralgewalt geschaffen hätte, die imstande gewesen wäre, das Land zu verteidigen. Spanier, Portugiesen, Franzosen, Holländer, Engländer und Deutsche hätten in Indien Kolonien gegründet, es wäre zu einem zweiten Afrika geworden, womit es in Zukunft die Vorzüge der einheitlichen Währung, der einheitlichen Amtssprache und der einheitlichen Zollgrenze entbehrt, aber trotzdem unter dem Druck einer fremden Herrschaft gelitten hätte. Wenn heute der Kongreß mit Berechtigung von einem nationalen Indien sprechen kann, so verdankt er das auch der Laune des Schicksals, die ein Volk zum Herrn über Indien gemacht hat.

Je mehr Land die Gesellschaft eroberte, desto größer wurden ihre verwaltungstechnischen Aufgaben. Das hatte zur Folge, daß 1780 das britische Parlament die Oberaufsicht über die Gesellschaft übernahm, und bis 1854 war der Großteil Indiens unter britische Herrschaft geraten. Nach der »großen Meuterei« übernahm die Krone selbst am 1. November 1858 die Herrschaft über Indien.

Die »große Meuterei«, der Sepoyaufstand im Jahre 1857, hat verschiedene Ursachen und wird verschieden gedeutet. Manche sehen in ihm das letzte Aufflackern des indischen Freiheitswillens, andere den Beginn des nationalen Lebens, das sich heute etwas unblutiger in Resolutionen des Kongresses äußert. Der letzte Anlaß zur Meuterei waren mit Rinds- und Schweinetalg gefettete Patronen, deren Verwendung sowohl von den Hindu als auch von den Mohammedanern abgelehnt wurden; denn den einen ist die Kuh heilig, den anderen gilt das Schwein als unrein.

Die wahren Ursachen sind natürlich komplizierter und lassen sich nicht so einfach erklären. Die indische Bevölkerung war, wie schon gesagt, an Unterdrückung gewöhnt, die britische Herrschaft allein würde sie nicht gerade zu einer Revolution verleitet haben. Die Briten befleißigten sich in Glaubenssachen einer großen Zurückhaltung und waren nicht darauf aus, zu bekehren: »Traurig ist es freilich, daß unsere Untertanen Muselmänner und Heiden sind und also voraussichtlich zur Verdammnis verurteilt sind. Aber es ist besser, im Handelsverkehr mit zahlungsfähigen Ungläubigen zu tun zu haben als mit rechtgläubigen Bankrotteuren.« Die Briten verletzten wohl die religiösen Gefühle der breiten Masse kaum.

Daß es trotzdem zu einem so ausgebreiteten Aufstand kam, hat, neben der Ausbeutungspolitik der Engländer, seinen Hauptgrund wahrscheinlich darin, daß zwei so völlig fremde Kulturen und Weltauffassungen wie die europäisch-christliche und die asiatisch-hinduistische bzw. asiatisch-islamische aufeinander-

stießen. Zu Beginn ihres Aufenthaltes in Indien waren die Engländer zahlenmäßig zu schwach und zu wenig mächtig, um ihre Kultur und ihre Gedankenwelt im Lande zu verbreiten. Mit der Zeit hatte sich das geändert, und die Brahmanen, Exponenten und Nutznießer des hinduistischen Geisteslebens, wurden zu den ärgsten Hassern alles Englischen.

Ein weiterer nicht zu unterschätzender Grund für den Aufstand war das allgemeine Erwachen der farbigen Völker und das Herabgleiten der »weißen Götter« von ihren Sockeln. Die Engländer selbst hatten wenige Jahre zuvor in Afghanistan eine blutige Schlappe einstecken müssen, und die Japaner begannen gerade zu zeigen, daß man den weißen Herren nicht immer gehorchen muß, sondern daß man ihre Methoden auch nachahmen kann. Die Zeit der Unumschränktheit der weißen Götter war endgültig vorbei.

Die Meuterei konnte von den Engländern niedergeworfen werden, weil sie, außer in Oudh, nicht zu einem nationalen Aufstand wurde. Wäre Indien damals einig gewesen, es hätte die englische Herrschaft abschütteln können. Aber die meisten Fürsten unterstützten die Briten; die Bewohner des Pandschab und die Sikh schlossen sich der aufständischen Bewegung nicht an. Der Maharadscha von Nepal sandte den Engländern 40000 Soldaten zu Hilfe. Der türkische Sultan erließ sofort einen Aufruf an die Mohammedaner Indiens, die Sache der Engländer zu unterstützen. Die Engländer unterdrückten also den Aufstand mit Hilfe der uneinigen Inder. Daß sie sich dabei unmenschliche Grausamkeiten zuschulden kommen ließen, trug nicht dazu bei, das Ansehen des weißen Mannes zu heben.

Unter dem angenommenen Namen »Carthill« geißelt ein genauer Kenner Indiens – man vermutet, es sei der frühere Vizekönig Lord Curzon – in seinem Buch »Verlorene Herrschaft« die britische Regierungsmethode in Indien: »Eine Regierung, die sich nur durch regelmäßig wiederholte Schlächtereien halten kann, erscheint mir wenig besser als eine Anarchie, und es besteht keine besondere Veranlassung, unter großen Kosten Aus-

länder zu importieren, um Indien die Segnungen der Anarchie zu bescheren. Diese könnten sich die Inder durch Selbstversorgung (swadeshi) in so hohem Maße verschaffen, daß der Anspruchsvollste zufrieden wäre.«

England fühlt sich als Mutterland der Demokratie, und es ist darauf nicht wenig stolz. Das englische Volk entscheide über das Schicksal Indiens, lautet der Propagandaruf der englischen Demokraten. Es ist schwer, sich vorzustellen, daß der schmutzige, hohlwangige Kumpel aus Wales das Wohl und Wehe Indiens bestimmt, das für ihn ein nichtssagender Begriff ist. Aber nehmen wir an, die Regierungsform Englands trage den Namen Demokratie zu Recht. Unter der Patronanz dieser Demokratie steht dann der britische Despotismus in Indien. Wenn zwei so entgegengesetzte Regierungsformen wie Demokratie und Despotismus miteinander verwachsen, dann müssen sie wohl Wasser in den klaren Wein ihrer Lehre gießen, um nebeneinander bestehen zu können.

Wir wollen hier nicht die Demokratie Englands, sondern nur den Despotismus in Indien untersuchen. Orientalen sind an Despotismus gewöhnt; seit Jahrhunderten haben sie nichts anderes gekannt. Sie nehmen den grausamsten Despoten willig hin, wenn er ihnen von Zeit zu Zeit ein glanzvolles Schauspiel bietet. Vom indischen Volk wäre den Engländern geringer Widerstand geboten worden, wenn sie die Despotie der Moguln und Maharadschas fortgesetzt oder verstärkt hätten.

Die englischen Generalgouverneure und Vizekönige verspürten dazu manchmal sicher Lust, und sie erkannten auch die Vorteile dieser Regierungsform, aber 10000 Kilometer von dem Schauplatz ihrer Tätigkeit entfernt saß der Staatssekretär für Indien, dem der Vizekönig dafür verantwortlich war, daß die heiligen Rechte der Demokratie nicht allzusehr geschmälert wurden.

Carthill sagt in seinem schon erwähnten Buch über die Möglichkeit einer vollständigen Gewaltherrschaft über Indien: »Es

muß bemerkt werden, daß die landläufige Redensart, ‚man kann alles mit Bajonetten tun, nur nicht darauf sitzen', im letzten Teil des Satzes nicht allgemein richtig ist. Vorausgesetzt, daß die Bajonette genügend zahlreich sind, daß damit fest zugestoßen wird, damit das Opfer sich nicht entwinden kann, und daß sie ordentlich und symmetrisch in einer bequemen Form angeordnet sind, ist es möglich, darauf ein Gerüst zu errichten, das — von einem mit Sternen, Lilien oder Bienen bestickten Staatstuch bedeckt — einen ziemlich standfesten Konsulsessel oder Kaiserthron abgeben kann.«

Der demokratische Despotismus in Indien treibt seltsame Blüten. Während meines Aufenthalts in Indien staunte ich immer wieder über die unvorsichtige Offenheit, mit der sich Inder mir gegenüber voll Abscheu und Haß über die englische Regierung äußerten. Sie wußten zwar, daß ich kein Engländer war, aber ich hätte immerhin englandfreundlich sein und ihre Äußerungen weitergeben können. Das hinderte sie aber nicht daran, den Vizekönig einen Verbrecher zu nennen und ihre Zustimmung zu gelegentlich erfolgten Bombenattentaten gegen britische Würdenträger zu äußern. Sie schienen gar nicht in Erwägung zu ziehen, daß ihnen diese freimütige Offenheit irgendwie schaden könnte. Und sie waren mit dieser Ansicht völlig im Recht.

Regierungsfeindliche Gedanken, selbst wenn sie in Zeitungen veröffentlicht werden, sind anscheinend in demokratischen Despotien noch nicht strafbar. Während die Engländer feindliche Presseäußerungen entweder aus Selbstsicherheit ignorieren oder damit eine bestimmte Taktik verfolgen, die wir gleich untersuchen werden, wissen die Inder eine ihnen wohlmeinende Presse sehr zu schätzen.

Strenge ist hart, Milde kann aber viel härter sein. Darauf läuft die großzügige Duldung regierungsfeindlicher Äußerungen durch die britische Regierung häufig hinaus. Ob es nun ungewollt oder im Verfolg der »divide et impera«-Politik geschieht, läßt sich schwer sagen. Ich erinnere mich folgenden Vorfalls, der sich

im Pandschab abgespielt hat. Viele Jahrzehnte lang hatten die Sikh ihren Tempel, der in einem gartenähnlichen Park stand, in Frieden und Ruhe besucht. Da fand ein mohammedanischer Baumeister auf Grund alter Pläne heraus, daß dieser Tempel vor langer Zeit eine Moschee gewesen war. Am selben Abend fanden die ersten Zusammenstöße zwischen Sikh und Mohammedanern statt. Die englische Behörde hätte damals durch einige Verhaftungen leicht eingreifen können, und die Sache wäre damit erledigt gewesen. Statt dessen wurden die Rädelsführer nur verwarnt. Wenig später hatten die Unruhen auf den ganzen Pandschab übergegriffen, und Tote und Verletzte waren das Ergebnis. Die Inder behaupteten, es sei die geschickte englische Politik des »teile und herrsche« gewesen, die es so gewollt habe.

Aber auch die demokratischen Engländer kritisierten die indische Regierung, wo sie nur konnten. So hieß es z.B. zuerst, es sei ein Verbrechen, von den verantwortlichen Männern zu verlangen, daß sie die schwierigen Staatsgeschäfte von der heißen indischen Ebene aus zu regeln hätten. Sobald die Regierung während der Sommermonate nach Simla übersiedelte, konnte man im »Daily Herald« lesen: »Von diesem isolierten Orte, aus einer sowohl geistigen als auch physischen Entlegenheit, umgeben von den schweigsamen Bergen, hinter denen die Sonne in ihrer vollen Schönheit auf- und niedergeht, wird Indien durch den Vizekönig und dessen Rat regiert. Das System läßt selbst in normalen Zeiten viel zu wünschen übrig. Die Zentralregierung verliert die Fühlung mit den Provinzverwaltungen. Sie verliert jeden persönlichen Kontakt mit dem Volke, sie hat kaum eine Ahnung von den Gerüchten, Hoffnungen und Enttäuschungen, die die zahllose Menge dort unten bewegen. Keine englische Zeitung erscheint in Simla, diejenigen anderer Städte sind zwei, drei Tage alt. – Es ist, als ob man Europa von Archangelsk aus regierte. Simla mit seinem strengen gesellschaftlichen Kodex, getrennt von der leidenschaftlichen Welt durch die kahlen Berge,

strebt mehr und mehr danach, die einander ablösenden Vizekönige in den engen Kreis ihrer Räte einzusperren.«

Immer größer wurde der Gegensatz zwischen der britischen Regierung und den indischen politischen Führern. Die Welt war klein geworden; die westliche Technik hatte sie erschlossen – Reisen von Indien nach Europa und umgekehrt waren etwas Alltägliches und wenig Zeitraubendes. Inder kamen nun häufig nach Europa und besonders nach England. Sie hörten aus englischem Munde Schlagworte wie »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«, und sie wußten, daß die Engländer von dieser milden Theorie in der indischen Praxis weit abwichen. In England wurden die Inder nicht nur wie gleichberechtigte, sondern wie illustre Gäste behandelt. In Indien waren sie dem Weißen gegenüber, mochten sie noch so reich oder angesehen sein, gesellschaftlich unterlegen. Die Inder, die eine höhere Stelle in der Verwaltung ihres Landes erreichen wollten, wurden gezwungen, sich westliche Bildung anzueignen. Sie sprachen Oxfordakzent und trugen Oxfordhosen, aber sie blieben Inder – das ließen die Engländer sie deutlich genug spüren. Aus den europäisch gebildeten Indern wurden die ärgsten Hasser der Engländer. Sie kannten die Schwächen der englischen Kultur. Gandhi, der seit Jahrzehnten, wenn auch auf seine milde Weise, gegen die »satanische Regierung« kämpft, nahm in jungen Jahren in London Tanzstunden.

Inzwischen hatten die Engländer im Zweiten Afghanischen Krieg gezeigt, daß sie nicht alle ihre Ziele erreichen. Die Dämmerung der weißen Götter hatte weiter um sich gegriffen. Die Türken hatten die Griechen, die Abessinier die Italiener geschlagen; im Sudan hatte der Mahdi die Fahne des Aufruhrs entfaltet. Immer mehr Stimmen verkündeten, daß auch für Indien die Stunde des »swaraj«, die Stunde der Selbstregierung, kommen würde.

Der geistreiche »Carthill« nennt den indischen Nationalismus einen negativen Nationalismus: »Ich bin ein Heide, du bist ein

Muselmann, X ist ein Animist, aber keiner von uns ist ein Christ. Ich bin Polygamist, du bist ein Polyandrist, X ist ein Universalist, aber keiner von uns ist ein Monogamist. Ich trage eine Kappe, du trägst einen Turban, X geht bloßköpfig, aber keiner von uns trägt einen Hut. Ich würde lieber sterben, als von dir beherrscht zu werden. Du würdest lieber sterben, als von mir beherrscht zu werden. X würde lieber sterben, als von einem von uns beherrscht zu werden. Wäre es nicht möglich, daß wir uns gegen die christlichen, monogamen, huttragenden Monopolisten zusammentäten und unsere eignen Meinungsverschiedenheiten einer späteren Entscheidung überließen?«

Der indische Nationalismus war also entstanden. Er bestand eigentlich seit dem Augenblick, als ein weißer Händler einen Inder mit der Peitsche schlug und dieser ein ohnmächtiges Haßgefühl gegen den überlegenen weißen Gegner spürte. Die weiße Herrschaft mußte aber ausgebaut werden und jahrhundertelang auf dem Volk lasten, bevor sich der Gegendruck zum »Indischen Nationalkongreß« formte. So haben die Engländer vollkommen ungewollt geholfen, die Inder zu glühenden Nationalisten zu machen, und damit das Ende ihrer Herrschaft selbst vorbereitet.

VIERTES KAPITEL

Der indische Widerstand

Man kann die Geschehnisse der Welt rein sachlich und materialistisch betrachten: Geschichte ist dann nicht viel mehr als der ständige, manchmal heftige, manchmal gütliche Ausgleich zwischen Hunger und Überfluß.

Die indische Geschichte seit der Besitznahme Englands sieht dann einfach genug aus: England brauchte Gewürze, es fand daher den Weg nach Indien. Indiens Rohstoffe konnte die englische Industrie wunderbar ergänzen; aus diesem Grunde mußte Indien britisch werden.

Indien hatte zu dieser Zeit schon eine ausgebaute Heimindustrie: Hunderttausende von Webstühlen arbeiteten. England zerstörte diese Industrie, weil es die indische Baumwolle in Lancashire verarbeiten wollte. Millionen indischer Weber wurden dadurch arbeitslos. So ging z. B. die Einwohnerzahl der Industriestadt Dakka innerhalb von 40 Jahren von 150000 Menschen auf 40000 zurück. Indien hungerte – das Ergebnis war der Aufstand von 1857.

Man kann leere Magen mit Bajonetten und Verordnungen wohl beschwichtigen, aber nicht füllen. Das Feuer des Aufstandes glomm weiter. Die diplomatischen Bemühungen der Engländer und verschiedene Eigenheiten der indischen Bevölkerung verhinderten ein offenes Aufflackern. Der Hunger aber wurde nicht geringer. 1930/31 war Indien wieder für die große Auseinandersetzung zwischen Satten und Hungrigen reif. England hatte damals Glück, da Indien in Gandhi einen Führer fand, der die Gefolgschaft der indischen Menschenmassen in wunderbarer Weise auf sich konzentrierte, aber die Schlagkraft dieser Massen, die zum Äußersten entschlossen waren, auf das tote Geleise der »nonviolance«, des gewaltlosen Kampfes, leitete.

Indien ist weiter hungrig, es wartet auf die nächste Gelegenheit, sich mit den Satten auseinanderzusetzen. »Hunger« ist hier nicht nur im physischen Sinn gemeint, denn gerade der Bauer,

der leiblich Hunger leidet, ist politisch noch eine unbewegliche Masse. Der Student, der Kongreßführer, sie alle sind hungrig nach Gleichberechtigung, nach Macht und nach Freiheit. Ob sie diese Güter zu verwenden wissen, werden sie vielleicht bald beweisen können.

Die auf die »Hungrig-Satt-Schablone« vereinfachten Ereignisse der britisch-indischen Geschichte sind nur der Rahmen für eine Vielheit seltsamer Geschehnisse und Strömungen, die dem Bild einen orientalisch fremdartigen Charakter geben. Denn die Menschen, die hier hungerten, waren keine Amerikaner oder Europäer, sondern Hindu und Mohammedaner mit jahrtausendealten, aber noch immer lebendigen Traditionen.

Schon aus dem vorhergehenden Kapitel haben wir erkannt, aus welchen Gründen es zu einem indischen Widerstand gegen die englische Herrschaft kommen mußte. Dieser Widerstand war überall vorhanden, aber doch nicht sichtbar oder zu fassen. Da es schwierig und gefährlich ist, einen unsichtbaren Gegner zu bekämpfen, organisierten die Engländer den Widerstand gegen sich selbst. Octavian Hume, ein bereits außer Dienst stehender Sekretär der indischen Regierung, stand bei der Geburt der Indischen Kongreßpartei Pate. Im März 1883 forderte er die indischen Gelehrten der Universität Kalkutta in einem politischen Manifest auf, eine Bewegung zur Erringung größerer politischer Freiheiten zu bilden. Die Inder waren über die selbstlose Tat dieses Menschenfreundes begeistert; erst später erkannten sie, daß er nur im Interesse Englands gehandelt hatte: »Hume lag als Patrioten daran, England Indien zu erhalten. Er erblickte in der unterirdisch verlaufenden Bewegung der Unzufriedenen eine Gefahr für den Fortbestand der britischen Herrschaft, und einer seiner Zwecke bei der Förderung des Kongreßgedankens war der, die britische Herrschaft vor einem seiner Meinung nach sie bedrohenden schweren Unheil zu bewahren.«

Der Kongreß kämpfte im Anfang nicht für die Autonomie oder die Freiheit Indiens, sondern nur für Gleichberechtigung

der Inder in verschiedenen politischen und verwaltungstechnischen Fragen.

Es war unvermeidlich, daß die Forderungen mit der Zeit ein größeres Ausmaß annahmen, und 1906 wurde bereits die Autonomie Indiens innerhalb des Britischen Reiches verlangt. 1907 wurde zum ersten Male vor einem englischen Gericht der Ruf nach »swaraj« (Selbstregierung) laut, und ein angeklagter Nationalist bekannte sich des Aufruhrs nicht schuldig, weil er die Gesetze einer fremden, d. h. der englischen, Regierung nicht anerkenne.

Die 1905 von Curzon verfügte »Aufteilung Bengalens« hatte die Sache des Kongresses sehr gefördert und ihm viele radikale Anhänger gebracht.

Der Kongreß war das Werk einer höchst religiös und mystisch veranlagten Rasse; er wurde nicht auf die sachliche Art und Weise gegründet wie der Gewerkschaftsausschuß einer europäischen politischen Partei. Nicht Parteibonzen und politische Schlagworte flößten ihm Leben ein, sondern die Götter selbst nahmen sein Schicksal in die Hand.

Der Widerstand gegen die Engländer formte sich zuerst in Poona, wo sich die führende Klasse der Mahraten-Brahmanen durch die britische Herrschaft in Bombay sehr unterdrückt fühlte. Der nun organisierte Widerstand mußte unter dem Schutz eines Gottes stehen; es wäre verständlich gewesen, wenn die Brahmanen sich dazu der Hilfe Wischnus bedient hätten, der schon zehnmal als Mensch, Tier oder Gegenstand zur Erde niedergestiegen war, um den Hinduismus zu retten. Die Hindu wählten aber schließlich Schiva zum Schutzgott.

Schon früher einmal hatte das Land der Mahraten unter der Herrschaft einer fremden Rasse gestanden; mohammedanische Könige hatten es regiert. Einem Hinduedelmann namens Shivaji war es gelungen, die Fremdherrschaft zu brechen. Da der Gott Schiva der damaligen Bewegung zum Sieg verholfen hatte, sollte er auch imstande sein, die Engländer zu vertreiben.

Meist wird der Gott Schiva oder, besser gesagt, sein Symbol,

Oben: 1. So sieht das märchenhafte Indien aus, von dem wir Europäer gerne träumen – Palmen, dunkle Seen und schneeweiße Tempel. Hat man Glück, so findet man sogar diese Landschaft. Das wirkliche, typische Indien aber ist dieses...

Unten: 2. ... Dorf. Seine Lehmbauten liegen inmitten trockener ärmlicher Felder. Jeder trockene Sommer kann eine Hungersnot hervorrufen. Vor dem Dorf der Dorfteich; er ist nicht nur romantisch, sondern auch die Brutstätte der Malariamücken. 90 Prozent der indischen Bevölkerung, d. h. 300 Millionen Menschen, leben in solchen Dörfern. Das Dorf ist Indien.

Links: 3. Indische Studentin. Immer häufiger wenden sich Frauen Berufen zu, die früher nur Männern offenstanden. Diese junge Dame an der Universität von Lahore betrachtet voll Interesse ein Insekt durchs Mikroskop…

Rechts: 4. Zur gleichen Zeit wandern über die staubigen Straßen des Pandschab Anhänger der Dschaina-Sekte. Sie haben Tücher vor den Mund gebunden, damit sie nicht mit dem Atem unwissentlich eine Mücke einatmen und töten. Über der Schulter tragen sie einen weichen Besen: wenn sie über eine Wiese gehen, dann kehren sie den Boden damit – der Zufall könnte es wollen, daß sie sonst auf einen Wurm treten. Als höchstes Gebot gilt ihnen nämlich, kein lebendes Wesen zu töten.

in Vereinigung mit der Göttin Devi gezeigt, und das Götterpaar genießt eine gemeinsame Verehrung.

Im Dekhan kämpfte also Schiva gegen die Engländer. Ein Zufall wollte es, daß die Engländer in Bengalen die Göttin Devi beleidigten und damit eine enge Verbindung zwischen den unter Schiva kämpfenden Brahmanen und den Anhängern der beleidigten Devi schufen.

Bengalen war eine weiträumige Provinz, sowohl von Hindu als auch von Mohammedanern bewohnt. Die stellenweise in der Minderheit befindlichen Mohammedaner wurden von den schlaueren Hindu unterdrückt. Um den Gegensatz Hindu-Islam für ihre Ziele ausnützen zu können, aber auch um verschiedene Verwaltungsfragen zu vereinfachen, verfügte die Regierung die Teilung Bengalens. Ostbengalen sollte mit Assam zu einer neuen Provinz vereinigt werden.

Die Inder sind gerne geneigt, ihr Land als »Mutter Indien« zu bezeichnen, und verschmelzen das Land und die Göttinmutter zu einer mystischen Einheit.

Die mystische Mutter Bengalens sollte nun zerteilt werden. Fremdländische Unreine wollten das heilige Bengalen zerstükkeln; die »Mutter« war in Gefahr. Der Devikult nahm ungeahnte Formen an. Schiva und Devi sind aber untrennbare Einheiten, sie vereinigten ihre Anhänger zu einer geschlossenen Gemeinschaft.

Auch die Göttin Kali wurde stark verehrt. Kali ist die Göttin der Vernichtung und Zerstörung. Früher waren ihr Menschenopfer dargebracht worden; die Engländer aber hatten diesen Kult verboten. Jedoch durften noch Ziegen geopfert werden; die Priester sagten, es müßten weiße Ziegen und solche ohne Hörner sein.

Die Bengalen sind ein leicht erregbares Volk, sie neigen zu Gewaltmaßnahmen. Sie bekannten auch bald offen, daß ihr Ziel nicht eine Gleichberechtigung, sondern die völlige Loslösung und Freiheit Indiens vom Britischen Empire sei.

Sie setzten für die Erreichung dieses Zieles Bomben ein und

begingen Morde und Attentate. Aber außer einer ziemlich gewaltigen Beunruhigung Indiens erreichten sie wenig Positives. Ihre Taten wurden allerdings im ganzen Land bekannt, begeisterten die Jugend zur Nachahmung und erweckten in vielen indischen Kreisen erst Interesse für das politische Leben.

Wir wollen hier nicht auf die einzelnen Forderungen des Kongresses eingehen, sondern einstweilen nur in großen Linien die Art und Weise betrachten, mit der das indische Volk auf die Herrschaft der Engländer reagierte.

Noch beschränkte sich die antibritische Agitation auf die hinduistischen Kreise; die Mohammedaner standen abseits. In den allerersten Anfängen ihrer Tätigkeit hatte sich die Bewegung, aus der schließlich der Kongreß entstand, auch gegen die Mohammedaner gewandt. Diese waren die Schützlinge der britischen Regierung. Menschlich und instinktmäßig fühlt ein sachlicher Engländer mehr Ähnlichkeit und Sympathie mit den einfachen, kriegerischen Mohammedanern als mit dem komplizierten Hinduphilosophen. Mohammedaner wurden daher in strittigen Fällen von den Engländern häufig bevorzugt.

Allerdings bedeutete das Erscheinen der Engländer für die Mohammedaner einen harten Schlag, da sie dem islamischen Reich der Moguln den Todesstoß versetzt hatten. Für den Hindu war der Wechsel indessen nicht sehr groß; hatte er früher am Hof der Moguln unter Bücklingen seine Interessen verfolgt, so tat er dasselbe jetzt vor englischen Gouverneuren. Der einzige Unterschied für ihn war, daß er sich der englischen Fremdsprache bedienen mußte, während er früher das Persische zu erlernen hatte.

Die Mohammedaner, an und für sich dazu neigend, Probleme mit dem Schwert zu lösen, konnten sich der neuen Sachlage kaum anpassen. Sie wollten die verfluchte Sprache der Ungläubigen nicht lernen. Das Ergebnis war, daß die Hindu alle unteren Posten der Verwaltung für sich in Anspruch nahmen. Als die Mohammedaner ihren Fehler bemerkten, waren sie unweigerlich

ins Hintertreffen geraten. Es kam daher auch zu einigen islamischen Aufständen gegen die Engländer, wie ja dieMohammedaner auch bei der großen Meuterei mitgetan hatten, aber im großen ganzen war das Verhältnis zwischen Regierung und Islam nicht schlecht.

Nicht nur aus gefühlsmäßigen, sondern vor allem aus praktischen Gründen förderte die Regierung die Mohammedaner. Die Pflege der Minderheiten spielt bei der Beherrschung eines Landes eine große Rolle. Die Teilung Bengalens sollte einerseits für die von den Hindu unterdrückten Mohammedaner in Ostbengalen ein Geschenk sein und sie für englische Regierungsmethoden einnehmen, andererseits die Macht der Hindu weiter brechen.

Der Zufall wollte es, daß zu dieser Zeit die schon erwähnten politischen, religiös-mystischen und wirtschaftlichen Faktoren sich in einer Stoßrichtung vereinigten und den nationalen Protestaktionen der Inder einen ungeahnten Nachdruck verliehen. Im demokratischen England hörte man das Protestgeschrei der Inder und war überzeugt, daß man eine sich derart unbeliebt machende Regierung nicht länger in Indien lassen könne.

Als Lord Curzon gehen mußte, wurde die Teilung Bengalens wieder aufgehoben. Die Mohammedaner, die inzwischen die Maßnahmen zur Teilung Bengalens unterstützt hatten, sahen sich plötzlich von der Regierung verlassen und der Rache der Hindu ausgesetzt.

Die Engländer hatten sich dadurch das Vertrauen und die Sympathie der Mohammedaner verscherzt; sie waren einem ihrer alten politischen Kniffe gefolgt: »Es ist eine altgewohnte Politik Englands, seine Freunde seinen Feinden aufzuopfern. Der leitende Gedanke dabei ist, daß unser Freund ein Freund ist und bleibt, also auf jeden Fall zu uns stehen wird. Unser Feind aber wird sehr darüber erfreut sein, wenn man ihm erlaubt, unseren Freund zu bestrafen; er wird so den alten Groll gegen uns vergessen und vielleicht selbst zu unserem Freund werden.«

Zu Beginn der englischen Herrschaft in Indien schien der

Islam eine wenig aktive Idee zu sein; seine Dynamik, die ein Glaubensreich von den Küsten des Atlantischen Ozeans bis ins Innere Chinas geschaffen hatte, war erloschen. Die Mohammedaner Indiens sind zu 75 Prozent bekehrte Hindu; sie und auch die eingewanderten Mohammedaner werden von ihren Glaubensgenossen außerhalb Indiens nicht für vollwertig genommen, denn sie haben die klare Lehre des Propheten zu sehr mit ketzerischen Gedanken vermischt.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts begann neues Leben das tote Reich des Islam zu durchfluten: die Kalifatsbewegung gewann an Bedeutung. Die indischen Moslem waren nicht mehr auf die Hilfe der Europäer gegen die hinduistische Übermacht angewiesen, denn ihre Glaubensbrüder in Europa, Afrika und Asien waren wieder ein politischer Machtfaktor geworden. Trotz aller gegenteiliger Erklärungen besteht ein starker Gegensatz zwischen einem indischen Moslem und einem Hindu. Einen Moslem aus Lahore verbinden stärkere gemeinsame Bande mit einem Moslem aus Marokko und Turkestan als mit einem Hindu aus derselben Straße in Lahore.

Von Marokko bis China durchpulste die Moslem neues religiös-nationales Leben; All-Islam schien am Entstehen.

Die Gegner des großen Moslemreiches aber waren die christlichen Europäer. Die Italiener eroberten Tripolis, Rußland und die Balkanstaaten übten einen schweren Druck auf die Türkei aus, gegen die auch England zum Schlage ausholte.

Die indischen Moslem sahen ihre Glaubensbrüder durch England bedroht, die Gegensätze mit den Hindu waren vergessen; zusammen mit ihnen konnte man England treffen. Die Mohammedaner machten gemeinsame Sache mit dem Kongreß. Hindu und Mohammedaner vereinigten sich zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind. England hatte die Unterstützung der Mohammedaner endgültig verloren.

Sobald der indische Widerstand gegen die englische Herrschaft feste Formen angenommen hatte und man sehen konnte,

daß er von selbst nicht wieder versickern würde, hatte England einige Möglichkeiten, die Frage der Indienherrschaft zu lösen.

Es hätte sich auf den despotischen Standpunkt stellen können: Wir haben Indien mit dem Schwert erobert, wir werden es mit dem Schwert verteidigen. Wir werden die Aufrührer nicht nur einsperren, sondern zu Hunderten hängen. Wir wollen sehen, wer stärker ist, der Kongreß oder wir.

Diese Maßnahmen hätten mit einiger Wahrscheinlichkeit für einige Zeit Erfolg gehabt, aber nicht auf die Dauer. England hätte einen übergroßen Haß erzeugt und einige Jahrzehnte seines gewaltsamen Indienbesitzes mit dem späteren endgültigen Verlust der indischen Freundschaft und – was schwerwiegender war – des indischen Handels bezahlt. Auch wäre diese Maßnahme kaum durchführbar gewesen, denn die britische Heimatregierung gestattete zwar wohlwollend gelegentliche brutale Exzesse der britisch-indischen Regierung, wäre aber einer ständigen Schreckensherrschaft abgeneigt gewesen.

Eine zweite, demokratische Möglichkeit wäre gewesen, den indischen Forderungen nach dem Dominionstatus oder nach völliger Freiheit nachzugeben. Es ist aber schwer, von jemand zu verlangen, er möge einen Besitz aufgeben, den er noch einige Zeit für sich zu behalten die Kraft fühlt.

Eine dritte Möglichkeit bestand darin, die Regierungsform in Indien so zu ändern, daß der Inder keinen Anstoß mehr an ihr nehmen würde. Man hätte z. B. Indien zu einer Föderation englandhöriger Vasallenstaaten machen können, wie man es jetzt plant. Es hätte den Indern dann an einer direkten Angriffsfläche gegen die Engländer gefehlt; diese aber würden dann weiterhin die Möglichkeit gehabt haben, die Außenpolitik und die Wirtschaft Indiens nach ihren Wünschen zu leiten. Der indische Nationalist war aber schon zu feinfühlig geworden, er hätte auch eine verkappte britische Herrschaft nicht mehr hingenommen.

So blieben eigentlich nur zwei Wege offen – Unterdrückung der indischen Forderungen oder ihre Annahme. Da die indische

Regierung weder eine Despotie noch eine Demokratie war, konnte sie sich für keine dieser radikalen Maßnahmen entschließen, sondern wählte den lauen Mittelweg. Während sie mit der einen Hand das Geschenk des Dominionstatus oder der völligen Freiheit zu reichen schien, hielt die andere Hand das Schwert, um jede freiheitliche Regung der Inder zu unterdrücken. Je nach der augenblicklichen Sachlage war die eine Hand tätiger oder die andere.

War der Widerstand der Inder gegen die Fremdherrschaft zu groß, oder wollte man dem Volk ein besonderes Opfer zumuten, wie während des Weltkriegs und 1939/41, dann wurden »Reformen« erlassen, »Kommissionen« bereisten das Land, und »Akte« wurden festgelegt.

Die Tendenz bei den verschiedenen Verfügungen war immer dieselbe – den Indern wurde eine erhöhte Betätigung an der Verwaltung zugestanden, gleichzeitig aber sorgten die Engländer dafür, daß das letzte Wort in wichtigen Entscheidungen aus britischem Munde kam.

Der Kongreß, selbst eine gemäßigte Partei, war mit diesen »Reformen« nicht zufrieden. Die englische Antwort darauf war: Wir müssen das indische Volk erst zur Selbstregierung erziehen und heranreifen lassen. Sobald es die notwendige Reife hat, werden wir ihm Autonomie geben.

Wir wollen hier einige dieser Reformen kurz erwähnen; die jüngste Vergangenheit und ihre handelnden Männer sollen eingehender dargestellt werden:

Die India Council Act 1861:

Die Gesetzgebende Versammlung wurde für Inder geöffnet.

Die Ilbert Bill 1883:

Von 1880 bis 1884 war Lord Ripon Vizekönig von Indien. Er wollte auch Europäer der Gerichtsbarkeit indischer Gerichte unterwerfen. Eine allgemeine Empörung der Europäer war die Antwort, und die Bill mußte in diesem Punkte geändert werden.

Die Morley-Minto-Reform 1909:

In der Kongreßpartei waren Uneinigkeiten aufgetreten. Die »Extremen«, die mit den Forderungen der Gemäßigten nicht einverstanden waren, entfalteten außerhalb des Kongresses ihre Agitationstätigkeit. Um den Gemäßigten einen Erfolg zu verschaffen und um ihre – ungefährliche – Stellung gegenüber den Extremen zu stärken, wurde die Reform durchgeführt. Die Legislative wurde bedeutend erweitert, gleichzeitig wurde den Mohammedanern eine eigene Vertretung zugebilligt. Die für Indien so wichtige Minderheitenfrage wurde zum erstenmal gesetzlich für das »teile und herrsche«-Prinzip eingesetzt.

Die Akte zur Verteidigung Indiens 1914,
Die Rowlatt-Akte 1919:

Die beiden Akte sollten auf Grund einer Art »Kriegsrechtes« Indien während des Weltkrieges und kurz nachher niederdrücken und jede revolutionäre Bewegung ersticken.

Die 1919 erlassene »Montagu-Chelmsford-Reform« wird in einem der nächsten Kapitel genauer besprochen werden.

Die neuen Waffen

Die anfänglichen Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf Indien waren nicht erschütternd – die Anhänger der britischen Regierung wurden noch anhänglicher und sandten Ergebenheitsadressen an den Vizekönig. Die Gemäßigten blieben auch weiterhin gemäßigt und betrachteten abwartend die Entwicklung. Die Extremen wurden noch extremer, riefen zum Aufruhr gegen die fremde Herrschaft und bildeten in den großen Städten des englandfeindlichen Europa Propaganda- und Revolutionszentralen.

Es standen sich also als wirklich aktive Gegner die Extremen und die britisch-indische Regierung gegenüber. Da die Extremen nicht über die Machtmittel der Regierung verfügten, sondern nur über einige selbstangefertigte Bomben, und auch keine entsprechende Organisation besaßen, hatte die Regierung nicht allzu große Schwierigkeiten. Die »Unbelehrbaren«, die auf das Lockwort von der »Selfdetermination« nicht hineinfielen, konnte man mit Hilfe der »Akte zur Verteidigung Indiens« unschädlich machen; sie wurden eingekerkert oder schlimmstenfalls sogar hingerichtet.

Die Gemäßigten spornte man – je länger der Krieg dauerte, desto eifriger – zur aktiven Mithilfe an. Den Hindu versprach man das schon so lange ersehnte »swaraj« (Selbstregierung), den Mohammedanern hingegen, die manchmal die Befürchtung hegten, »swaraj« würde zum »hinduraj« (Hinduregierung) werden, stellte man in Aussicht, nach siegreich beendetem Krieg den türkischen Sultan als Kalif anzuerkennen.

Lloyd George stellte seine große Beredsamkeit in den Dienst der britischen Sache. Das Ergebnis war bedeutend: 1215338 indische Soldaten wurden an die Kriegsfronten verschickt, 6900 davon fielen, 16000 wurden verwundet. Ferner wurden verschiedene große Lieferungen von der indischen Regierung übernommen. Bis März 1918 wurden Jute, Mais, Weizen, Häute und Munition im Werte von 128 Millionen £ ausgeführt. Weiter

zahlte die indische Regierung die Ausgaben für die indischen Truppen, die auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen eingesetzt worden waren, und übernahm einen Teil der Kriegsschuld, so daß insgesamt etwa 500 Millionen £ von Indien aufgebracht wurden. General Foch äußerte sich über den Wert der indischen Truppen: »Die indischen Truppen haben sich mit äußerster Zähigkeit und Tapferkeit geschlagen, wo immer sie eingesetzt wurden. Sie haben sich freiwillig in die Gräben gemeldet und wertvolle Dienste geleistet.«

Der Krieg und die damit verbundenen Möglichkeiten für Indien einten praktisch zum erstenmal Hindu und Mohammedaner zu einer geschlossenen Front. Auf der Kongreßtagung in Lucknow 1916 nahm auch die »India Moslem League« teil, und sowohl Kongreß als auch Liga forderten eine Selbstregierung im Rahmen des Dominionstatus.

MacDonald schrieb zu Kriegsbeginn: »Nach Beendigung des Krieges wird man Indien Zugeständnisse machen müssen. Sie werden aber, so gut sie an und für sich sein mögen, die Agitation dort keineswegs beschwichtigen, zumal den Indern inzwischen ein neues Bewußtsein aufgegangen ist.«

Fast dieselben Worte gebraucht ein Führer des Indischen Kongresses: »Der Krieg hat in uns ein neues Bewußtsein und Selbstvertrauen geweckt. Er hat gezeigt, daß das Reich, zu dem wir gehören, unserer Hilfe bedarf, hat enthüllt, was Indien für das Britische Reich bedeutet.«

Gandhi unterstützte während des Krieges die Sache der Regierung und ließ – sonst ein Apostel der Gewaltlosigkeit – die indischen Regimenter nicht ungern auf die europäischen Kriegsschauplätze ziehen. Später äußerte er sich über seine damalige Haltung: »Es handelt sich hier um meine Sinnesart 1914; damals glaubte ich noch an das Britische Reich und war überzeugt, daß man Indien bei seinen Bestrebungen um politische Freiheit entgegenzukommen gedachte. Wäre ich zu jener Zeit der unblutige Revolutionär gewesen, der ich heute bin, hätte ich bestimmt nichts

unternommen, was die Endzwecke der Regierung hätte fördern können; ich hätte vielmehr versucht, sie durch revolutionäre Tätigkeit – ohne Anwendung von Gewalt – zu vereiteln. Mein Bedenken gegen den Krieg überhaupt und mein Unglaube an seine angeblichen Vorzüge waren damals dieselben wie heute. Es ist nicht zu leugnen, der Mensch handelt oft genug gegen seine Überzeugung.«

Die Regierung hatte nun wohl Reformen versprochen, aber je länger der Krieg dauerte und je gewaltiger die Hilfsmaßnahmen Indiens wurden, desto dringender warteten die indischen Nationalen auf eine Erfüllung der Versprechungen. Der Staatssekretär für Indien beruhigte deshalb 1917 die Inder mit folgender Erklärung: »Die Politik der Regierung S. M. des Königs, mit der die Politik der indischen Regierung völlig übereinstimmt, beabsichtigt, die Beteiligung von Indern in allen Zweigen des Staatsdienstes sowie solche auf zunehmende Verselbständigung abzielende Einrichtungen stufenweise zu fördern, welche die Selbstregierung Indiens mit der Zeit in die Wirklichkeit überzuführen geeignet sind, wobei Indien einen untrennbaren Bestandteil des Britischen Reiches bilden soll. Hinzusetzen möchte ich jedoch, daß solche Fortschritte auf politischem Gebiet nur ganz allmählich vor sich gehen können. Der britischen wie der indischen Regierung, die sich für das Wohl und den Fortschritt des indischen Volkes verantwortlich fühlen, muß überlassen bleiben, zu bestimmen, wann und in welchem Umfang diese Fortbildung vor sich gehen kann; sie werden sich dabei sowohl nach der Brauchbarkeit der Mitarbeit derer zu richten haben, die nunmehr Gelegenheit erhalten werden, sich im Staatsdienst zu betätigen, als auch nach den Erfahrungen, die man mit ihnen hinsichtlich des Vertrauens machen wird, das im Hinblick auf die künftige Selbstregierung erforderlich ist.«

Die Selbstregierung war damit versprochen, England aber hatte sich vorbehalten, den Termin zur Erfüllung dieses Versprechens selbst zu bestimmen.

Nach dem gewonnenen Krieg hatte es England nicht eilig, die versprochenen Reformen durchzuführen; statt des »swaraj« wurden die Rowlattakten erlassen, die jede nationale Betätigung in Indien drosseln sollten; sie waren gegen »aufrührerische Verbrechen« bestimmt.

Inzwischen waren Zehntausende von indischen Soldaten wieder in die Heimat zurückgekehrt. Der einfache indische Bauer, der sich noch vor vier Jahren, wenn er einen Europäer sah, voll Ehrfurcht zu Boden neigte, hatte inzwischen das Europa der Kriegsjahre kennengelernt. Man hatte ihm befohlen, auf weiße Männer zu schießen, und wenn er diesen Befehl gut ausgeführt hatte, durfte er sich in der Etappe mit weißen Mädchen vergnügen. Der weiße »Sikar«, der dem einfachen Inder durch Generationen etwas Gottähnliches gewesen war, hatte aufgehört, ehrfurchteinflößend zu sein. Die Soldaten erzählten am Dorfbrunnen von ihren Erfahrungen; was einer erlebt hatte, das wußten nun hundert.

Aman Ullah, der junge König Afghanistans, hielt die Zeit für günstig, nach dem Muster seines großen Vorfahren Ahmad Schah einen Einfall nach Indien zu unternehmen. Hundert Jahre lang hatten es die Afghanen nicht gewagt, die Grenzberge nach dem reichen Indien zu überschreiten, sondern englische Truppen waren nach Afghanistan eingefallen. Jetzt mußte der König dem Drängen der Stämme nachgeben, wollte er seinen Thron nicht verlieren. Obwohl das Unternehmen vom militärischen Standpunkte aus ziemlich kläglich für die Afghanen verlief, war die Macht des »Sikar« so weit gebrochen, daß er froh war, einen für ihn wenig ehrenhaften, aber raschen Frieden schließen zu können. Die Unruhe in Indien griff um sich, sie wurde auch nicht durch Maßnahmen, wie sie General Dyer vornahm, unterdrückt.

Das in der ganzen Welt bekannt gewordene »Blutbad von Amritsar« – der General ließ auf eine wehrlose Versammlung von Männern, Frauen und Kindern schießen – hat der englischen Sache in Indien mehr geschadet als genützt. Ein letztes Nach-

spiel zu diesem Blutbad ereignete sich im Sommer 1940, als im Londoner Pontonville-Gefängnis der indische Ingenieur Udham Singh hingerichtet wurde. Am 13. März desselben Jahres hatte der Inder, selbst aus dem Pandschab stammend, in der Londoner Caxton Hall Sir Michael O'Dwyer, der während des Weltkriegs Gouverneur dieser nordindischen Provinz war, niedergeschossen. Der Gouverneur hatte für General Dyer, als dieser selbst von Winston Churchill fallen gelassen werden mußte, eine Geldsammlung unter den Engländern in Indien veranstaltet, die 50000 £ (1 Million Mark) ergab. Sowohl die indische als auch die britische Regierung hat später das Vorgehen Dyers verurteilt und festgestellt, daß »zu ihrem Bedauern doch bestimmt der Schluß gezogen werden müßte, daß seine Handlungsweise die Grundsätze in jeder Hinsicht verletze, die für Verwendung von Militär zur Unterstützung der Zivilbehörden gelten«.

Gandhi verlor damals seine Bewunderung für die britische Regierung: »Es hieße der Wahrheit ins Gesicht schlagen, wenn man eine Regierung, die sich der Täuschung, des Mordes und frevelhafter Grausamkeit schuldig gemacht hat, die keine Reue zeigt und zur Lüge Zuflucht nimmt, um ihre Schuld zu bemänteln, nicht als satanisch bezeichnet.«

In dieser Atmosphäre der immer wilder werdenden Unruhe sollten 1919 die »Montagu-Chelmsford-Reform-Akte« wie Öl auf bewegtem Wasser wirken. Aber wahrscheinlich war die Atmosphäre schon zu heiß geworden, denn statt zu beruhigen, löste das Öl einen Brand aus. Die Reformakte wurden allgemein abgelehnt, ihre Reformen waren, verglichen mit den Versprechungen, zu gering. Wenn sie auch in mancher Hinsicht den Wünschen der Inder entgegenkamen, so war die Enttäuschung derjenigen, die sich den Dominionstatus erhofft hatten, unbeschreiblich.

Seit 1907 war G. B. Tilak der anerkannte Führer der indischen Nationalbewegung. Er war Mathematiker, Philosoph, Gelehrter, Demokrat und vor allem Revolutionär. Er predigte die offene Re-

volution gegen England. Als nur mehr der Weg der Gewalt möglich schien, wollte es das Schicksal, daß Tilak starb. Wäre dieser Mann einige Jahre später gestorben, so hätte die englisch-indische Auseinandersetzung wahrscheinlich einen ganz anderen Verlauf genommen, denn Tilak war bereit, den Gewaltmaßnahmen der Regierung mit Gewalt zu antworten.

Der neue Führer des indischen Widerstands wurde Gandhi. Mit dem neuen Mann kamen auch neue Kampfmethoden; sein Motto war: es gibt stärkere Waffen als aus Stahl und Eisen. Seine inzwischen weltbekannt gewordenen Kampfmittel sind »satyagraha« (bürgerlicher Ungehorsam), »noncooperation« (Ablehnung jeder Mitarbeit) und »nonviolence« (gewaltloser Kampf). Mit ihnen sollte das gleiche Ziel, nämlich »swaraj«, Selbstregierung, erreicht werden.

Der Nationalkongreß nahm diese Art des politischen Kampfes an, nur die Extremen waren darüber etwas enttäuscht. Gandhi wollte den Kampf in folgender Steigerung führen: Zuerst sollten alle Inder auf ihre ehrenamtlichen Titel, Stellungen und Mitgliederschaften in der Gesetzgebenden Versammlung verzichten. Dann sollten auch alle bezahlten Ämter niedergelegt werden. Der nächste Schritt sollte die Niederlegung der Ämter im Heer und im Polizeidienst sein. Als letztes Mittel behielt sich Gandhi den Aufruf zur Nichtzahlung der Steuern vor.

Der passive Widerstand breitete sich über ganz Indien aus; das war aber den zum Äußersten entschlossenen Massen zu wenig. Bei Chauri Chaura in Ostindien ereigneten sich Demonstrationen, bei denen einige Engländer getötet wurden. Gandhi blies darauf zum Rückzug und bestimmte ein dreiwöchiges Fasten als Buße.

Die »nonviolence«-Bewegung hatte ihren ersten Höhepunkt überschritten; die Massen, die monatelang in Erregung und Spannung gelebt hatten, wurden apathisch und müde. Daraufhin wagte es die Regierung, Gandhi und 35000 seiner Anhänger zu verhaften, und verschaffte ihnen den für weitere Agitation so gut verwendbaren Glorienschein des Märtyrers.

Das war 1922. In den nächsten Jahren flaute der Freiheitskampf etwas ab, aber nur, um seine inneren Kräfte für den nächsten Zusammenstoß mit der Regierung zu sammeln.

Der nächste wichtige Markstein der indisch-englischen Auseinandersetzung heißt Bardoli.

Bardoli ist ein kleiner Verwaltungsbezirk in der Präsidentschaft Bombay. Die Steuern in diesem Gebiet werden von der englischen Regierung im voraus und schätzungsweise festgelegt. Die Bauern sahen sich infolge schlechter Ernten außerstande, die um ein Drittel erhöhte Grundsteuer zu bezahlen – auch ohne Erhöhung hätten sie diese Zahlung kaum leisten können –, und sandten daher Gesuche um Ermäßigung der ihnen ungerechtfertigt hoch erscheinenden Steuer an die Provinzialregierung, die aber abgelehnt wurden. Ein Gesuch der Bauern an den Vizekönig blieb ebenfalls ohne Erfolg. Die indischen Mitglieder der Selbstverwaltung in der Präsidentschaft Bombay versuchten nun auf parlamentarischem Weg, diese Steuerlasten zu beseitigen, aber ebenfalls ohne Erfolg.

Da man den Indern so demonstrativ vor Augen geführt hatte, daß sie trotz aller »Reformen« in ihrem eigenen Land absolut rechtlos waren, suchte der Kongreß die »Bardolisteuerverweigerung« auf seine gewaltlose Art weiterzuführen. Bardoli wurde zu einem Schulbeispiel des Kampfes zwischen den Gewaltlosen und der Regierung.

Die Bauern traten in gewaltlosen Widerstand; sie zahlten keine Steuern, und vergebens suchten Regierungsbeamte die Steuern zu erpressen. Der Besitz wurde beschlagnahmt und – da sich aus begreiflichen Gründen keine Käufer fanden – zu lächerlichen Preisen verschleudert. Pathansoldaten aus der Nordwestgrenze wurden nach Bardoli geschafft und führten dort ein Schreckensregiment, aber die Bauern ließen sich zu keinem offenen Widerstand hinreißen, sondern blieben weiterhin gewaltlos. Ganz Indien betrachtete voll Interesse und Hingabe das Schauspiel, das den indischen Freiheitskampf im kleinen darstellte. Indische

Jugend- und Frauenorganisationen unterstützten die Bauern durch werktätige Hilfe.

1926 hatte der Bardolistreit begonnen, erst Mitte 1928 wurde er beigelegt. Zuerst versuchte die Provinzialregierung, mit den Bauern zu verhandeln; sie verlangte sofortige Zahlung der Steuern und wollte dann eine englische Untersuchungskommission einsetzen. Die Bauern dagegen verlangten eine neutrale Kommission, Freilassung der Gefangenen und Rückgabe der versteigerten Güter. Das wurde von der Regierung abgeschlagen.

Von englischer Seite drohte man nun, bei weiterer Fortdauer des Widerstandes moderne Militärmittel, wie Maschinengewehre und Flugzeuge, zur Niederkämpfung einzusetzen. Die Bauern blieben aber, moralisch vom ganzen indischen Volk unterstützt, hart und starrköpfig.

Schließlich gab die englische Regierung nach; eine neutrale, aus drei Engländern und zwei Indern bestehende Untersuchungskommission wurde eingesetzt, und in verschiedenen Verhandlungen wurde der Streit friedlich beigelegt. Der Schaukampf zwischen »nonviolence« und Regierung hatte mit einem großen Sieg dieses seltsamen Kampfmittels Gandhis geendet.

SECHSTES KAPITEL

Gandhi

Wollte man alle Bücher lesen, die über Gandhi geschrieben wurden, so würde das viele Wochen Zeit beanspruchen. So zahlreich die Bücher sind, so widersprechend sind sie auch. Er wird mit Christus verglichen und auch mit Lenin. Manche sehen in ihm einen Heiligen, andere einen gerissenen Politiker. Einige nennen ihn den neuen Messias, andere wieder sprechen von einem halbverhungerten, nackten Scharlatan.

Wer ist dieser seltsame, scheue braune Mann nun wirklich?

Vor allem ist er der erste Mensch, dessen Name in Indien vom Himalaja bis Kap Comorin bekannt ist und dessen Einfluß ganz Indien beherrscht. Es hat vor den Engländern Herrscher gegeben, die fast die ganze indische Halbinsel unter ihre Gewalt gebracht haben. Aber ihr Name und ihre Herrschaft blieb für viele Millionen Untertanen etwas so Fernliegendes, daß sie sich davon gar keine Vorstellung machen konnten.

Der indische Bauer von heute weiß wohl, daß sein Land unter dem britischen »raj« steht. Wer der derzeitige Vizekönig aber ist, bleibt ihm völlig gleichgültig, der wahre Herr Indiens ist für ihn Gandhi.

Es dürfte heute in ganz Indien – nicht im kleinsten Dorf und nicht in der dichtesten Dschungel – keinen Menschen geben, dem der Name Gandhi nicht ein Begriff ist. In den entlegensten Tälern des Himalaja und in den einsamen Wüsten Belutschistans fragten mich die Eingeborenen, wenn ich mit ihnen ins Gespräch kam, nicht nach Europa oder nach der britischen Herrschaft, sondern sie wollten immer wieder wissen, ob ich Gandhi gesehen hätte. Sobald sie den Namen Gandhis aussprachen, wurden ihre Mienen verklärt. Es war, als dächten sie an eine neue, bessere Zukunft.

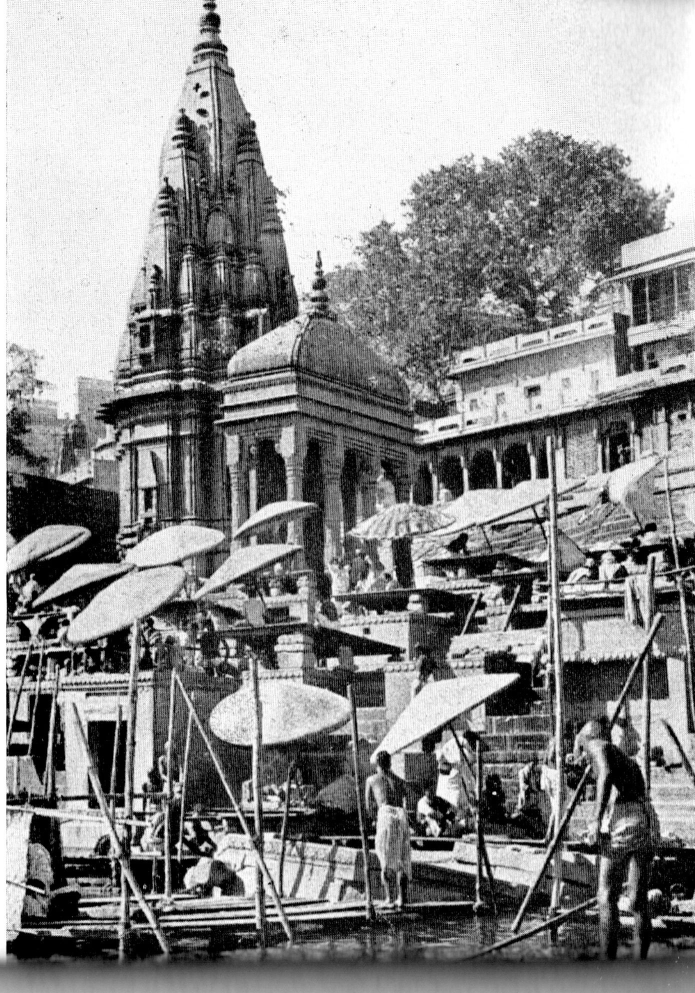
Die Bhil, ein primitiver indischer Stamm, der hauptsächlich von der Jagd lebte, gaben die Jagd auf, als sie hörten, Gandhi hätte gepredigt: »Laßt den Wald in Frieden.« Sein Wort war ihnen Befehl.

Oben: 5. Ein Märchenschloß in einem üppigen Garten tropischer Blumen, darüber ein tiefblauer Himmel – ein Schloß des Maharadscha von Kapurthala zeigt uns dieses gewohnte Bild Indiens. Viele Millionen Inder bekommen diese marmornen Schlösser nie zu sehen...

Unten: 6. Sie wohnen in den großen Industriezentren Bombays oder Kalkuttas. Ihr Tagesverdienst beträgt wenige Pfennige, sie besitzen keine Wohnung, sondern schlafen auf der Straße. Der Himmel über den Fabrikschloten ist bleiern und die Luft stickig heiß. Palmen wirken hier in Worli, dem Elendsviertel Bombays, wie schlecht gemalte kitschige Kulissen.

Links: 7. Wie ein Lebensnerv durchzieht der heilige Ganges das fromme Indien. Wo er die Berge des Himalaja verläßt und durch Geröllfelder in die heiße indische Ebene fließt, stehen Sadhu in Meditation; heilig ist das Wasser, auf das sie stundenlang unbeweglich blicken, es wird ihnen den Weg ins Nirwana erleichtern...

Rechts: 8. Einige hundert Kilometer stromab liegt Benares, die Hochburg des Hinduismus, am Ufer des heiligen Stromes. Benares ist das höchste Ziel vieler Millionen Hindu, gleichzeitig aber einer der unhygienischsten Plätze Indiens. Heiligkeit und Hygiene haben aber seit jeher nichts miteinander zu tun.



Auch die gebildeten Inder, selbst die jungen Nationalen, die mit den politischen Kampfmitteln Gandhis nicht einverstanden sind, sondern sich dem revolutionären Nehru anschließen, sprechen von Gandhi mit allergrößter Hochachtung. Sogar seine englischen Gegner können sich dem Eindruck seiner Persönlichkeit nicht entziehen. Während einer Gerichtsverhandlung behandelte der englische Richter Gandhi mit ausgesprochener Hochachtung und sagte, nachdem er ihn zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt hatte: »Ich kann nicht außer acht lassen, daß Sie zu einer anderen Kategorie Menschen gehören als alle, über die ich bisher zu Gericht saß oder noch in Zukunft zu Gericht sitzen werde.«

Gandhi wurde 1869 in Porbandar als Sohn frommer Hindueltern geboren. In seiner Autobiographie erzählt er uns genau von seiner Jugend, die der der meisten Hindukinder seiner Klasse ähnelte. Mit zwölf Jahren wurde er an seine noch heute lebende Frau Kasturbaj verheiratet. Sein Erfolg in der Schule litt stark darunter, daß er sich sinnlichen Gedanken hingab, die seine Aufmerksamkeit störten. Auch körperlich war das Kind den Ansprüchen des Ehelebens nicht gewachsen.

Gandhi wurde auch zu einem ausgesprochenen Gegner der Kinderheirat, ja er predigt heute völlige sexuelle Enthaltsamkeit. Seine Auffassung vom Verhältnis zwischen Mann und Frau nähert sich sehr den Ansichten Tolstois, wie überhaupt dessen Schriften neben manchen anderen Einflüssen seine Lebensphilosophie tief beeinflußt haben. Die Ehe Gandhis war anfangs ziemlich schlecht, erst als er sich entschloß, enthaltsam zu leben, wurde das Verhältnis zwischen den Ehegatten besser. Gandhi führt auf diese Enthaltsamkeit einen Großteil seiner Erfolge zurück: »Weder mein Körper noch mein Geist sind frei von Krankheit, aber ich darf mich im Vergleich mit meinen Freunden für gesund und kräftig halten, obwohl ich zwanzig Jahre lang der Sinnenlust gefrönt habe. Um wieviel gesünder müßte ich sein, wenn ich mich auch während jener zwanzig Jahre eines reinen Lebens befleißigt hätte.«

Während seiner Jugend überredeten ihn Freunde dazu, Fleisch zu essen, denn sie glaubten, daß die Engländer durch den Fleischgenuß zum Herrenvolk geworden wären. Für einige Monate aß er Fleisch und rauchte auch, bald aber erkannte er, daß man dadurch allein die englische Herrschaft nicht abschütteln könne. Heute setzt sich seine Nahrung hauptsächlich aus Datteln, Erdnüssen und Ziegenmilch zusammen.

Vier Jahre studierte er in London Rechtswissenschaft. Er hielt dort wohl das seiner Mutter gegebene Versprechen, sich Frauen, Fleisch und Alkohol gegenüber enthaltsam zu zeigen, aber immerhin machte er den Versuch, das westliche Leben durch Tanzunterricht näher kennenzulernen.

In seine Heimat zurückgekehrt, bestimmte ihn ein kleiner Anlaß dazu, wieder von daheim fortzugehen. Sein Bruder war mit den britischen Behörden in Konflikt geraten, und Gandhi sollte die Sache in Ordnung bringen. Der englische Beamte, bei dem er vorsprach, ließ ihn aber kurzer Hand hinauswerfen. Dieses Unrecht machte einen tiefen Eindruck auf Gandhi und war mitbestimmend dafür, daß er als Advokat nach Südafrika ging.

1893 landete er in Durban. Afrika war in Aufregung; der Kampf zwischen Weißen und Indern hatte eben seinen Höhepunkt erreicht. Innerhalb eines Jahres war Gandhi zu einem bekannten Vertreter der indischen Freiheitsbewegung geworden, und als er, nachdem seine Arbeit als Advokat beendet war, nach Indien zurückkehren wollte, überredeten ihn seine Anhänger, doch in Afrika zu bleiben und für die gemeinsame Sache zu kämpfen. Aus dem einen geplanten Jahr afrikanischen Aufenthaltes wurden zwanzig.

1912 wurden in Südafrika alle nach indischem Ritus geschlossenen Ehen für ungültig erklärt, und die Kopfsteuer für Inder wurde auf drei £ erhöht. Mit diesen Maßnahmen wollte man den zahlreichen Indern das Leben in Afrika so schwer machen, daß sie wieder nach Indien zurückkehren mußten.

Gandhi wandte hier zum ersten Male den »gewaltlosen Wider-

stand« an. An der Spitze seiner Anhänger marschierte er quer durch Transvaal gegen Johannesburg. Er machte mit seiner neuartigen politischen Kampfweise der Regierung so große Schwierigkeiten, daß schließlich eine für die Inder günstige Lösung der Streitfragen gefunden wurde. Gandhi hatte seinen ersten großen Sieg errungen.

Übrigens ist der »gewaltlose Widerstand« nicht eine Erfindung Gandhis, sondern er wurde von den Indern, deren passivem Charakter er so sehr entspricht, schon einige Male früher angewandt, so 1812 in Benares und 1830 in Mysore.

Gandhi war wenig über vierzig Jahre alt, als er, durch seine afrikanischen Siege weltbekannt geworden, knapp vor Beginn des Weltkrieges nach Indien zurückkehrte. Während seines afrikanischen Aufenthaltes hatte er sich weitergebildet. Er war nicht so sehr darauf bedacht gewesen, westliche Bildung zu erwerben, als sich hauptsächlich mit religiösen Fragen und dem Studium der seelischen Selbstbeherrschung zu beschäftigen.

Er las neben hinduistischen Büchern den Koran und die Bibel. Den tiefsten Eindruck auf ihn machten die Schriften Tolstois. Wenn man dessen Philosophie kennt, versteht man auch die Einstellung Gandhis zu den meisten Problemen. So wie Tolstoi glaubt er an ein paradiesisches Leben der Einfachheit und Natürlichkeit, an ein rousseausches »Zurück zur Natur«. Alle Errungenschaften der Technik führen uns nach seiner Meinung nur noch weiter von diesem Leben fort, und es ist natürlich, daß Gandhi sie daher ablehnt. Eisenbahn, Radio, Maschinen lehnt er unbedingt ab, das wahre Heil liegt für ihn im Spinnrad und in der einfachen Gottesfürchtigkeit, die mit ihm kommen wird.

Nur aus dieser Einstellung heraus sind Gandhis Feststellungen halbwegs zu verstehen, die er in seinem »Wegweiser zur Gesundheit« gibt. Es heißt dort: »Nicht allein sind Arzneien nutzlos, gelegentlich sind sie sogar ganz entschieden schädlich. – Eine Krankheit ist gleichbedeutend mit einer Warnung der Natur, daß sich in diesem oder jenem Teil unseres Körpers Unrat an-

gesammelt hat, und es ist entschieden weiser, wenn wir der Natur erlauben, diesen Unrat zu beseitigen, als wenn wir ihn mit Hilfe von Arzeneien zudecken. Wer Arzeneien zu sich nimmt, macht der Natur die Aufgabe doppelt schwer. – Spitäler sind Einrichtungen zur Verbreitung der Sünde. Sie verführen den Menschen dazu, weniger auf die Warnungen des Körpers zu achten und sich immer mehr einem lasterhaften Lebenswandel hinzugeben. – Die Impfung ist eine Barbarei und einer der verhängnisvollsten Irrtümer unserer Zeit.«

Sehr schlecht kommen die modernen technischen Errungenschaften, wie z. B. die Eisenbahnen, bei Gandhi weg, obwohl er sich ihrer natürlich bedient. Er stellt fest: »Ich zweifle, daß das Zeitalter des Stahls über der Steinzeit steht«, und äußert sich über die Eisenbahnen wie folgt:

»Wenn es keine Eisenbahnen gäbe, hätten die Engländer niemals die völlige Herrschaft über Indien erlangen können. Die Bahnen tragen zur Verbreitung der Pest bei, denn sie sind das beste Mittel zur Verschleppung der Pestbazillen. Die Bahnen verursachen die Teuerungen, da durch die Leichtigkeit des Transports das Korn dorthin verschoben wird, wo es zu höheren Preisen verkauft werden kann. Die Eisenbahn zeigt so richtig die schlechte Natur des Menschen. Alle Übeltäter vermögen ihre schlechten Vorhaben mit größerer Schnelligkeit in die Tat umzusetzen. Die heiligen Orte Indiens sind entweiht worden, denn früher bedeutete der Besuch der Heiligtümer die Besiegung großer Hindernisse, und nur die tatsächlich Andächtigen nahmen die Mühsale einer Pilgerfahrt auf sich. Heute aber besuchen viele Müßiggänger und Landstreicher die heiligen Stätten – aber nicht aus Frömmigkeit. Die, die das Gute wollen, sind keine Egoisten, sie haben auch keine Eile, weil sie sehr gut wissen, daß es Zeit braucht, um dem Volke das Gute zu lehren. Das Schlechte aber hat Flügel, und so sind die Eisenbahnen bloß das Mittel zur Verbreitung des Schlechten. Mein Ziel ist nicht, die Bahnen und die Spitäler zu zerstören; doch würde ich deren Zerstörung

mit Freuden begrüßen, wenn sie auf einem natürlichen Wege erfolgte. Die Eisenbahnen und Spitäler sind keine Beweise reiner, erhabener Kultur, sie sind höchstens ein notwendiges Übel.«

»Zurück zur Natur« mag ein sehr gutes Motto für das Leben eines einzelnen oder auch für die Freizeitgestaltung eines ganzen Volkes sein, aber ob man damit ein Volk in der heutigen Welt zur Freiheit führen kann, bleibt die Frage.

Gandhi aber ist kompromißlos: »Wir haben von den Fremden nichts zu lernen. Die altehrwürdigen Werkzeuge, der Pflug und das Spinnrad, haben uns Weisheit und Wohlfahrt geschafft. Wir müssen nach und nach zu der alten Einfachheit zurückkehren!«

Nicht nur uns Europäern scheint dieser Standpunkt extrem und nicht folgerichtig, auch viele bedeutende Inder wenden sich gegen die »Rückschrittlichkeit« Gandhis. Tagore, sonst ein Anhänger Gandhis, meint: »Es ist unmöglich, die Freiheit und Unabhängigkeit Indiens auf die Ablehnung alles Fremden zu begründen.«

Wir wollen uns hier nicht gegen Gandhis Hochschätzung des Spinnrades wenden; sie hilft zwei wirtschaftliche Probleme auf einmal lösen und ist gleichzeitig ein politisches Druckmittel.

Der Fall liegt so: Die indischen Bauern haben infolge der Trockenzeit während eines Großteils des Jahres, je nach der Gegend vier bis sieben Monate, keine Arbeit. Sie sitzen untätig herum, was auch eine moralisch schlechte Wirkung ausübt. Gleichzeitig werden Stoffe aus dem Ausland eingeführt, und dem Land wird dadurch eine große Menge Bargeld entzogen. Würde der Bauer während seiner aufgezwungenen Mußezeit spinnen und weben, so wäre er in der Lage, die für seine Bekleidung notwendige Stoffmenge selbst herzustellen. Die Verhältnisse des Bauern würden dadurch moralisch und wirtschaftlich gehoben werden, der Import fremder, d. h. vor allem englischer, Stoffe würde sinken, und man hätte England an seiner empfindlichsten Stelle, in der Brieftasche, getroffen.

Gandhi ist immer in Khaddar (selbstgewebtes Leinen) geklei-

det, und wann immer es seine Beschäftigung erlaubt, spinnt er nebenbei.

Diese Bewegung hat als Kampf- und Propagandamittel unbestrittenen Wert, aber glaubt Gandhi wirklich, daß er jetzt, in der Blütezeit des Industrialismus, 350 Millionen Menschen dazu bringen kann, ihre Kleider selbst herzustellen?

Japan hat drastisch gezeigt, wie man den Westen mit seinen eigenen Waffen bekämpfen kann. Gandhi aber will diese Waffen nicht verwenden, bedeuten sie doch Gewalt. Und nichts ist Gandhi verhaßter als Gewalt.

Als er einmal von einem Mohammedaner angefallen und verletzt wurde, weigerte er sich, gegen diesen Mann Schritte zu unternehmen oder gegen ihn auszusagen. »Dieser Mann, der mich angefallen hat, war von einem Irrtum befallen. Er hat geglaubt, ich hätte unrecht gehandelt, und dafür auf die einzige ihm geläufige Art Vergeltung gesucht. Ich bitte daher, daß niemand gegen diesen Mann irgendwelche Schritte unternimmt, denn ich glaube an ihn, weil ich ihn liebe und durch Liebe für mich gewinnen will.« – Wirklich hatte er diesen Feind bald bekehrt und konnte ihn später als seinen Freund bezeichnen.

Er zeigt eine dem Durchschnittseuropäer, ja dem Durchschnittsmenschen überhaupt fast unbegreifliche Bereitwilligkeit, Leid auf sich zu nehmen: »Jedes Leben entspringt aus dem Tode; damit das Korn werde, muß der Samen zugrunde gehen. Das Gesetz des Leidens ist mit unserem Sein untrennbar verbunden. Die Größe der Seele hängt von der Größe des Leidens ab. Je reiner das Leid, desto größer die Seele.« Gandhi scheint manchmal der wahre Christ zu sein, der die andere Backe hinhält, wenn er auf eine geschlagen wurde.

Der Lord-Bischof von Madras bekannte ein wenig traurig: »Ich muß offen gestehen, wenn auch nicht mit allzu frohem Gemüt, daß Gandhi, der Dulder für eine gerechte Sache, ein besseres Abbild des gekreuzigten Heilands gibt als jene, die ihn ins Gefängnis geworfen haben und sich zugleich Christen nennen.«

Trotz dieser Gewaltlosigkeit ist Gandhi ein Diktator. Wenn er seinen Hindu droht, falls sie in einer Frage keine Einigung erzielen können, sich zu Tode zu fasten, so bedeutet das viel mehr, als wenn ein europäischer Herrscher die Todesstrafe über andere verhängt. Wir Europäer haben nur ein Leben zu verlieren, falls aber Gandhi durch die Schuld seiner Anhänger stirbt, so sind diese dadurch während der unzähligen Wiedergeburten mit der Schuld an dem Tode des Mahatma belastet.

Wann immer sich Gandhi zurückzieht, um »bis zum Tode zu fasten«, dann beeilen sich Inder und Engländer, möglichst bald die Streitfrage zu bereinigen. Besonders gegen die Brahmanen hat Gandhi in seinem Kampf für die Besserstellung der Paria öfters mit dem Freitod gedroht und auch beachtliche Erfolge erzielt. Gandhi möchte die Paria gerne innerhalb des Hinduismus aufnehmen und ihnen menschenmögliche Lebensbedingungen geben. Der Widerstand der Brahmanen ist aber so groß, daß der Reformator Gandhi manchmal dem Politiker Platz machen muß. Die fünfzig Millionen Unberührbare stellen heute noch kaum eine Macht dar; die Brahmanen jedoch sind eine Macht, auf deren Unterstützung Gandhi nicht verzichten kann. Er kämpft aber beharrlich weiter für die Gleichstellung der Paria, zum Teil vielleicht auch aus politischen Gründen, denn die menschenunwürdige Behandlung der Paria durch die Inder macht es diesen schwer, von England bessere Behandlung zu verlangen. Und Gandhi hat erkannt, daß es, wie er sagt, »wirklich keine Anklage gibt, die wir den Engländern ins Gesicht schleudern können, ohne daß sie der Paria uns Indern nicht ebenso ins Gesicht schleudern könnte.«

Im übrigen ist Gandhi in der Frage der Kasten konservativ. Er möchte zwar die vielen Unterkasten aufheben, die vier Hauptkasten aber bestehen lassen: »Ich sehe in dem Umstand, daß ein Brahmane zeit seines Lebens Brahmane bleiben muß, nur Vorteilhaftes. Welche Schwierigkeiten würden sich ergeben, wollte jeder zu Gericht sitzen, Belohnungen, Erniedrigungen und Erhöhungen austeilen?«

Die mit dem Kastenwesen verbundenen strengen Speisevorschriften werden von Gandhi verteidigt: »Essen ist eine zur Erhaltung des Lebens notwendige Tätigkeit wie alle übrigen physiologischen Notwendigkeiten des Körpers. Wenn der Mensch nicht – größtenteils zu seinem Schaden – aus dem Essen ein Vergnügen oder ein Laster gemacht hätte, würden wir diese Notwendigkeit wie alle anderen im geheimen befriedigen. Die höchste Kultur des Hinduismus betrachtet auch den Akt des Essens in diesem Sinne; es gibt Tausende von Indern, die vor niemand ihre Mahlzeiten einnehmen.«

Gandhi ist sich des Wertes einer günstigen Weltpresse voll bewußt; er gewährt deshalb fremden Journalisten gerne Unterredungen. Besonders auf die wohlmeinende Meinung Amerikas legt er großes Gewicht. Als das Indien in den schlimmsten Farben schildernde Buch »Mutter Indien« der Amerikanerin Katherine Mayo erschienen war, mußte die indische Dichterin Frau Naidu im Auftrag Gandhis eine Vortragsreise durch die USA. unternehmen, um den Eindruck dieses Buches wieder auszugleichen.

Über die Hintergründe dieses Buches ist zu sagen, daß es in geheimem Auftrag der englischen Regierung geschrieben wurde, die sich eine geschickte amerikanische Feder kaufte, um die Schwäche der Inder systematisch aufzuzeigen und damit ihre Unfähigkeit zur Selbstregierung zu beweisen mit dem Ziel, den in Amerika weitverbreiteten Sympathien für die indische Freiheitsbewegung entgegenzuwirken. Hierbei ist zu beachten, daß die amerikanischen Kriegshetzer und Regierungskreise natürlich sentimentale Anwandlungen im Hinblick auf die geknechteten Inder nicht kennen und die Teilhaberschaft oder Erbschaft bei der britischen Ausbeutung Indiens erstreben. »Mutter Indien« löste in ganz Indien eine ungeheuere Erregung aus und ließ eine ganze Literatur von Entgegnungen entstehen. Katharine Mayo hatte vor diesem Buch bereits ein ganz ähnliches zur Diffamierung der Bewohner der Philippinen geschrieben und so im Dienst

des amerikanischen Imperialismus bewiesen, daß man sie nicht freigeben könnte.

Auch ein anderer Vorfall zeigt den klugen, die öffentliche Meinung hoch einschätzenden Politiker Gandhi. Im Herbst 1921, als die Wogen des von Gandhi in die Wege geleiteten »gewaltlosen Widerstands« hoch schlugen, wurde der Amerikaner Francis Doherty auf dem Wege zu seiner Arbeitsstätte in Bombay von dem fanatischen indischen Mob erschlagen.

Drei Tage später kam Frau Naidu als Abgesandte Gandhis zur Witwe Dohertys und bat sie, Gandhi zu einer Unterredung zu empfangen. Sie führte aus, daß Amerika von diesem Vorfall nichts erfahren dürfe, und wollte wissen, um welchen Betrag sich die Witwe bereit erklären würde, über den Tod ihres Gatten nichts auszusagen, noch jemals nach Amerika zurückzukehren. Über ihren Besuch bei Gandhi erzählte Frau Doherty: »Er wiederholte in der Hauptsache, was Frau Naidu schon gesagt hatte, und betonte mit allem Nachdruck, daß die Amerikaner, die so große Sympathien für seine politischen Ideen hätten, unter keinen Umständen die Einzelheiten der Ermordung meines Gatten zu hören bekommen sollten, da das dem Erfolg seiner Bewegung schaden und die öffentliche Meinung unseres Volkes gegen ihn einnehmen würde.«

Wir haben hier Gandhi von verschiedenen Seiten gezeigt. Wir haben uns dabei bemüht, möglichst unparteiisch zu sein und sowohl das zu zeigen, was uns als Stärke erscheint, als auch seine anscheinenden Schwächen. Trotzdem wagen wir es nicht, ein Urteil zu fällen und zu sagen: dieser Mann ist ein Heiliger, ein Politiker oder ein Reformator. Wahrscheinlich ist er eine Mischung von alledem und noch viel mehr. Er ist eine so einmalige Erscheinung, daß es erst viel später möglich sein wird, ihn gerecht einzuschätzen.

Eines aber kann man schon heute sagen: Er ist – trotz seines vielleicht schon sinkenden Einflusses – der Diktator Indiens, dessen Entscheidungen 350 Millionen Menschen fast ohne Widerspruch hinnehmen. Daß er dieses Ziel ohne Zuhilfenahme von Gewalt, allein dank der Kraft seines Geistes und seiner Seele

erreicht hat, zeigt, wie groß er sein muß – gleichgültig, ob als Politiker oder als Heiliger.

Dieser Mann, Gandhi, hatte nun die Führung der indischen Freiheitsbewegung vollständig an sich gerissen. Er hat, obwohl ein wenig eindringlicher Redner, der kaum jemals seine Stimme erhebt oder seine Ausführungen durch Handbewegungen unterstreicht, bei den Massen einen geradezu mystischen Einfluß. Als er einer mohammedanischen Versammlung von der Verhaftung ihrer Führer erzählte, brach die angesammelte Menge – wild aussehende, bärtige Moslem – in Tränen aus. Gandhi selbst sagt, daß er genau fühlt, wie die Masse auf seine Worte reagiert. Er fastet gerne, weil er dann für die Reaktion der Massen viel empfänglicher ist.

1930 erreichte der Widerstand gegen die britische Regierung einen neuen Höhepunkt. Gandhi wurde eingesperrt, aber seine Anhänger fochten den Kampf der Gewaltlosigkeit weiter. Ganz Indien war im Aufruhr. Der Mahatma hatte wieder einmal die Befreiung des indischen Volkes von der »satanischen britischen Regierung« gefordert, aber diese Regierung war nicht bereit zu weichen.

Einige Aussprüche Gandhis aus dieser Kampfzeit sind bemerkenswert:

»Man sagt, ich tue gefährliche Dinge, wenn ich die Leute aneifere, Gesetze zu brechen. Meine Antwort ist, daß es besser ist, Gesetze zu brechen als Köpfe.«

Auf die Frage, wie Indien sich ohne das britische Militär gegen Feinde von außen werde verteidigen können, antwortete Gandhi: »Die britische Armee ist vollkommen überflüssig, sie ist nur eine Besatzungsarmee. Es gibt für Indien keine Grenzgefahr; keine fremde Macht bedroht Indien. Laßt schlimmstenfalls die Afridis einige Grenzstädte brandschatzen. Wenn die Afridis uns angriffen, dann würde ich sie mit den Waffen des bürgerlichen Ungehorsams bekämpfen, wie wir die britische Invasion bekämpfen. Es wird wohl irgendeine Art indischer Armee geben

müssen, obwohl ich jeder Art von Armee ablehnend gegenüberstehe.«

Beide Seiten – Inder und Engländer – waren zum Durchhalten entschlossen, und es schien, als sollte es diesmal schwere Blutopfer kosten. Schließlich gelang es zwei Männern – Gandhi und Irwin –, den Frieden zu retten. Gandhi wurde von indischer Seite gedrängt, doch eine Unterredung mit dem Vizekönig zu suchen, und bat daraufhin um eine solche mit Lord Irwin, »dem Mann, mit dem er ein ‚Herz-zu-Herz-Gespräch' führen wollte.«

Es mag für englische Imperialisten vom Schlage eines Churchill eine schreckliche Vorstellung gewesen sein, daß ein »halbnackter Inder« dem Repräsentanten des englischen Königs und Kaisers als gleichberechtigter Verhandlungspartner gegenübersaß. Und er äußerte sich auch entsprechend:

»Dieser ekelerregende und bedrückende Anblick eines früheren ‚Tempeladvokaten', jetzt ein aufrührerischer Fakir, der halbnackt die Treppen zum Palast des Vizekönigs hinaufsteigt, um dort gleichberechtigt mit dem Vertreter des Königs zu unterhandeln...«

Auch die englische Presse nahm kein Blatt vor den Mund. Die »Daily Mail« schrieb: »Daß Irwin nicht der richtige Mann auf dem Platze ist, ist eine peinliche Tatsache, und wenn wir Indien behalten und es nicht in ein Blutbad und in Verwirrung stürzen wollen, so wird seine Rückkehr um so besser sein, je rascher sie erfolgt. Lord Irwins Berechnungen sind fortwährend derart falsch, daß er ohne weitere Verzögerung ersetzt werden sollte. Seine Schwäche begünstigt den Aufruhr und ruiniert den Handel in Indien. Daß Gandhi, ohne eingesperrt zu werden, frei herumlaufen und zu Aufruhr und Gehorsamsverweigerung auffordern kann, ist bedauernswert. Es sollte Lord Irwin mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß er entweder regieren oder gehen soll.«

Die sachlichen Gegensätze zwischen der indischen und der englischen Auffassung waren sehr groß. In einem seiner Briefe an

den Vizekönig führt Gandhi aus: »Nehmen Sie z. B. Ihr eigenes Gehalt als Vizekönig. Es beträgt im Monat 21 000 Rupien, wozu noch verschiedene Zulagen kommen. Der britische Premier erhält etwa 5400 Rupien im Monat. Sie beziehen als Vizekönig täglich 700 Rupien, während das Durchschnittseinkommen der indischen Bevölkerung etwas weniger als 2 Anna beträgt. Der britische Premier bezieht täglich 180 Rupien, während das tägliche Durchschnittseinkommen in England etwa 20 Anna erreicht. Sie beziehen somit das fünftausendfache Durchschnittseinkommen des Inders, während der britische Premier nur das Neunfache des durchschnittlichen britischen Einkommens erhält. Auf den Knien flehe ich Sie an, über diese Dinge nachzudenken.«

Schließlich aber wurde im März 1931 ein Abkommen geschlossen, das als Gandhi-Irwin-Pakt bekannt wurde. Die Regierung zog einige Verordnungen bezüglich Steuer und Verwaltung zurück, stellte die meisten Strafhandlungen ein und machte Konfiskationen rückgängig. Gandhi dagegen verpflichtete sich, den gewaltlosen Widerstand zu beenden und an der Round-Table-Konferenz in London teilzunehmen.

Die Round-Table-Konferenz und die folgenden Ereignisse

Die nach dem Weltkrieg durchgeführte Montagu-Chelmsford-Reform wurde von den indischen Nationalen als Herausforderung betrachtet und ständig bekämpft.

Das Wesentlichste dieser Reform war die Aufstellung einer Diarchie, einer Doppelherrschaft. Die Mitglieder der Provinzkabinette wurden zum Teil gewählt, zum Teil vom Gouverneur ernannt. Ferner wurden die verschiedenen Staatsgeschäfte in vorbehaltene (reserved) und übertragene (transfered) Angelegenheiten geteilt – unnötig zu sagen, daß alle wichtigen Angelegenheiten, wie Polizei, Steuer, Heer, in Händen der Briten blieben. Vom erhofften Mindestziel der Nationalen, dem Dominionstatus, ließen die Reformen wenig erkennen – die schon erwähnten Aufstandsversuche im ganzen Land waren die Folge.

Die Inder hatten große Hoffnung in die englische Arbeiterregierung unter Ramsay MacDonald gesetzt, wurden aber enttäuscht. Denn gerade diese Regierung erließ eine »Verordnung für Bengalen«, die wegen ihrer Anfechtbarkeit von den Indern das »gesetzwidrige Gesetz« genannt wurde.

In den Reformen von 1919 war festgelegt worden, daß nach zehn Jahren eine Kommission die Frage untersuchen sollte, ob die Reformen erweitert bzw. abgeändert werden könnten. 1928, also schon vor Ablauf der zehnjährigen Frist, beschloß die britische Regierung, eine derartige Untersuchungskommission nach Indien zu senden. Sie bestand aus sieben Mitgliedern unter Führung von Sir John Simon und wurde unter dem Namen die »Simon-Sieben« in Indien äußerst unpopulär. Es durften ihr nämlich nur Parlamentsmitglieder und keine Inder angehören. Die Inder empörten sich mit Recht darüber, daß sie an einer Kommission, die eine neue Verfassung für Indien ausarbeiten sollte, nicht teilnehmen durften. Lord Birkenhead, der damalige Staatssekretär für Indien, begründete diese Maßnahme und sagte in einer Rede

im »House of Lords«, es sei unmöglich, auch Inder an der Kommission teilnehmen zu lassen, denn man könne dann nicht nur einen Inder zulassen, sondern einen Brahmanen sowohl als auch einen Nichtbrahmanen, weiter einen Moslem, einen Sikh, einen Christen und auch einen Vertreter der Paria. Die Kommission würde dann auf fast zwanzig Mann anwachsen, und an Stelle einer Meinung würde man verschiedene sich widersprechende Berichte erhalten.

Die indischen Nationalen verglichen ihren Fall immer wieder mit Kanada: »Auch dort gab es zwei Gemeinschaften, die sich bekämpften; sogar die Schulkinder rauften als Engländer gegen Franzosen. Es gab keinen gesellschaftlichen Verkehr; auf einer landwirtschaftlichen Messe mußten weit getrennte Plätze für die Vertreter der beiden Gemeinschaften bereitgestellt werden. Lord Durham – der mit einer ähnlichen Aufgabe wie die Simon-Kommission Kanada bereiste – war so ehrlich, zu gestehen, daß die Herrschaft seiner Regierung darauf gestützt war, diese Kluft zu vergrößern, statt sie zu vermindern. Die Wunden wurden erst geheilt, als Kanada Selbstregierung bekam.«

Als die »Simon-Sieben« in Indien landete, wurde sie mit schwarzen Fahnen und wütenden Rufen »Go back, Simon!« empfangen.

Der Indische Kongreß beschloß bei seiner Tagung in Madras, die Kommission zu boykottieren, und verkündete als nunmehriges Ziel an Stelle des Dominionstatus die völlige Selbständigkeit Indiens. Der Präsident des Kongresses, Dr. Ansari, erklärte: »Kein ehrbewußter und geistig gesunder Inder kann sich mit dem Anspruch Großbritanniens einverstanden erklären, einseitig darüber zu verfügen, welche Maßnahmen für den politischen Fortschritt Indiens angebracht seien und zu welchem Zeitpunkt sie verwirklicht werden können. Wir allein wissen, was uns not tut, und uns gebührt die entscheidende Stimme für die Gestaltung unserer Zukunft... Solange Großbritannien diese Bedingungen (Einberufung einer Round-Table-Konferenz) nicht erfüllt,

bleibt dem Indischen Nationalkongreß nichts anderes übrig, als das Volk aufzufordern, der Kommission ebenso zu begegnen, wie unsere Brüder in Ägypten mit der Milner-Kommission verfahren sind: sie nämlich völlig zu meiden. Wir haben nichts mit einer Kommission zu schaffen, deren Zusammensetzung in schroffer Mißachtung des kundgegebenen Willens des indischen Volkes erfolgt ist.«

Die Kommission wurde boykottiert und hatte mit entsprechenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Nur ein geringer Teil der Mohammedaner erklärte sich zu einer Mitarbeit bereit.

Der Kongreß hatte sich also auf den Standpunkt völliger Freiheit gestellt, und im Mai 1928 erklärte einer seiner Führer, Subhas Chandra Bose: »Ich für meine Person bin für eine völlig unabhängige, bundesstaatliche, konstituierte Republik Indien. Dies ist das Ziel der Ziele, das ich vor Augen habe. Ich möchte Indien als Herrn seiner Geschicke wissen – wie das in guten alten Zeiten der Fall gewesen ist –, damit es sich nunmehr seinem ihm eigenen völkischen Geist gemäß entwickeln kann... Ich ersehne ein Indien mit eigener Flagge, eigener Marine, eigener Armee und eigenen Botschaften in den Hauptstädten der freien Länder.«

Trotz dieser Erklärungen sahen die gemäßigten Männer des Kongresses auch weiterhin den Dominionstatus als erreichenswertes Ziel an. Sollte allerdings innerhalb eines Jahres der Dominionstatus nicht gewährt werden, so würde die Unabhängigkeitserklärung an seine Stelle treten.

Die »Simon-Sieben« führte 1928–29 zwei Reisen durch Indien durch, wobei während der zweiten Reise nicht weniger als 14000 Meilen zurückgelegt wurden.

Schon früher hatte der Kongreß die Einberufung einer Round-Table-Konferenz gefordert. Bei der Abfassung seines Berichts wiederholte Nehru die Forderung: »Wenn es jemals einen Anlaß für die Einberufung einer Round-Table-Konferenz gab, dann diesen. Die Vertreter der Fürsten und ihrer Völker, der briti-

schen Regierung und des Volkes von Britisch-Indien, dort versammelt, könnten bei gegenseitigem gutem Willen alle Schwierigkeiten lösen.«

Auch die Simon-Kommission kam bei der Ausarbeitung ihres Berichts zu demselben Schluß und fühlte sich »wachsend beeindruckt von der Unmöglichkeit, alle konstitutionellen Probleme Indiens zu erwägen, ohne die Beziehungen Britisch-Indiens zu den Fürstenstaaten in Betracht zu ziehen.«

Die Notwendigkeit der Round-Table-Konferenz wurde also von beiden Seiten erkannt, bevor die Konferenz aber einberufen wurde, erfolgte die Veröffentlichung des Simon-Berichts.

Um die Wirkung des Berichts auf die indischen Politiker verstehen zu können, muß vorausgeschickt werden, daß in den vorhergegangenen Jahren britische Staatsmänner immer wieder das lockende Bild des bald zu verwirklichenden Dominionstatus verheißend vor den Augen der Inder ausgebreitet hatten. So sagte Lord Birkenhead: »... das ist das wertvolle Versprechen einer Konstitution, die Indien als geschätzten Partner mit gleichen Rechten in das freie Commonwealth der britischen Dominions bringen mag.«

Baldwin hatte erklärt: »Wir erwarten, Indien bald in gleichberechtigter Partnerschaft mit den Dominions zu sehen.«

1929 hatte Lord Irwin feierlich verkündet: »Im Namen Seiner Majestät Regierung bin ich berechtigt, klar festzustellen,... daß das natürliche Ende des konstitutionellen Fortschritts Indiens der Dominionstatus ist.«

Der Simon-Bericht umfaßt zwei Bände mit insgesamt 750 Seiten. Der erste Band enthält eine »Untersuchung« der indischen Zustände, der zweite die daraus gewonnenen »Ratschläge«. Indien lief, wieder einmal in seinen Hoffnungen enttäuscht, Sturm gegen den Bericht und betrachtete die 150000 Pfund, die die Durchführung der Kommission verschlungen hatte, als hinausgeworfenes Geld.

Die kleinen Reformen, die tatsächlich vorgeschlagen wurden

und vielleicht den Beginn eines späteren Dominionstatus enthielten, waren für einen Imperialisten vom Schlag eines Churchill weitgehende Zugeständnisse. Als die Reformen Gesetz wurden, hörte er schon »den Klang der Totenglocke für das Britische Reich im Osten«.

Die Inder waren anderer Meinung.

Pandit Motilal Nehru äußerte sich: »Es ist ein nationales Verbrechen, diesen Bericht zu lesen, und ein noch größeres Verbrechen ist es, ihn zu kaufen. Wir können uns jedoch erlauben, eine Anna dafür auszugeben. Kauft eine Zeitung, welche eine Inhaltsangabe des Berichts enthält, zertretet sie unter euren Füßen, zerreißt sie in Fetzen, werft sie in die Gosse, und nachher redet kein Wort mehr darüber.«

Shaukat Ali, der Führer der Kalifatsbewegung, war etwas weniger unzufrieden: »Die Vorschläge für ein föderalistisches Bundessystem befriedigen uns, die übrigen Empfehlungen müssen in London besprochen werden, wenn Indien, was wir hoffen, einen einheitlichen und gerechten Vorschlag machen wird, so daß alle Beteiligten zu einer annehmbaren und ehrlichen Verständigung gelangen.«

T. B. Sapru, der Führer der Liberalen, war sehr enttäuscht: »Diejenigen unter uns, welche eine Zusammenarbeit mit der Simon-Kommission ablehnten, können sich nun davon überzeugen, daß ihre Haltung gerechtfertigt war. Die Inhaltsangaben, die bisher veröffentlicht worden sind, besonders mit Bezug auf die Armee und zentrale Regierung, zeigen, daß diese letztere eine Regierung des Dominionstatus, nicht der Schatten einer verantwortlichen Selbstregierung ist. Was die sogenannte Provinzautonomie betrifft, so ist sie nach unserer Ansicht der Hohn einer wirklichen Autonomie. Wir sind weder überrascht noch verletzt, da wir nichts Besseres von der Simon-Kommission erwarteten.«

Das einzig Neuartige an diesem alten Spiel der »Reformen« war, daß die Inder – um dem englischen Vorwurf auszuweichen, sie hätten die Kommission boykottiert, ohne etwas Konstruk-

tives zu leisten – selbst einen Verfassungsentwurf ausarbeiteten, der unter dem Namen »Nehru-Report« bekannt wurde. Dieser Report wurde jedoch nicht der »Simon-Seven« übergeben, sondern dem Indischen Nationalkongreß.

Wenn auch inzwischen von indischer Seite schon bedeutend radikalere Vorschläge, wie die Proklamierung eines »freien und unabhängigen Indiens«, gemacht wurden, so stellt der Nehru-Bericht doch ein bedeutsames Dokument dar, das die indische Auffassung vom Dominionstatus zeigt. Der Einleitungssatz des Berichts unterstreicht das indische Ziel deutlich: »Nach Ansicht des Komitees liegt das Kernproblem in der Übertragung der politischen Macht und Verantwortlichkeit vom englischen Volk auf das indische. Das bedeutet praktisch die Beseitigung der Herrschaft des India Office und die Übertragung der politischen Macht vom britischen auf den indischen Wähler.«

Der weitere Entwurf hält sich an das Vorbild der britischen Dominions. »An der Spitze der Verwaltung soll der vom König von England zu ernennende Generalgouverneur stehen, dessen Machtbefugnisse denen der anderen Dominions genau entsprechen würden. Die eigentliche Regierungsgewalt wird in die Hände eines Ministeriums gelegt, das zwar vom Generalgouverneur ernannt wird, aber dem Parlament voll verantwortlich ist. Dieses Parlament besteht aus zwei Häusern: dem Abgeordnetenhaus, das aus allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlen aller Frauen und Männer über 21 Jahre hervorgeht, und dem Senat, dessen Mitglieder von den Provinzparlamenten gewählt werden. Die Parlamente der Provinzen haben nur eine Kammer.«

Bei der Lösung der verschiedenen Probleme sieht der Bericht z. B. vor, daß die derzeit beschäftigten englischen Beamten durch die neue Regierung übernommen werden, falls sie es nicht vorziehen, ihre Tätigkeit aufzugeben. Das Heer soll unter dem Oberbefehl des Generalgouverneurs bleiben.

Motilal Nehru gehörte den »Gemäßigten« an, sein Bericht und dessen Forderungen sind auch, besonders was das Heerwesen

und die Finanzen betreffen, sehr zurückhaltend. Der Bericht blieb aber eine mehr innerindische Angelegenheit und wurde von den Engländern kaum ernstlich beachtet; für sie galten die Vorschläge des Simon-Reports.

Der Simon-Report endet mit den Worten: »Wir übergeben den Bericht in der Hoffnung, daß er genügend Material unterbreitet und einen Plan enthält, nach dem sich der indische konstitutionelle Aufbau friedlich und sicher weiterführen läßt.« Das Wort »Dominion« ist nicht erwähnt.

Die indische Enttäuschung machte sich in einer sehr gereizten Stimmung Luft. Gandhi startete mehrere Bewegungen des passiven Widerstandes; er wurde gefangengenommen, freigelassen und wieder gefangengenommen; zwischendurch hatte er die schon erwähnten Besprechungen mit Lord Irwin.

Während dieser so unruhigen Zeit wurden in London drei Round-Table-Konferenzen abgehalten, die helfen sollten, die Schwierigkeiten zu beseitigen.

Die erste Konferenz wurde in großem Rahmen vom König selbst eröffnet; 16 Vertreter des Vereinigten Königreiches, 16 Vertreter der Indischen Staaten und 57 Vertreter von Britisch-Indien und Burma nahmen daran teil. Leute wie Gandhi, die einen entscheidenden Beitrag hätten leisten können, saßen zur selben Zeit im Gefängnis. Einer der indischen Vertreter sagte: »Wenn Indien heute Dominion-Status bekommt, dann wird der Schrei nach völliger Freiheit in wenigen Monaten verstummen, wenn wir aber mit leeren Händen kommen, ist das der sicherste Weg, diesen Schrei anschwellen zu lassen.«

Der Premier MacDonald versprach, möglichst rasch eine indische Föderation zu schaffen. Damit löste sich die erste Round-Table-Konferenz auf, ohne viel Positives geleistet zu haben.

Überraschend an ihr war die Tatsache, daß alle Gruppen, einschließlich der Fürsten, einen Zusammenschluß der Fürstenstaaten mit den Gebieten Britisch-Indiens wünschten und die Verfassung für diese Föderation ausgearbeitet haben wollten.

Die zweite Round-Table-Konferenz begann unter besseren Vorzeichen. Gandhi, der inzwischen mit Lord Irwin den berühmten Pakt geschlossen hatte, nahm daran teil.

Aber auch das Ergebnis dieser Verhandlungen blieb hinter den Erwartungen zurück. Teilweise waren daran neue Unruhen schuld, die noch während Gandhis Aufenthalt in Europa Indien heimsuchten. Andererseits war der Gegensatz zwischen den indischen Erwartungen und der Grad der Bereitwilligkeit der Engländer, sie zu erfüllen, zu groß. Gandhi selbst hatte einige Mühe, die Wünsche der indischen Minderheitsvertreter in geeinte Bahnen zu lenken, und erklärte schließlich, sie seien nicht die »wahren Vertreter« ihrer Gemeinschaften.

Gandhi äußerte sich mit folgenden Worten über die Konferenz: »Die Gründe des Mißerfolges lagen in der Zusammensetzung der indischen Delegation. Wir sind fast alle keine gewählten Vertreter der Parteien oder Gruppen, die wir vertreten sollen. Wir sind hier, weil uns die Regierung ernannt hat. Man kann hier auch die, deren Gegenwart für eine anerkannte Lösung der Fragen unbedingt erforderlich ist, nicht finden.« Dr. Ambedkar (Depressed Classes) und Sir Muhammed Shafi (Moslem) hingegen betonten, daß sie die wirklichen Vertreter ihrer Gruppen seien.

Zwei äußere Umstände verschärften die Lage. In Indien wurde Lord Irwin, der eine Politik der Befriedung getrieben hatte, durch Lord Willingdon ersetzt, der schon in den ersten Tagen seiner Regierungszeit erkennen ließ, daß er jeden Widerstand mit Gewalt bekämpfen würde. In England wieder war die Arbeiterregierung, unter der die Round-Table-Konferenz einberufen worden war, durch den Sieg der Konservativen gestürzt und durch eine sogenannte nationale Regierung ersetzt worden.

Gandhi kehrte enttäuscht nach Indien zurück, seine Europareise war – wenn auch für ihn persönlich triumphal verlaufen – ein politischer Mißerfolg gewesen. Die extremen Mitglieder des Kongresses hätten lieber gesehen, wenn er an der Londoner Kon-

ferenz nicht teilgenommen hätte. Patel, einer der führenden Politiker Indiens, äußerte darüber: »Gandhi ist nicht revolutionär gesinnt, wie wir anderen alle... Was wir gegen Gandhi einzuwenden haben, gehört eigentlich in die Zeit vor der Londoner Konferenz, wo er sich entweder geirrt hat oder vom Vizekönig in eine Falle gelockt und zum Glauben verführt wurde, daß im Falle der Gewährung der Verfassung die Londoner Konferenz die Sicherheit Indiens künftighin ‚im Interesse Indiens' verbürgen werde. In Wahrheit bestand aber zu keiner Zeit Aussicht auf eine solche Gewährleistung. Gandhi freilich meinte, er müsse dem Vizekönig Wort halten. Das Ergebnis war, daß der Einfluß Gandhis bei der Intelligenz des Kongresses nachgelassen hat, obwohl sein auffallender Einfluß auf die Massen sich nach wie vor erhalten hat.«

Kurz nach seiner Landung wurde Gandhi nach einigen negativ verlaufenen Verhandlungen mit Lord Willingdon verhaftet; Indien hatte auch weiterhin keinen Frieden.

Nach der zweiten Round-Table-Konferenz wurde als eines ihrer Ergebnisse von der britischen Regierung der »Communal Award« (Minderheitsbeschluß) veröffentlicht. Ihm zufolge sollen Moslem, Sikh, indische Christen, Angloinder und Europäer für zehn Jahre getrennte Wahlen haben, erst nach Ablauf dieser Zeit sollte der Minderheitsbeschluß nur mit Zustimmung der Minderheiten aufgehoben werden dürfen. Auch die Paria sollten getrennt wählen. Gandhi, der sich damals gerade im Gefängnis befand, sah in dieser Wahlordnung eine Gefährdung der hinduistischen Einheit und verständigte die Regierung, daß er »bis zum Tode fasten« werde, falls dieser Vorschlag Gesetz werde. Am fünften Tage erzielten die Führer der Paria und der Kastenhindu eine Einigung. Ambedkar, der Vertreter der Paria, war hartnäckig; wenn er auch auf eine eigene Wahl der Paria verzichtete, so konnte er doch die Zahl der für seine Minderheit reservierten Sitze von 71 auf 148 hinaufschrauben. Wenig später sah sich Gandhi nochmals gezwungen, zu fasten, um die Unterdrückung der Paria durch die Kastenhindu etwas zu mildern.

Noch waren nicht alle Probleme Indiens gelöst, und eine neue Kommission – das Lothian-Komitee – untersuchte die Möglichkeiten für die Provinzwahlen. Die Zahl der Wählenden wurde von 7 Millionen auf 35 Millionen oder von 3% der Bevölkerung auf 14% erhöht.

Schließlich wurde noch eine dritte Round-Table-Konferenz einberufen, die ziemlich erfolglos verlief. Damit waren einige Jahre der Untersuchungen und Beratungen vergangen; das Ergebnis war die Verfassungsreform, die am 2. August 1935 vom englischen König unterzeichnet und damit zum Gesetz wurde. Der Simon-Report, die Round-Table-Konferenzen und der Lothian-Report waren die Grundelemente, aus denen die neue Verfassung gebaut war.

Sie sieht prinzipiell folgendes vor:

Das Ziel aller Reformen bleibt die Schaffung eines allindischen Bundesstaates, der die Gebiete Britisch-Indiens und der Fürstenstaaten umfaßt. Die Föderation soll aber nur in Kraft treten, wenn 50% der Bevölkerung der Fürstenstaaten dafür stimmen.

Die Zahl der Provinzen wird um zwei – Sindh und Orissa – erhöht, Burma dagegen wird von Indien abgetrennt und erhält eine eigene Verwaltung. Auch Aden wird von Indien getrennt und dem Staatssekretär für Kolonien unterstellt.

Die Provinzen erhalten vollkommene Selbstverwaltung; die Gouverneure bleiben aber weiterhin mit großen Machtbefugnissen ausgestattet.

Die gesetzgebenden Institutionen der Föderation bestehen aus dem Staatsrat (Council of State oder Oberhaus), der sich aus maximal 260 Mitgliedern zusammensetzt. 100 davon werden von den Fürsten ernannt, 150 Vertreter Britisch-Indiens werden in den Provinzen gewählt, 10 werden vom Generalgouverneur ernannt. Das Unterhaus (Federal Assembly) wird von 375 Mitgliedern gebildet. 125 werden von den Fürsten ernannt, 250 vertreten Britisch-Indien und werden direkt gewählt.

In der zentralen Exekutive bleibt die Diarchie erhalten; es gibt

weiterhin »vorbehaltene« und »übertragene« Angelegenheiten. Dem Generalgouverneur vorbehalten sind das Verteidigungswesen, auswärtige Angelegenheiten und kirchliche Fragen. Außerdem kann der Generalgouverneur – der nach außen als Vizekönig auftritt – Gesetze in Kraft setzen, auch gegen den Willen der Legislative. Er kann unabhängig oder gegen den Willen seiner Minister handeln. Er kann so ziemlich alles tun, wenn es ihm im Interesse Indiens – oder Englands – notwendig erscheint. Er kann z. B. auch indische Truppen ohne Zustimmung der Gesetzgebenden Versammlung dem Empire leihen.

Auch diese Reform war noch weit von dem Ziel des Dominionstatus entfernt. Es gab nur einen wirklichen Herrn in Indien, das war der englische Vizekönig.

Selbst Engländern erschienen manchmal die Vollmachten, die in der Hand des Vizekönigs vereint waren, allzu groß. Sir Robert Horne sagte im »House of Commons«: »Wir haben in diesen Gesetzesentwurf viele Sicherungen eingebaut, aber alle Sicherungen drehen sich um ein einziges Wesen, und das ist der Vizekönig. Er ist das Um und Auf des ganzen Systems. Er ist der Schlüssel zu diesem mächtigen Bau. Wenn der Vizekönig Fehler macht, kann nichts das System, das wir geschaffen haben, retten.«

Am 1. April 1937 wurde die neue Verfassung, die schon zwei Jahre früher Gesetz geworden war, gegen den Willen der indischen Politiker in Kraft gesetzt. Die Provinzregierungen, in denen die Kongreßpartei die Mehrheit hatte, traten zum Zeichen des Protestes zurück. Wenn sich auch die Erregung in den nächsten Jahren etwas legte, so lebten die indischen Politiker doch in einem ständigen Kleinkrieg gegen die ihnen aufgezwungene Verfassung.

1939 mit Beginn des Krieges traten die englisch-indischen Beziehungen in eine neue Phase. Die Engländer wiederholten das alte Spiel von 1914, und Lord Linlithgow hielt eine Rede, in der er die Inder aufforderte, an der Seite Englands für »Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie« zu kämpfen. Gerade das ist es, was

die Inder seit langem wünschen, aber sie haben erkannt, daß sie dann nicht an der Seite Englands kämpfen können. Gandhi erklärte, Indien könne nicht der Bundesgenosse Englands im Krieg gegen Hitler sein. Passiver Widerstand und Unruhen waren die Antwort Indiens auf Englands Kampfangebot, und verschiedene indische Führer wie Nehru und Bose wurden verhaftet.

Im August 1940 wurde das lange erwartete Weißbuch über die Zukunft Indiens und seine größtmögliche Erfassung für den britischen Krieg veröffentlicht. Wie bei allen früheren Veröffentlichungen wurden auch diesmal keine bindenden Zusagen von seiten der Regierung gemacht, sondern sie begnügte sich mit Versprechungen. Die Zuerkennung des Dominionstatus während der Kriegsdauer wurde verweigert. Man habe zwar, so erklärte der Sprecher, als die Verhandlungen im Oktober 1939 begannen, den Dominionstatus als Ziel gehabt, aber es bestünden noch immer »Schwierigkeiten in Indien selbst«. Die Regierung sympathisiere mit einer größeren Selbständigkeit Indiens, aber es sei ausgeschlossen, daß England während des Krieges die Führung Indiens aus der Hand gebe. Der Augenblick, in dem sich England in einem Kampf auf Leben und Tod befinde, sei nicht der Zeitpunkt, um Indien eine definitive, neue Verfassung zu geben. Wenn aber der Krieg zu Ende sei, werde England sofort an die Ausarbeitung eines neuen Status für Indien gehen. In der Zwischenzeit werde es alle Vorschläge zur Verbesserung der Lage Indiens genauestens prüfen.

Es ist das alte Spiel von 1914, das die Engländer wieder spielen wollen. Aber ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer, und die Inder sind ein zweites Mal für dieses Spiel nicht zu haben.

ACHTES KAPITEL

Die Hindu

Die Geschichte Indiens, seine Kultur und vor allem auch seine Zukunft wird hauptsächlich von der hinduistischen Mehrheit bestimmt. Die Gemeinschaft der Hindu unterscheidet sich von allen anderen Rassengruppen durch besondere philosophische und organisatorische Eigentümlichkeiten, die dem »Problem Indien« ihren eigenen Stempel aufdrücken.

Eine jedem aufmerksamen Fremden auffallende Erscheinung ist die Schwermut und Melancholie der Hindu. Diese seelischen und geistigen Einflüsse sollen später noch ausführlich besprochen werden.

Indien ist eines jener stark bevölkerten tropischen Länder, die immer wieder von verheerenden Seuchen heimgesucht werden. So hat allein die Influenza, die 1918 herrschte, sieben Millionen Menschen dahingerafft. Malaria ist weit verbreitet und zehrt an der Lebenskraft des Volkes. Es wird langwieriger Bemühungen bedürfen, bevor diese Geißel aus Indien vertrieben ist. Das Leben der verschiedenen Anophelesarten ist heute schon zum Teil erforscht und hat recht überraschende Ergebnisse gezeitigt, die eine Grundlage für die endgültige und erfolgreiche Bekämpfung dieser Plage darstellen können.

In manchen von Malaria heimgesuchten Ländern zeigte sich folgender, zuerst unerklärlicher Zusammenhang zwischen Intensität der Krankheit und dem Wasserreichtum des Landes. Die Krankheit trat nämlich dort am schwächsten auf, wo große Wasserflächen vorhanden waren, forderte aber in ziemlich trockenen Gebieten verhältnismäßig zahlreiche Todesopfer. Sehr deutlich konnte man das in Holland beobachten. Als man große Teile des Landes, die unter Wasser gesetzt worden waren, trockenlegte, brach eine starke Malariaseuche aus, die erst abflaute, als man das Land wieder unter Wasser setzte.

Untersuchungen ergaben, daß eine bestimmte Anophelesart Wassertemperaturen über 27^0 nur schlecht verträgt und bei 35^0

bereits stirbt. In tropischen Gegenden erreichen nun größere seichte Wasserflächen leicht diese hohen Temperaturen, während das Wasser z. B. in Hufspuren infolge der relativ rascheren Verdunstung kühler bleibt und so den Larven eine günstige Brutstätte bietet.

Aus dieser Erkenntnis heraus hat man versucht, in manchen Gebieten die für Reis- und Juteanbau notwendige Überflutung der Felder möglichst rasch durchzuführen und während der Trockenzeit auch die kleinen Wasseransammlungen zum Verschwinden zu bringen. Die Ergebnisse waren überraschend gut, und man hofft, große Teile Indiens durch entsprechende Maßnahmen noch völlig malariafrei machen zu können. Auch die modernen, besonders in Deutschland hergestellten Medikamente werden helfen, dem Leben in den Tropen viel von seinen Plagen zu nehmen.

Bedeutenderen und stärkeren Einfluß auf die Stimmung des Befallenen übt die Wurmkrankheit (Ankylostomiasis) aus. Der im Dünndarm schmarotzende Wurm erzeugt starke Blutarmut und, damit verbunden, Müdigkeit und Schlappheit. In verschiedenen Teilen Indiens durchgeführte Untersuchungen haben ergeben, daß 70 bis 80% der Bevölkerung unter dieser Krankheit leiden.

Gemeinsam mit dem heißen, niederdrückenden Klima haben diese Krankheiten mitgeholfen, den Inder im Laufe der Generationen zu einem schicksalsergebenen und wenig lebensfrohen Menschen zu machen. Die jahrhundertelange Unterdrückung durch fremde Völker mag das Ihre zur Ausbildung dieser Charaktereigenschaften beigetragen haben. Daß aber nicht diese äußeren, sondern die philosophisch-seelischen Gründe die Hauptursache für die Schwermut des Hindu bilden, beweist die fröhliche und positive Lebensauffassung der Burmesen und mancher mongoloider Stämme, die unter den gleichen klimatischen und gesundheitlichen Bedingungen leben wie die Hindu. Allerdings sind wahrscheinlich die religiösen und philosophischen Lehren der Hindu Schöpfungen, die nur in dieser bestimmten Umwelt

möglich waren und daher im Grunde doch von den äußeren Einflüssen abhängen.

Die geistigen Ursachen der hinduistischen Schwermut lassen sich nicht mit wenigen Worten erklären: schwierige, uns Europäern oft kaum zugängliche Gedankengänge liegen ihnen zugrunde. Da aber die geistige Verfassung Indiens auf seine Gegenwart und auch auf die Gestaltung seiner Zukunft den allergrößten Einfluß ausübt, soll hier die seelische Einstellung der Hindu besprochen werden. Es kann in diesem Rahmen nur kurz und daher oberflächlich geschehen.

Indien war ein Land, das in seiner tropischen Überfülle Zeit und Gelegenheit zum Denken bot. Schon in alten buddhistischen Überlieferungen finden wir eine Büßergemeinde erwähnt, »die immer dagewesen war und von der man nicht wußte, daß es je anders gewesen war«.

Während die ältesten hinduistischen Schriften – wie der Rig Weda, der etwa 1500 bis 2000 Jahre vor der Zeitwende entstand – hauptsächlich Lobpreisungen der Götter enthielten, begannen sich spätere Aufzeichnungen – wie die Upanischaden – schon mit philosophischen Problemen zu befassen. Die Philosophen fragten nach dem Zweck des Lebens und suchten den Grund für die Verschiedenheit der menschlichen Schicksale. Es entstand die Lehre vom Karma, einer ewigen Folge von Vergeltungen, die nicht unterbrochen werden kann. Jede Tat findet ihre Vergeltung in einem Tun (Karma), das seinerseits wiederum Folgen hat. Es gibt kein Ende dieses Kreislaufs; die Erde mag zwar im Laufe der Jahrmillionen vergehen, die Endsumme aus guten und bösen Taten jedes einzelnen Menschen aber bleibt zurück, und sobald sich eine neue Welt gebildet hat, beginnen die Wiedergeburten von neuem.

Die Einflüsse des Karma waren niederdrückend und beängstigend; es gab keine Flucht aus der ewigen Kette der Wiedergeburten. Männer wie Buddha und Mahawira, der Begründer der Dschainreligion, suchten einen Weg der Befreiung aus diesem

nicht endenden Kreislauf. Die sechs wedischen Philosophien suchten aus denselben Gründen nach einer Erlösung aus dem Karma.

Ihr Gedankengang ist kurz folgender: Der Kreislauf der Wiedergeburten wird durch das Tun oder das Karma hervorgerufen. Tätigkeit ist also der Grund alles Übels! Was veranlaßt uns aber, Dinge zu tun? Die Begierde! Man muß also die Begierde ausschalten, allerdings darf man nicht alle Handlungen einstellen, denn das würde den Tod bedeuten. Aber wenn nur noch »Pflichthandlungen« begierdelos durchgeführt werden, so binden sie den Menschen nicht an die Erde und häufen keine Schuld an. »Obgleich alles, was der Mensch tut, von Folgen, guten oder bösen, begleitet ist, so sind doch die Handlungen des Yogi weder schwarz noch weiß. Sie tragen keine Frucht, weil sie ohne Begierde vollbracht werden«, sagt Professor Max Müller, der große Deuter des Hinduismus.

Manche Philosophen glaubten, die Abtötung der Begierde durch Selbstkasteiung erreichen zu können, andere, wie Buddha, wollten die Begierde nicht mit Gewaltmaßnahmen bekämpfen, sondern empfahlen, sie allmählich durch Nachdenken und Meditieren in der Einsamkeit zu vertreiben.

Vermeiden von Taten und damit die Abtötung der Begierde und jeder Aktivität ist das große und gemeinsame Ziel aller indischen Philosophien. In den Heiligen Büchern steht geschrieben: »Wessen Werke frei sind vom Einfluß der Begierde, wessen Taten im Feuer der Weisheit verzehrt wurden, den nennen die Weisen einen Klugen. Er begeht keine Sünde, weil er nichts erhofft, weil er sein Denken und sein Selbst beherrscht, die Gier von sich warf und nur mit dem Leibe tätig ist.«

Die Hindu sind sich selbst der grenzenlosen Schwermut, die ihr Leben beherrscht, bewußt: »Verzicht, Entsagung und Abtötung spielen eine gewaltige Rolle in unserer Religion. Sie beruhen auf der Einsicht, daß das gegenwärtige Leben nichts taugt und daß wir Erlösung von dem ewigen Kreislauf der Wiedergeburten suchen müssen. Jedermann ist darauf bedacht, den jetzi-

gen Zustand gegen einen besseren einzutauschen. Daraus ergibt sich der Ekel vor den Dingen der Welt, der bei keinem Volk seinesgleichen hat« (Rai Bahadur Lala Baijnath).

Selbst Buddha, der einen Weg aus dieser Schwermut suchte, konnte sich ihrer nicht erwehren: »Geborensein ist Leiden, Alter ist Leiden, Tod ist Leiden, Trennung vom Geliebten ist Leiden, Vereinigung mit dem Ungeliebten ist Leiden, unerfüllte Wünsche sind Leiden, kurz, die fünffache Erdgebundenheit ist Leiden.« Und er fragt weiter: »Ist mehr Wasser in den vier großen Meeren oder in den Tränen, die euch entflossen und die ihr geweint habt auf dieser langen Wanderschaft und Irrfahrt, weil euch zuteil ward, was ihr verabscheut, und weil euch nicht zuteil ward, was ihr liebt?«

Die verschiedenen Yogi, Fakire, Swami und Sannyasi, deren Zahl auf drei bis fünf Millionen geschätzt wird, verkörpern den indischen Drang, dieser Welt zu entfliehen und ein auf das Jenseitige gerichtetes Leben zu führen. Wenn viele von ihnen auch nichts anderes sind als Scharlatane und religiöse Bettler, so zeigt die allgemeine Achtung, die sie im Volk genießen, wie sehr dieses ihre Bestrebungen zu schätzen weiß.

Eine kühne Lehre stellte der Philosoph Sankara auf: Es gibt nur eine einzige Wirklichkeit, das Brahma. Die übrige Erscheinungswelt ist Trug, Maya. Unser Leben in dieser Welt, die ja tatsächlich nicht vorhanden ist, ist nichts weiter als eine Selbsttäuschung, der wir durch Unwissenheit verfallen.

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem Sadhu, der im eiskalten Herbstregen halbnackt vor dem Haus eines meiner Freunde in Lahore auf der Straße kauerte und von meinem Freund, der fließend Hindustani sprechen konnte, ins Haus gebeten wurde. Genau so gleichgültig, wie er früher den kalten Regen auf sich hatte prasseln lassen, ließ sich der Sadhu nun von dem wärmenden Kaminfeuer trocknen. Wir sprachen lange mit ihm, und alle seine Äußerungen ließen eine grenzenlose Verachtung der Tatsächlichkeiten erkennen. Der Luxus und die Behag-

lichkeit der Wohnung machten keinen Eindruck auf ihn, und er suchte uns begreiflich zu machen, daß es doch nur Täuschung und nicht Wirklichkeit sei. Selten wurde mir der ungeheure Einfluß der alten Philosophen auf das heutige Indien so deutlich bewußt wie in dem Augenblick, als der Sadhu, unsere weitere Gastfreundschaft ablehnend, mit einem lächelnden »es ist ja doch nur Täuschung« wieder in die kalte Nacht hinausging.

Verleugnung der hiesigen Welt und aller durch sie hervorgerufenen Begierden sind die zwei großen Dogmen, die Indien beherrschen. Wenn sie heute auch vielleicht ein wenig von ihrer Kraft eingebüßt haben und die junge Generation sich von ihrem Einfluß zu befreien sucht, so ist doch die Seele Indiens durch Jahrtausende von ihnen geformt worden und kann sich von ihrem Einfluß nicht befreien.

An einem heißen Sommertag fuhr ich mit dem Auto von Delhi nach Lahore. Aus Zeitmangel mußte ich auch tagsüber fahren und konnte während der fast unerträglich heißen Mittagszeit keine Rast einschalten. Der heiße Fahrtwind brannte auf meiner Haut, und die Landschaft flimmerte unter den grellen Sonnenstrahlen. Plötzlich sah ich auf der modernen Asphaltstraße vor mir ein Bild, das ich zuerst für eine Täuschung meiner überreizten Nerven hielt. Einige völlig in weiße Tücher gehüllte Gestalten kamen auf mich zu. Langsam und würdevoll schritten sie vorwärts. Eifrig blickten sie auf die Straße, vorsichtig setzten sie die Füße auf und kehrten von Zeit zu Zeit den Boden vor sich mit einem weichen Besen rein. Vor den Mund hatten sie weiße Tücher gebunden. Stillschweigend und unwahrscheinlich wie Gespenster schritten sie dahin.

Ich hatte zum ersten Male Angehörige der Dschaina-Sekte getroffen, die zwar zahlenmäßig – sie wird auf etwa 1 200 000 Menschen geschätzt – keine große Rolle spielt, aber durch ihre streng religiöse Lebensauffassung einen guten Eindruck von dem im indischen Volk lebendigen Streben nach der Abkehr vom weltlichen Leben gibt.

Die Dschain, deren Philosophie eine große Ähnlichkeit mit dem Buddhismus zeigt, sind Anhänger der vierundzwanzig Dschaina (Überwinder), deren letzter, der Fürst Mahawira, ein Zeitgenosse Buddhas war. Durch Abtötung aller Begierde erlangte er geistige Vollkommenheit und widmete sich der Verbreitung der Dschainalehre, deren Ziel die Erreichung des Nirwana ist. 1200 Jahre vor ihm soll der dreiundzwanzigste Überwinder gelebt haben und vor weiteren 84000 Jahren der zweiundzwanzigste – die Dschain rechnen mit Zeiträumen, die einen Geologen vor Neid erblassen lassen.

Die Dschain hängen gerne sophistischen Gedankengängen nach, die nicht leicht zu verstehen sind, wie: »Das Stoffliche ist die Grundlage der Beschaffenheit, diese wieder ist an einen Stoff gebunden; das Charakteristische in der Entwicklung der Dinge aber ist, daß die Beschaffenheit selbst doch wieder an nichts Stoffliches gebunden ist.«

Das Leben der Dschain ist einfach und hat das einzige Ziel, den Wiedergeburten zu entrinnen. Um das zu erreichen, muß man begierdelos sein, darf an keinem weltlichen Besitz hängen und muß vor allem unschuldig leben. Das Gebot »du sollst nicht töten« wird strengstens beachtet. Wenn der Dschain auf der Straße geht, dann kehrt er den Boden vor sich rein, damit er nicht versehentlich einen Wurm zertritt. Er bindet sich ein Tuch vor den Mund, damit nicht etwa eine Mücke mit der Atemluft verschluckt wird. Er ißt nur getrocknetes Gemüse, in dem jedes Leben gestorben ist, und nimmt nur Nahrung bei Licht zu sich, denn in der Dämmerung oder bei Dunkelheit könnte er unbewußt ein kleines Lebewesen mit den Nahrungsmitteln verspeisen. So weltabgewandt das Leben des Dschain auch ist, er muß seinen Körper erhalten, denn nur durch den Körper kann sich seine Befreiung vollziehen. Erst wenn er die Vollkommenheit erreicht hat und keine weiteren Fortschritte machen zu können glaubt, muß er freiwillig den Hungertod sterben. Die Lebensweise der Dschain zeigt, zu welchen Folgerungen die unerbittliche Lehre vom Karma den indischen Menschen zwingt.

Der Hinduismus in seiner Gesamtheit kann heute als reaktionär gelten; er verteidigt die alten Überlieferungen, die ihm seine Größe verschafft haben, mit Hartnäckigkeit. Der Kampf um die Kinderehe wird von beiden Seiten, von den Reformern und den orthodoxen Hindu, mit Erbitterung geführt, und die reformistische Vereinigung Arya Samaj erfreut sich wohl nur deshalb so großer Beliebtheit unter den Hindu, weil sie antibritisch eingestellt ist. Erst der Zusammenprall zwischen Ost und West, das Aufeinanderstoßen so verschiedener Kulturen wie der Europas und Indiens veranlaßten den Hinduismus, seine Kräfte zum Gegenangriff zu sammeln.

Europäer fühlen sich immer wieder von der so wenig starren und philosophischen Lehre des Hinduismus angezogen, die von jeder Religion etwas enthält. Das Göttliche, so meinen die Hindu, sei so umfassend, daß es durch eine Religion allein nicht ausgedrückt oder dargestellt werden könne. Die verschiedenen Religionen sollten einander daher nicht bekämpfen oder verdrängen, sondern ergänzen; sind sie doch nach den Worten der indischen Dichterin Sarojini Naidu »wie die verschiedenen Farben eines schönen Opals. Dreh ihn nach der einen Seite, so siehst du blau, dreh ihn nach der anderen, so siehst du rosa, wende ihn nochmals, und du siehst das Grün des Grases auf dem Felde.«

Der indische Philosoph Radhakrishnan kommt zu folgender Definition des Hinduismus: »Sein innerer Gehalt hat sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Staatswesen zu Staatswesen geändert. Er hatte eine Bedeutung im wedischen, eine andere im brahmanischen und eine dritte im buddhistischen Zeitalter. Die Leichtigkeit, mit der der Hinduismus beständig die Sitten und Ideen der Völker, mit denen er in Berührung kam, absorbierte, ist ebenso groß wie die Schwierigkeit, der wir begegnen, wenn wir ein gemeinsames bindendes Merkmal suchen.«

Der Animist, der einen Baum anbetet, und der philosophische Asket, der des Göttlichen durch Abtötung des Fleisches teilhaftig werden will, sind gleichermaßen Hindu. Viel kennzeichnen-

Oben: 9. Sowenig es eine »europäische« Landschaft oder einen »europäischen« Baustil gibt, sowenig kann »Indien« als Sammelbegriff gelten. Indien ist ein Kontinent für sich, voll verschiedener Sprachen, Rassen und Landschaften. Dieser ornamentenüberladene Hindutempel in Kalkutta ist Indien...

Unten: 10. Aber auch Kaschmir mit seinen Schneebergen und finsterblickenden Kaschmiri ist Indien. In kaum einem anderen Gebiet der Welt prallen Gegensätze jeder Art so hart aufeinander wie in Indien.

Links: 11. Das moderne Indien marschiert. »Co-education« (gemeinsamer Unterricht) ist eines der umstrittenen Schlagworte des neuen Indien. Hier sitzen drei Studentinnen zwischen ihren männlichen Kollegen in einem Hörsaal der Universität von Lahore – ein vor wenigen Jahren noch unmögliches Bild.

Rechts: 12. Und hier gar empfängt ein indisches Mädchen, das gerade von seinem ersten Soloflug gelandet ist, von dem Fluglehrer die letzten Ratschläge. Flugzeug, Auto und Hochschulstudium – bald wird es der begüterten Inderin genau so zugänglich sein wie ihrer europäischen Schwester.



der als religiöse Lehren sind für den Hindu die Kastengebote: ›Hindu ist, wer die Gebote der Kaste erfüllt‹, erklärte mir ein Brahmane kategorisch.

Die mutmaßliche Entstehung der Kasten haben wir schon erwähnt. Ihr Einfluß auf das tägliche Leben ist auch heute noch ungeheuer, und der Ausschluß aus der Kaste ist gleichbedeutend mit gesellschaftlicher Ächtung. Die Zahl der Kasten, die heute ungefähr 2400 beträgt, ist ständig im Wachsen begriffen. Ihre Kraft ist so stark, daß z. B. die indischen Christen dem Kastenwesen unterworfen sind und nur innerhalb ihrer besonderen Kaste heiraten dürfen. Die negativen Folgen des Kastenwesens sind allgemein bekannt – 60 Millionen Paria werden dadurch zu einem menschenunwürdigen Leben verdammt, und die Hindu selbst bilden keine geschlossene Gesamtheit, sondern sind in Tausende von Gruppen aufgeteilt, die durch starre Schranken voneinander getrennt sind.

Gandhi, der sich so sehr der Sache der Paria annimmt, will aber das Kastenwesen in gemilderter Form fortbestehen lassen: »Ich glaube, daß das Gesetz der Vererbung ein ewiges ist und daß jeder Versuch, es umzugestalten, zum völligen Chaos führen muß.«

Die positiven und aufbauenden Werte des Kastenwesens werden neben seinen Übeln häufig vergessen, aber als die Brahmanen vor Jahrtausenden die Organisation der Kasten ausbauten, erfüllten sie damit sicher eine Notwendigkeit. In der Geschichte der asiatischen Länder offenbart sich immer wieder ein Zug zu zügelloser Leidenschaft, der zu Zerstörung und Anarchie führte. Die Brahmanen konnten dem entstehenden Gemeinwesen keinen militärischen Schutz zukommen lassen, sie sicherten es daher durch den festen Bau der Kasten von innen heraus; daß sie sich dabei selbst an die Spitze dieses Baues und in die leitende Stellung hoben, war nicht zuletzt für diesen Entschluß maßgebend.

Da Kasten häufig mit Berufsgemeinschaften oder Gilden identisch sind, wirkt sich dieses System in mancher sozialer und ökonomischer Richtung recht günstig aus. Der junge Hindu weiß, in

welchem Beruf und in welchen Lebensverhältnissen er seinen Platz finden wird, und kann sich darauf entsprechend vorbereiten. Andrerseits hat natürlich diese Beschränkung das Ende aller persönlichen Ambitionen zur Folge. Im jetzigen Zeitalter der Industrialisierung ist das Kastenwesen jedenfalls ein Anachronismus, der in seiner überlieferten strengen Form verschwinden wird.

Der Hinduismus, lebend und stark wie vor Jahrtausenden, ist reaktionär und sucht die Kasten und anderen Institutionen, die ihm seine imponierende Stärke gegeben haben, zu erhalten. Vielleicht gelingt es ihm, ähnlich wie in Japan, aus alten Traditionen und modernen westlichen Einflüssen eine Einheit zu schaffen, die die Stärke und Weisheit der Vergangenheit mit der Kraft der Gegenwart verbindet und so zum Lebensträger eines neuen, mächtigen Indiens wird.

NEUNTES KAPITEL

Die Mohammedaner

Vorerst die Aussprüche zweier indischer Moslemführer.

Maulana Mohammed Ali:

»Wenn es um Indien geht, um die Freiheit und das Wohlergehen Indiens, dann bin ich in erster Linie Inder, in zweiter Linie Inder und in dritter Linie Inder. Ich bin Inder und nichts als Inder.«

Sir Abdur Rahim:

»Die Mohammedaner und die Inder sind nicht zwei religiöse Sekten wie die Katholiken und die Protestanten in Europa, sondern sie bilden zwei ausgesprochene Volksgemeinschaften. Ihre Lebensauffassung, ihre verschiedene Kultur, ihre Geschichte und Tradition nicht weniger als ihre Religion trennten sie derart vollständig voneinander, daß sie in den tausend Jahren, während deren sie nebeneinander in dem gleichen Lande lebten, kaum etwas zur Schaffung einer einheitlichen Nation beigetragen haben. Ein allmächtiger Zauberspruch trennt die 230 Millionen Hindu nicht bloß von den 70 Millionen Mohammedanern, sondern auch von dem übrigen Rest der Menschheit, während er die Hindu unter sich in Gruppen scheidet, die keinen gesellschaftlichen Verkehr miteinander kennen.«

Wir haben schon die Art kennengelernt, mit der der Islam in Indien eindrang – sie war nicht dazu angetan, ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Religionen zu schaffen. Der Islam, den Mahmud von Ghasni und seine Nachfolger nach Indien trugen, unterschied sich von der heutigen Lehre wesentlich. Es waren erst wenige Jahrhunderte seit dem Tode des Propheten vergangen, und seine Lehre war noch kompromißlos und hart.

Außerdem wirkte sich der Rückhalt, den die indischen Moslem bei ihren Glaubensgenossen außerhalb Indiens fanden, gegen eine Verschmelzung der beiden Religionen aus. Das muselmanische Reich erstreckte sich von Spanien über Nordafrika und den Vorderen Orient bis nach Zentralasien, und solange die indischen

Mohammedaner ihren Glauben nicht aufgaben, konnten sie der Unterstützung dieser großen Macht gewiß sein.

Während der langen Zeit der islamischen Herrschaft über Indien ergoß sich ein nicht endender Zug von Kriegern und Gelehrten aus den glanzvollen Städten Zentralasiens zu den Sultanen und Moguln von Delhi, was eine wertvolle geistige und physische Auffrischung bedeutete.

Unter Akbar (1556–1605) erreichte das Mogulreich seine größte Pracht. Akbar war in erster Linie Inder und erst in zweiter Linie Mohammedaner. Er erkannte als erster die große Gefahr, die in der religiösen Spaltung des Landes lag, und unternahm den gigantischen und seitdem nicht wiederholten Versuch, Islam und Hinduismus zu einen. Er ließ die verschiedenen hinduistischen Sektierer, mohammedanische Mullah, Parsen und Jesuiten an seinen Hof kommen und versuchte, aus diesen Religionen einen neuen, allumfassenden Glauben zu schaffen. Er verbot den Moslem die Pilgerfahrt nach Mekka, das Feiern des Ramadan und das Schlachten von Rindern, das unter den Hindu große Empörung hervorgerufen hatte. Dieses gewaltige Unterfangen, das die Einheit Indiens für alle Zeiten hätte sicherstellen können, scheiterte aber an dem starren Beharrungsvermögen der einzelnen Religionen, und seine Nachfolger waren wieder fanatische Mohammedaner. Besonders Aurangseb verfolgte die »Ungläubigen« mit bitterem Haß, er belegte die Hindu mit einer besonderen Steuer und versuchte es, Mahmud von Ghasni im Zerstören von Tempeln gleichzutun.

Das Erbe des großen Mogulreichs, das bereits brüchig und morsch geworden war, traten die Engländer an.

Mit Beginn der britischen Herrschaft trat eine völlige Machtverschiebung innerhalb der indischen Gruppen ein. Obwohl die Moslemherrschaft bereits im Niedergang begriffen war und der bisher unterdrückte Hinduismus Morgenluft zu wittern begann, waren die Moslem immerhin noch Herren eines großen Teiles von Indien. Nun traten sie plötzlich völlig ab und versanken vom

Schauplatz der geschichtlichen Bühne, während die Hindu einen gewaltigen Sprung nach oben taten.

Während wir in Europa den Großteil der politischen Ereignisse auf wirtschaftliche Ursachen zurückführen können, spielt in Indien die Religion auch in politischen Fragen noch eine beherrschende Rolle. So war auch an dieser Veränderung im Verhältnis zwischen Hindu und Moslem der religiöse Einfluß schuld.

Die neuen weißen Herren hatten eine eigene Sprache und eine neuartige Zivilisation mit sich gebracht. Sie dachten nicht daran, sich den Eingeborenen anzupassen, sondern erwarteten, daß diese ihnen folgten, falls sie eine Zusammenarbeit wünschten. Den Hindu mit ihrem elastischen Glauben stand nichts im Wege, die Sprache der Fremden zu erlernen, und wie sie unter den früheren Herren persisch gesprochen hatten, so lernten sie jetzt eben Englisch.

Die Mohammedaner aber waren weniger anpassungsfähig – wie es ja für die Unterdrückten immer leichter ist, sich an neue Zustände zu gewöhnen, als für ein gewesenes Herrenvolk. Ihre Mullah verboten bei der Strafe der ewigen Verdammnis, die Sprache der verfluchten »Feranghis« zu erlernen. Während die Hindu mit Feuereifer um einen Platz an der – unter der englischen Herrschaft etwas blassen – indischen Sonne kämpften, standen die früheren Herren Indiens trotzend im Schatten.

Der Mann, der als erster die Gefahr dieser Einstellung für den indischen Islam erkannte und auch entsprechend bekämpfte, war Sir Syed Ahmad Khan (1817–1898). Er war weniger Politiker als Reformator; war doch auch der Widerstand, gegen den er ankämpfen wollte, mehr religiöser Art. Er verkündete, daß es ausgesprochen gegen den Willen des Propheten sei, wenn sich das Volk von der Erziehung fernhalte. Hatte nicht der Prophet selbst gesagt: »Wenn es dem Wissen gut tut, dann geht bis zur Chinesischen Mauer!« Und hatte der Prophet nicht weiter gesagt, daß die »Leute des Buches« (Christen und Juden) die besten Freunde der Moslim seien? Nichts stünde also dem Erlernen der eng-

lischen Sprache und der Annahme westlicher Sitten im Wege. Mit diesen Thesen gelang es Syed Ahmad Khan wirklich, trotz großer Anfeindungen von seiten der orthodoxen Priesterschaft, den Islam zu neuem tätigen Leben zu erwecken.

Er war, wie gesagt, kein Politiker, aber nach der Gründung des Indischen Nationalkongresses tat er einige Äußerungen, die seinen politischen Weitblick erkennen lassen. Sosehr er die Freiheit Indiens ersehnte, so sah er doch auch die Gefahr, die sie in sich barg: »Der Moslem wird immer einen Moslem wählen, der Hindu immer einen Hindu. Und wir sind in der Minderheit. Die politische Agitation wird Blut kosten.«

Als durch das Drängen und die positive Arbeit des hinduistischen Kongresses einige Verwaltungsreformen wahrscheinlich schienen, fühlten die Mohammedaner, daß sie sich nicht länger von der Politik fernhalten durften, falls sie nicht endgültig ins Hintertreffen geraten wollten. 1906 gründeten sie die »All India Moslem League«.

Von nun an begann das »Spiel der Minderheiten«, das bis heute das öffentliche Leben Indiens beherrscht. Die 70 Millionen Mohammedaner, denen 240 Millionen Hindu gegenüberstehen, fürchteten mit Recht, von der Mehrheit unterdrückt zu werden. Die Engländer erkannten in dem Hindu-Moslem-Gegensatz ein wunderbares Mittel, um ihre Politik des Herrschens und Teilens anzuwenden. Die Inder und auch viele neutrale Beobachter werfen den Engländern vor, daß sie diesen Gegensatz mit allen Mitteln fördern, beruht doch auf ihm zum Teil ihre Machtstellung. Die Engländer erwidern, daß sie »nur die Rechte der Minderheiten schützen und alles tun, um die Gegensätzlichkeiten zu vermindern.«

Es ist klar, daß die Engländer diese Spaltung im indischen Volk dazu verwenden, ihre Herrschaft zu sichern. Ob die Inder aber, befreit von dem britischen Joch, imstande sein werden, die inneren Streitigkeiten zu vergessen, werden sie erst beweisen müssen. Es ist nicht schwierig, Hindu und Moslem im Kampf gegen den

gemeinsamen Feind zu einen; wenn dieser Feind aber einmal beseitigt ist und es um die Verteilung der Beute, d. h. der Macht, geht, dann erst wird sich zeigen, wieviel sich seit den Zeiten Mahmuds geändert hat.

1906 also fühlten sich die Moslem bewogen, eine eigene Liga zu gründen, und die Vertreter dieser All India Moslem League stellten auch sofort ihre Forderungen an den Vizekönig. Sie verlangten eine besondere, und zwar getrennte Wahl und begründeten ihre Forderungen folgendermaßen: Bei gemeinsamen Wahlen würden die Moslem nicht entsprechend zur Geltung kommen, da sie in allen bis auf zwei Provinzen eine Minderheit bilden. Darüber hinaus würden gemeinsame Wahlen auch zu blutigen Unruhen führen.

Weiter verlangten die Moslem mehr Sitze, als ihnen ihrer Zahl nach zukamen. Die Begründung war, daß sie großen Landbesitz hätten und vor allem auf Grund ihrer geschichtlichen Vergangenheit größeren Einfluß auf die Gestaltung Indiens verdienten. Sie wiesen auch darauf hin, daß sich das indische Heer zum großen Teil aus Moslem zusammensetze, es also ihre Aufgabe sein würde, das Land zu verteidigen, um so mehr, als die Nordwestgrenze, durch die der Weg der Eroberer seit jeher geführt habe, ausschließlich von Mohammedanern bewohnt sei, sie also sozusagen die »Torhüter Indiens« seien.

Diese Forderungen wurden von den Hindu heftig bekämpft, von den Engländern aber zum Großteil anerkannt und durchgeführt (Morley-Minto-Reform 1909).

Dann kam der Weltkrieg. England brauchte Indiens Hilfe und versprach ihm dafür die Freiheit. Hindu und Moslem sahen das so lange ersehnte, gemeinsame Ziel plötzlich in erreichbarer Nähe, und 1916 wurde in Lucknow ein vielgefeierter Friede zwischen dem Indischen National-Kongreß und der All India Moslem League geschlossen. Die beiden Parteien kamen überein, daß ein Drittel der Mitglieder der Gesetzgebenden Versammlung Moslem sein sollten, die in getrennten Wahlen zu ermitteln wären.

Die Mohammedaner Indiens fühlten große Sympathie für die Türkei; Stambul war für sie dasselbe, was Rom mit dem Vatikan für die gläubigen Katholiken ist. Die Engländer versuchten alles, um ihre mohammedanischen Untertanen zu beruhigen, und Lloyd George erklärte: »Wir kämpfen nicht, um der Türkei ihre Hauptstadt oder die reichen Länder Kleinasiens und Thraziens, die hauptsächlich von Türken bewohnt werden, wegzunehmen.«

Als die Griechen über die besiegte Türkei herfielen, fühlten sich die Mohammedaner betrogen und sahen in den christlich-europäischen Mächten ihren größten Feind. Maulana Mohamed Ali, einer der Führer der indischen Moslem, brachte eine Deputation nach London, wo er beim Staatssekretär für Indien vorstellig wurde. Er sagte, daß der Prophet am Sterbelager seine Anhänger beauftragt habe, das »Dschazirat ul Arab« (Arabien, Irak, Syrien und Palästina) unter einer muselmanischen Regierung zu erhalten. Die nun errichteten Mandate seien daher gegen die religiösen Gefühle der Moslem.

Die Alliierten in Paris waren für diese religiösen Einwendungen nicht zugänglich, nur die britisch-indische Regierung bemühte sich, da sie Unruhen unter ihren islamischen Bürgern fürchtete, die im Vertrag von Sèvres gegen die Türkei diktierten harten Bedingungen etwas zu mildern. Bei allen Verhandlungen, die das Schicksal der Türkei und anderer islamischer Staaten betrafen, wiesen die Vertreter Britisch-Indiens darauf hin, daß es im Interesse der englischen Herrschaft unbedingt notwendig sei, eine für die islamische Welt tragbare Lösung der verschiedenen Fragen zu finden. Sonst würde man sich die wichtigste Minderheit Indiens, die Hauptstütze der britischen Herrschaft, zum Gegner machen.

1922 mußte Lloyd George bekennen: »Daß wir gezwungen waren, die größte islamische Macht der Welt zu bekämpfen, war eine der unglücklichen Folgen dieses Krieges, soweit es Indien betrifft. Das war zweifellos ein Erfolg der deutschen Diplomatie.«

Enttäuscht und verbittert kehrte Maulana Mohamed Ali nach Indien zurück, und gemeinsam mit seinem Bruder Maulana

Shaukat Ali begann er eine wilde Agitation gegen die britisch-indische Regierung. Die »Ali-Brüder« lehrten ihren Glaubensgenossen, daß sie in einem unreinen Land lebten, da dessen Regierung das muselmanische Recht mit Füßen getreten habe. Das Schicksal der Türkei und die Frage der Nachfolge des Kalifen erfüllte die vielen Millionen Mohammedaner mit Trauer und Fanatismus. Die Äußerungen eines ihrer Führer lassen erkennen, was die Türkei ihnen bedeutete: »Als es noch viele mohammedanische Königreiche gab, fühlten wir keinen großen Schmerz, wenn eines zerstört wurde. Jetzt aber, da es so wenige gibt, fühlen wir den Verlust auch eines kleinen Reiches. Wenn die Türkei erobert ist, so bedeutet das für uns einen großen Schmerz, denn sie war die letzte große islamische Macht. Wir fürchten, daß wir wie die Juden ein Volk ohne eigenes Land werden.«

Die Ali-Brüder verkündeten, daß es die Pflicht jedes frommen Moslem sei, dieses Land, das die Gesetze des Islam nicht anerkannt hatte, zu verlassen und eine neue Heimat zu suchen, die mehr Achtung für die Lehren ihrer Religion zeige. Die Folge davon war die große »Hedschra-(Flucht) Bewegung«. Tausende von frommen Mohammedanern des Pandschab, der North-West Frontier Province und der Provinz Sindh verkauften Grund und Boden, verstauten Frau, Kinder und Hausrat auf einem Karren und wandten sich zur afghanischen Grenze. Die Bewegung verlief völlig friedlich, und die Männer lieferten sogar die Gewehre, die sie von der Regierung zur Verteidigung gegen die Bergstämme bekommen hatten, pflichtgemäß bei den Polizeistellen ab. Das Ganze mit seinen religiös-mystischen Beweggründen erinnerte an die Kreuzzüge des Mittelalters.

Im August 1929 wanderten nicht weniger als 18000 Menschen über die staubigen, sonnendurchglühten Straßen der afghanischen Grenze zu. Afghanistan aber ist ein armes Land und kann eine so rasch einwandernde zusätzliche Bevölkerung nicht ernähren. Die Auswanderer wurden daher an der Grenze von den afghanischen Behörden aufgehalten und mußten wieder in ihre

Heimat zurückkehren, wo sie völlig mittellos ein neues Leben beginnen sollten.

Zur selben Zeit und auch etwas früher hatten große Unruhen als Folgen des Weltkrieges Indien erschüttert. Gandhi hatte seine große Kampagne des gewaltlosen Widerstandes begonnen. Er sah nun die große Möglichkeit, die Unzufriedenheit der Moslem für allindische Ziele auszunützen. Er verbündete sich mit den Ali-Brüdern und unterstützte die Kalifatbewegung. »Eine derartige Möglichkeit, Mohammedaner und Hindu zu einigen, ergibt sich nur alle hundert Jahre einmal«, sagte er.

Im ganzen Lande wurde die Verbrüderung der beiden großen Religionsgemeinschaften gefeiert. Der Ton gegen die Regierung nahm immer schärfere Formen an. Als schließlich die islamischen Soldaten von den Ali-Brüdern aufgefordert wurden, ihre Regimenter zu verlassen, weil es mit der Handlungsweise eines frommen Moslem nicht vereinbar sei, unter dieser Regierung zu dienen, da entschlossen sich die Engländer, die beiden mohammedanischen Führer verhaften zu lassen.

Inzwischen hatte die Hindu-Moslem-Verbrüderung auch seltsame Früchte getragen. An der Malabarküste bei Madras leben mohammedanische Nachkommen von Arabern, die dort schon seßhaft geworden waren, bevor noch Mahmud von Ghasni den Islam nach Indien getragen hatte. Die Moplah waren arme, ziemlich rückständige Bauern, wie die meisten Mohammedaner waren sie temperamentvoll und leicht erregbar. Als sie den Aufruf zum Kampf gegen die britische Herrschaft hörten, befolgten sie ihn auf ihre Weise. Zuerst töteten sie die wenigen weißen Beamten, die in ihrem Gebiet tätig waren. Dann wandten sie sich gegen die Hindu-Grundherren, und während Gandhi noch von den »tapferen und gottesfürchtigen Moplah« sprach, ermordeten diese eine große Anzahl Hindu und vergewaltigten deren Frauen. Wer am Leben bleiben wollte, mußte sich zum Islam bekehren lassen. Tapfer waren die Moplah allerdings – es dauerte ein Jahr, bis britische und eingeborene Truppen die Ruhe wiederherstellen

konnten, und nicht weniger als 3000 Moplah wurden dabei getötet.

Als wenig später bei Chauri Chaura vom Mob 21 Polizisten getötet wurden, blies Gandhi den ersten großen gewaltlosen Widerstand ab – er war ihm zu gewalttätig geworden.

Gleichzeitig brach auch die Kalifatbewegung zusammen. Die Türken setzten ihren Sultan ab und ernannten dessen Neffen wohl zum Kalifen, aber nicht zum Sultan. Da der Kalif aber auch genügend weltliche Macht besitzen muß, um den Islam gegen Feinde schützen zu können, bedeutete diese Änderung das vorläufige Ende der Kalifatbewegung.

Die Frage nach einem neuen Kalifen wurde erst wieder während der letzten Jahre, in denen der Islam eine Renaissance durchmachte, laut. Die moderne Türkei allerdings ist der Kalifatbewegung völlig abgeneigt. Als 1935 Gerüchte laut wurden, man wolle König Faruk von Ägypten zum Kalifen machen, erklärte der türkische Außenminister: »Unserer Meinung nach ist die Einrichtung des Kalifats eine Art Vogelscheuche, deren Zeit längst vorüber ist, die in jedem Fall mehr Schaden als Nutzen stiftet, die – wo immer sie auch auftreten mag – überall Abneigung erzeugt, ja selbst unter den islamischen Staaten die Saat der Zwietracht sät.«

Mit dem Niedergang der Kalifatbewegung verlor auch die enge Zusammenarbeit zwischen Hindu und Moslem an Bedeutung. In den nächsten Jahren, während der die Selbstverwaltung in den indischen Provinzen teilweise durchgeführt wurde, zeigte sich die alte Spannung zwischen den beiden rivalisierenden Gruppen wieder. Die Mohammedaner fürchten, daß »swaraj« (Selbstregierung) nichts anderes sein werde als »hinduraj« (Hinduregierung). Die Hindu wieder fürchten die religiöse Kraft des Islam, denn die Zahl der Moslem nimmt nicht nur in Indien, sondern auch in Afrika rascher zu als die einer anderen Religionsgemeinschaft. Keine Religion kann heute auf solche Erfolge ihrer Missionstätigkeit hinweisen wie der Islam; daher die nicht unberechtigte Angst der Hindu.

ZEHNTES KAPITEL

Der Hindu-Moslem-Gegensatz

Sucht man in englischen Zeitungen Nachrichten über Indien, so wundert man sich, wie oft von religiösen Kämpfen zwischen Mohammedanern und Hindu die Rede ist. Die anderen Neuigkeiten treten neben diesen Nachrichten in den Hintergrund, und man könnte glauben, die Hauptaufgabe der Engländer bestände darin, die Kämpfenden mit Militär- und Polizeikräften wieder zu trennen.

Diese religiösen Streitigkeiten sind sozusagen ein von der britischen Propaganda gut inszenierter und ausgeschroteter ständiger Beweis für die Notwendigkeit der britischen Herrschaft und die Unfähigkeit der Inder, im eigenen Hause Ordnung selbst zu schaffen.

Gandhi aber erklärte auf der zweiten Round-Table-Konferenz, die Spannung zwischen Mohammedanern und Hindu sei eine Begleiterscheinung der englischen Herrschaft und von dieser mit Absicht gepflegt.

Die englische Herrschaft über Indien ist tatsächlich auf der Uneinigkeit des Landes aufgebaut, 350 Millionen geeinte Inder würden sich nicht von 200000 Weißen beherrschen lassen. Kein vernünftiger Mensch wird von Engländern ernsthaft erwarten, daß sie sich bemühen, die Gegensätze zwischen den Indern zu verkleinern. Sie würden damit ihre Herrschaft selbst aufgeben, dazu aber sehen sie noch keinen Anlaß.

Die indische Anklage, daß die Gegensätze des Landes, besonders der Hindu-Moslem-Gegensatz, von den Engländern verstärkt worden seien, besteht also zu Recht. Die Inder aber begehen einen gefährlichen Fehler, wenn sie alle Schuld den Engländern geben und selbst die Lösung dieses Problems erst dann ernsthaft betreiben wollen, sobald die »satanische Regierung« vertrieben ist. Nur Indien selbst kann diese Frage lösen, und es wird sie gegen alle Intrigen der Engländer lösen.

Bei entsprechender Kenntnis der islamischen und hinduistischen Feiertage kann man unter Zuhilfenahme eines Kalenders genau feststellen, welche Jahre besonders reich an blutigen Zwischenfällen waren oder sein werden. Da Hindu und Mohammedaner einen verschiedenen Kalender benutzen, so fallen ihre Feste in gewissen Zyklen zusammen, und diese Jahre sind dann auffallend unruhig. So »überdeckten« sich die Feste zum Beispiel 1871/72 und 1885/87. Die Folge davon waren blutige Ausschreitungen in ganz Indien.

Die politischen Führer Indiens mögen die Notwendigkeit einer Einigung noch so sehr einsehen, dem Einfluß der Priester und Mullah auf die Volksmenge sind sie – wenn man von Gandhi und einigen anderen überragenden Persönlichkeiten absieht – nicht gewachsen, und der Gegensatz bleibt bestehen. Sir Abdur Rahim hat das mit folgenden Worten ausgedrückt: »Wenn einer von uns indischen Moslem z. B. in Afghanistan, Persien oder Zentralasien, zwischen chinesischen Moslem, Arabern oder Türken reist, er wird sich sofort wie zu Hause fühlen und nichts finden, woran er nicht gewöhnt ist. Im Gegensatz dazu finden wir uns in sozialen Dingen als vollkommen Fremde, sobald wir in Indien nur die Straße kreuzen und den Teil der Stadt betreten, wo unsere Hindu-Freunde leben.«

Ein anderer Inder, der Maharajadhira Bahadur of Burdwan, äußerte sich über dieselbe Frage wie folgt: »Tatsache ist, daß der religiöse und kulturelle Kampf zwischen Hindu und Mohammedanern sich bis ins Jahr 1017 zurückverfolgen läßt, als Mahmud von Ghasni... viele Hindutempel zerstörte und entweihte. Mahmud hat auf diese Art den Samen zu dem Haß und der religiösen Feindschaft gesät, die Jahrtausende überleben und einen Gegensatz geschaffen haben, der jeden Augenblick ausbricht.«

Die Gründe für den religiösen Gegensatz sind: die Kuhopfer der Moslem, die Tempelmusik der Hindu, die Entweihung religiöser Stätten und die Bekehrungsversuche.

Die Mohammedaner opfern zu gewissen Zeiten, besonders während des Festes Bakr-Id, Kühe, die wiederum den Hindu als heilig gelten. Immer wieder ereignen sich deshalb Zusammenstöße, die meist einen ähnlichen Verlauf nehmen wie das nachstehend geschilderte Ereignis.

In Softa, einem kleinen Dorf im Süd-Pandschab, bereiteten sich die Moslem für das Bakr-Id-Fest vor. Die für die Schlachtung vorgesehene Kuh war schon bestimmt. Plötzlich verbreitete sich unter den Hindu das Gerücht, diese Kuh hätte längere Zeit auf einer Wiese geweidet, die Eigentum eines Hindu sei, und sie betrachteten die Kuh nun nicht mehr als mohammedanisches Opfertier, sondern als eine mehr oder minder »hinduistische Kuh«, die nicht geopfert werden dürfe. Fünfundzwanzig Mann der Polizei, die Ausschreitungen fürchtete, wollten die umstrittene Kuh entfernen. Inzwischen aber hatten tausend Hindu aus der Nachbarschaft das Dorf umzingelt, verlangten die Herausgabe der Kuh und die Zusicherung, daß auch keine andere getötet werde. Sie nahmen schließlich drohende Haltung an und schickten sich an, das Dorf anzugreifen. Die Polizisten feuerten nun – 14 Tote und 33 Verletzte waren das Ergebnis. Da man annahm, die Polizei hätte leichtfertig von der Waffe Gebrauch gemacht, wurde eine Untersuchung eingeleitet, die aber mit einem völligen Freispruch endete. Hätte die Polizei weniger entschlossen gehandelt, wäre wahrscheinlich die Ortschaft zerstört worden, und die Unruhen hätten auf das ganze Pandschab übergegriffen, das sich kurz vor dem Bakr-Id in einer ziemlich gereizten Stimmung befand.

Während die Moslem eine stille Andacht vorziehen, lieben die Hindu eine möglichst schrille Tempelmusik, deren sie sich auch bei Umzügen bedienen. Kommen sie nun an einer Moschee vorbei und gehen sie hier provozierend ein wenig langsamer, so ist die Gefahr von Ausschreitungen nahe.

Während der Islam und auch das Christentum eifrig darauf aus sind, Proselyten zu machen, ist der Hinduismus passiv. Seine

Stärke liegt nicht im Bekehren, sondern in der Fähigkeit, andere Religionen samt ihren Menschenmassen aufzusaugen. Er zeigt keinen Ehrgeiz, seine Anhänger allzusehr zu einen – die 60 Millionen Paria, die dem Hinduismus angehören, stehen praktisch außerhalb dieser Religionsgemeinschaft.

Die Erfolge der islamischen Mission waren entsprechend groß, 75 % der indischen Mohammedaner sind selbst zum Islam übergetreten oder Nachkommen von Proselyten. Die Bekehrungen gingen nicht immer sehr friedfertig vor sich; so wußten die während des Moplahaufstandes »bekehrten« Hindu noch lange von ihren schrecklichen Erlebnissen zu berichten.

Erst in letzter Zeit machte sich auch unter den Hindu eine stärkere Missionstätigkeit bemerkbar, die hauptsächlich den Mohammedanern gilt. Die Hindu betonen, daß es sich um keine Bekehrungen handle, sondern – da ja drei Viertel der indischen Moslem Nachkommen von Hindu sind – um eine Rückführung zur ursprünglichen Religion.

Dieser so plötzlich erwachte Missionsdrang der Hindu ist sicher auf politische Instinkte zurückzuführen. Die Selbstregierung ist kein fernliegender Traum mehr, sondern kann eines nahen Tages Tatsache sein; Islam und Hinduismus strengen nun ihre gesamten Kräfte an, um bei der Verteilung der Macht möglichst stark zu sein.

1924 und 1927, als nach dem Niedergang der Kalifatbewegung der Gegensatz zwischen Hindu und Moslem besonders stark war, wurden drei »Einigkeits-Konferenzen« einberufen, die das Verhältnis bessern sollten. Politische Fragen konnten damals nicht gelöst werden, sondern man beschränkte sich auf die »Kuh-Musik-Probleme«. Hier wurde eine Einigung erzielt: Die Moslem sollten weiterhin ihre Kühe schlachten, sie müssen aber darauf achten, daß dies weder vor den Augen eines Hindu geschieht noch in der Nähe eines Tempels. Die Hindu hingegen dürfen auch weiterhin ihrer Tempelmusik frönen, ja sogar an Moscheen vorbeiziehen, ohne die Musik abzubrechen. Nur dürfen sie vor

der Moschee nicht stehenbleiben und sich nicht beleidigend benehmen. Beide Religionen können ihre Missionstätigkeit fortsetzen, nur muß der Bekehrte älter als 18 Jahre und sein Übertritt durch Überredung und nicht durch Gewalt hervorgerufen sein.

Die indischen Nationalisten weisen darauf hin, daß ein Großteil der religiösen Zusammenstöße in Britisch-Indien erfolge, während in den Fürstenstaaten fast völliger Friede herrsche. Auch die Autorin des Buches »Understanding India« stellt eine diesbezügliche Frage: »Wenn die Briten den Gegensatz zwischen Hindu und Moslem nicht ihrerseits verschärfen – wie kommt es dann, daß, mit Ausnahme von Haidarabad, alle Zusammenstöße zwischen Hindu und Mohammedanern in Britisch-Indien vor sich gehen?«

Man könnte zu dem Schluß kommen, daß nur der zersetzende englische Einfluß daran schuld sei; sagte doch schon zur Zeit des Sepoyaufstandes ein englischer Kommandant: »Unser Bestreben sollte dahin gehen, die für uns so günstige Trennung zwischen den verschiedenen Religionen und Rassen in vollster Stärke zu erhalten. Wir dürfen uns nicht um einen Ausgleich bemühen. ‚Divide et impera' sollte der Grundsatz unserer Herrschaft in Indien sein.«

Trotzdem sollten die Inder versuchen, den Gegensatz in ihren eigenen Reihen zu bereinigen, und ihren Ehrgeiz nicht in islamischen oder hinduistischen Zielen erschöpfen, sondern ihm allindische Formen geben.

In den Provinzen Britisch-Indiens sind Provinzialregierungen tätig, deren Sitze in entsprechenden Verhältniszahlen den Vertretern der einzelnen Religionsgruppen reserviert sind. Wenn diese Provinzregierungen auch heute noch wenig bedeutungsvolle Körperschaften sind, so geben sie doch ein Zukunftsbild des Indiens von morgen, wo derartige aus Indern zusammengesetzte Vertretungen wirkliche Macht besitzen werden. Der Kampf um die Macht hat damit begonnen. Mit den Reformen

Oben: 13. Der Jugend muß die Sorge jeder Nation gelten, diese Jungen werden das Schicksal des Indien von morgen formen. Vor wenigen Jahren noch weigerten sich diese Schüler einer Anstalt in Srinagar, zu rudern – das sei Arbeit geringerer Kasten – oder Fußball zu spielen, denn der Fußball sei aus Rindsleder, die Kuh aber heilig. Aber auch diese Schwierigkeiten sind heute überwunden, eine gesunde sportgestählte Generation wächst heran.

Unten: 14. In den meisten Städten und Dörfern wächst aber auch weiterhin eine schlecht genährte, unbeaufsichtigte Jugend auf. Die staubige Straße ist ihr Spielplatz und Abfälle des Basars ihre Leckerbissen.

Links: 15. Indische Gegensätze: Gebildete, reiche Inderinnen. Sie sprechen fließend Englisch, interessieren sich für Kunst, Politik, leben dabei aber hauptsächlich in und für die Familie.

Rechts: 16. Ein indischer Bauer. Der Acker ist seine Welt, die beherrscht wird von Glaube und Furcht vor den Gottheiten; ihnen zu opfern und gefällig zu sein, füllt einen großen Teil seines Lebens aus. Diese Menschen zu nationalen, politisch geschulten Indern zu machen, ist die große Aufgabe der indischen Führer.

von 1919 wurden auch die »Kuh-Musik-Probleme« wieder ernster, und die politische Rivalität äußerte sich in religiöser Form. Da diese Reformen nur in britischem Gebiet durchgeführt wurden, vergrößerte sich auch hier zuerst die Hindu-Moslem-Spannung.

In den Fürstenstaaten ist das anders. Es gibt zwar manchmal Herrscher, die bei Vergebung der wichtigen Staatsstellen nicht nach Religion, sondern nach der Tüchtigkeit fragen. Meist aber wird ein mohammedanischer Herrscher, auch wenn er über eine Hindumajorität regiert, alle bedeutsamen Stellen mit Moslem besetzen und umgekehrt. Für die Ambitionen der weniger begünstigten Religionsgemeinschaft bleibt wenig Platz, am besten rührt sie sich überhaupt nicht, um ihre Lage nicht zu verschlechtern.

Seitdem im Jahre 1930 die Frage laut wurde, ob sich die Fürstenstaaten einer indischen Föderation anschlössen, ist auch hier der Eifer der Minderheiten erwacht, und die »Kuh-Musik«-Streitigkeiten ereignen sich häufiger.

In Kaschmir, im Norden Indiens, z. B. wird eine Bevölkerung, die zu 75 % aus Moslem besteht, von einem hinduistischen Maharadscha beherrscht. Die Moslem bildeten auch eine gewisse Opposition, die immer gefährlichere Formen annahm. Sie wurde gestützt von der Bevölkerung der North-West-Frontier-Province und des Pandschab, die beide eine mohammedanische Majorität haben und ein Hindureich in ihrem Rücken als Bedrohung empfinden. Als der Maharadscha eine wichtige Staatsstelle ostentativ mit einem Hindu besetzte, begannen 1931 große Scharen islamischer Pilger über die Grenze nach Kaschmir zu wandern. Da man einen Aufstand befürchtete, mußte schließlich die indische Regierung eingreifen.

Moslem und Hindu zusammen bilden etwa 95 % der Bevölkerung Britisch-Indiens. Die genaue religiöse Zusammensetzung des indischen Volkskonglomerats zeigt folgendes Aussehen (1931):

Britisch-Indien:

	in Tausenden	%
Hindu	177200	69,00
Mohammedaner	66600	25,90
Sikh..........	3200	1,20
Christen	3600	1,40
Animisten	5100	2,00
Andere	1100	0,50
	256800	100,00

Indien und Burma:

	in Tausenden	%
Hindu	239100	68,2
Moslem	77600	22,3
Buddhisten	12700	3,6
Animisten	8200	2,3
Christen	6200	1,8
Sikh	4300	1,3
Dschain.......	1200	0,3
Parsen	100	0,03
Juden	020	0,01
Andere	600	0,16
	350020	100,00

Die Moslem bilden 25% der Bevölkerung Britisch-Indiens, aber nur 13% der Bevölkerung in den Fürstenstaaten. Bei einem Anschluß der Staaten an eine indische Föderation wird sich die Gesamtlage der Moslem verschlechtern.

Die verschiedenen, mit der Moslem-Minderheit zusammenhängenden Fragen sind um so schwieriger zu lösen, da die Moslembevölkerung nicht auf einen bestimmten Teil Indiens konzentriert ist. Der Anteil der Moslem an der Gesamtbevölkerung beträgt in den verschiedenen Provinzen:

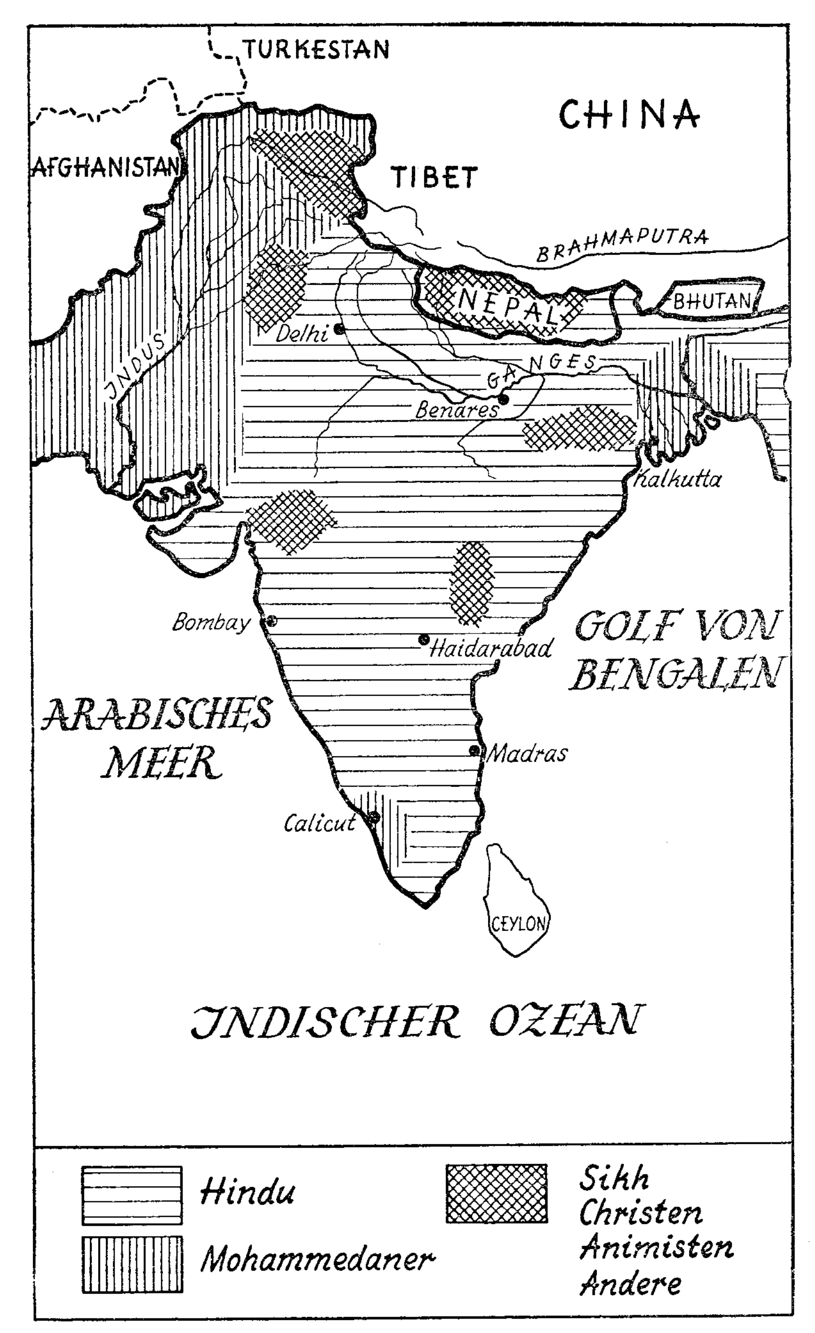
Belutschistan	99%	Vereinigte Provinzen	15%
Niemandsland	99%	Bihar u. Orissa...........	11%
N. W. Frontier Pr.	90%	Bombay.................	9%
Sindh	70%	Madras	7%
Pandschab	56%	Zentralprovinzen	5%
Bengalen	55%	Assam	33%

Die Moslem bilden also im Nordwesten Indiens und in Bengalen eine Mehrheit, in allen anderen Provinzen befinden sie sich in der Minderheit. Die von den Engländern betriebene Förderung der Minderheiten führte dazu, daß die Sitze in den Provinzvertretungen nicht dem tatsächlichen Stand der Bevölkerung entsprechen. So beträgt der islamische Bevölkerungsanteil in:

Pandschab .... 56%, Bengalen 55%,

der Anteil an Sitzen dagegen nur:

Pandschab .... 43%, Bengalen .... 45%.


TURKESTAN
CHINA
AFGHANISTAN
TIBET
BRAHMAPUTRA
NEPAL
BHUTAN
JNDUS
Delhi
GANGES
Benares
Kalkutta
Bombay
Haidarabad
GOLF VON BENGALEN
ARABISCHES MEER
Madras
Calicut
CEYLON
JNDISCHER OZEAN
Hindu
Mohammedaner
Sikh
Christen
Animisten
Andere

Diese Schmälerung kommt anderen Minderheiten zugute; im Pandschab sind es besonders die Sikh, die bevorzugt werden.

Ein weiteres Spannungsmoment zwischen diesen beiden größten Religionsgruppen ist sozialer und ökonomischer Art. Die Bauern im Nordwesten Indiens sind zum größten Teil Mohammedaner, während die Geldverleiher, die aus begreiflichen Gründen wenig beliebt sind, dem Hinduismus angehören.

An anderer Stelle wurde bereits erwähnt, wie die Mohammedaner sich nach der englischen Machtergreifung trotzend zurückgezogen hatten und so den Hindu die Regierungsstellen überließen. Aber auch wenn sie gleichzeitig mit ihnen in Konkurrenz getreten wären, würden sie kaum die Oberhand bekommen haben. Der Hindu ist im allgemeinen schlauer als der Moslem und lernt rascher als dieser. Unter den Hindu nehmen die Brahmanen die erste Stellung ein, und unter diesen ist der Mann aus Bengalen wieder tonangebend. Die Besetzung verschiedener Ämter wäre also bei freiem Wettbewerb zu einem Monopol für die Bengali-Brahmanen geworden. Die Moslem verlangten nun, daß ihnen diese Ämter entsprechend ihrem Anteil an der Bevölkerung offenstünden.

Ein gewisser Gegensatz zwischen Moslem und Hindu ist vorhanden. Er begann mit Mahmud von Ghasni und lebt auch heute noch. Manchmal nimmt er ziemlich bedrohliche Formen an. So ereigneten sich 1926/27 in 18 Monaten 65 Unruhen, die 300 Tote und 2700 Verletzte kosteten. Es ist anzunehmen, daß die Spannung in dem Augenblick, wo Indien seine Freiheit gewinnt, ihren Höhepunkt erreicht. Durch die Verbundenheit der indischen Moslem mit der übrigen islamischen Welt könnte diese Spannung in Asien und Afrika große Folgen haben. Es ist aber im Interesse Indiens zu hoffen, daß Hindu und Moslem, wenn die so lange ersehnte Freiheit Tatsache geworden ist, sich ihrer weltgeschichtlichen Bestimmung bewußt und vor allem Inder sein werden. Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß durch die politische Arbeit der letzten Jahre dieses Ziel fast erreicht ist.

Als ich an verschiedenen indischen Universitäten und Colleges mit Studien beschäftigt war, fiel mir auf, daß getrennte Aufenthalts- und Speiseräume für Hindu und Moslem vorhanden waren und die Speisen in verschiedenen Küchen zubereitet wurden. Trotzdem mischten sich die hinduistischen und die islamischen Studenten untereinander; dem Hindustudenten machte es nichts aus, im islamischen Speiseraum eine mohammedanische Mahlzeit einzunehmen und umgekehrt. Als ich die jungen Leute fragte, warum denn dieser kostspielige doppelte Betrieb aufrechterhalten werde, auf den sie doch gar keinen Wert legten, bekam ich zur Antwort, ihre konservativen Eltern wünschten es so. Die Jungen selbst waren von einem neuen Geist beseelt.

Der Vorsitzende des Allindischen Kongresses, der seit jeher eine hinduistische Körperschaft war, ist seit 1940 der Mohammedaner Maulana Azad. Damit wurde die Zusammenarbeit zwischen Hindu und Moslem gegen den gemeinsamen Feind England dokumentiert. England wird es schwer haben, den heute schwindenden Gegensatz, der ihm so lange half, seine Macht in Indien zu befestigen, auch im jetzigen Kampf für seine Interessen einzusetzen.

ELFTES KAPITEL

Die Minderheiten

Neben den Hindu und den Moslem stehen die anderen Gruppen, sowohl was ihre Bedeutung als auch was ihre Zahl betrifft, weit zurück.

So leben im Pandschab etwa 3 Millionen Sikh, die eine der wichtigen Minderheiten Britisch-Indiens darstellen. Ungefähr 13 % der Bevölkerung des Pandschab sind Sikh; sie gaben sich aber mit einer diesem Verhältnis entsprechenden Anzahl von Sitzen in der Provinzregierung nicht zufrieden, sondern beanspruchten auf Grund ihrer militärischen und finanziellen Macht ein Drittel der vorhandenen Sitze. Sie erhielten schließlich 18 % der Sitze, was über ihren prozentuellen Bevölkerungsanteil hinausgeht.

Es kann in Lahore leicht geschehen, daß man einen würdigen Inder nach der Zeit fragt, dieser höflich die Uhr zieht, dann aber einen unfreundlichen Fluch murmelt und brüsk weitergeht. Man kann dann überzeugt sein, daß es ungefähr zwölf Uhr mittags und der Befragte ein Sikh ist. Die Sikh schneiden sich weder Haupt- noch Barthaar ab, sondern tragen ihr Kopfhaar, zu einem Knoten gebunden, unter dem Turban. Gehässige Inder haben nun den Witz aufgebracht, alle Sikh seien um die Mittagszeit, wenn die Sonne ihre größte Kraft erreicht hat, einem Sonnenstich nahe und nicht ganz richtig im Kopf. Und es gehört zu den kleinen Sticheleien, einen Sikh um die Mittagszeit anzüglich nach der Zeit zu fragen. Als Fremder und Uneingeweihter ist man über die Grobheit der sonst so höflichen Sikh ein wenig erstaunt.

Die sonderbare Haartracht der Sikh ist ein besonderes Kennzeichen dieser kleinen Gemeinschaft und hängt mit ihrer Geschichte zusammen.

Die Sikh sind weder eine eigene Rasse noch eine Nation noch eine Kaste – sie sind die Anhänger einer Religionsgemeinschaft, die im 15. Jahrhundert gegründet wurde und unter dem mohammedanischen Druck eine äußerst militante Form annahm.

Nanak, der Begründer der Sikhreligion, wurde 1469 im Pandschab geboren. Er war Hindu niederer Kaste, reiste viel umher und beschäftigte sich mit den Lehren der Weda, aber auch mit den mystischen Geboten des Korans. Er lehrte keine neue Religion, sondern reformierte die bereits vorhandenen. Er verwarf die Kasten und die Vormachtstellung der Brahmanen, er verbot Götzenanbetung und Pilgerfahrten. Seine Anhänger wurden Sikh, d. h. Schüler, genannt.

Nach dem Tode Nanaks traten religiöse Führer oder »Guru« an seine Stelle. Der zehnte und letzte Guru gründete den »Sikh Khalsa« (Körperschaft der Auserwählten), der unter den grausamen Exzessen der Mogulherrschaft immer mehr zu einer militärischen Formation wurde. Zur Zeit seines Todes, 1708, hatte der letzte Guru die Mitglieder des Sikh Khalsa zu einer kampferprobten Einheit geschmiedet; sie fügten ihrem Namen das Attribut »Singh« (Löwe) bei und machten ihm in verschiedenen Kämpfen alle Ehre.

Die Geschichte des nordwestlichen Indiens wurde nun bis zur Annexion des Pandschab durch die Briten im Jahr 1848 ausschließlich von dem Khalsa bestimmt. Die Heere der dekadenten Moguln wurden entscheidend geschlagen und zurückgetrieben, die Einfälle aus Afghanistan abgewiesen, und um das Zentrum Amritsar – auch heute noch die heilige Stadt der Sikh – entstand ein großes, unabhängiges Sikhreich.

Unter dem Maharadscha Ranjit Singh (1780–1839) erreichte die Macht der Sikh ihren Höhepunkt. Nach seinem Tod aber zerfiel das Reich; Thronstreitigkeiten begannen, und die Briten hatten keine große Mühe, in zwei Feldzügen das Pandschab für sich zu erobern. Bei der großen Meuterei 1857 kämpften die Sikh, obwohl erst vor wenigen Jahren von den Engländern unterworfen, für den Bestand der Fremdherrschaft, und ihnen dankten es die Engländer nicht zuletzt, daß sie der Meuterei Herr werden konnten.

Die Aktivität der Sikh erlahmte in den nächsten Jahrzehnten

etwas, aber sobald die nationalen Strömungen in Indien an Bedeutung gewannen, erneuerte sich auch die Bewegung der Sikh. Der sogenannte Neu-Sikhismus sollte unter Wahrung der alten religiösen Traditionen vor allem die wirtschaftlichen und politischen Interessen seiner Anhänger wahrnehmen. So wie bei den Mohammedanern führte die Aussicht auf baldige Selbstregierung auch bei den Sikh zu einer Erneuerung ihrer Organisation. Eine zu wählende Versammlung – »Chief Khalsa Dewan« – sollte in den internen Fragen, wie Erziehung und religiöse Sitten, entscheiden.

In den Jahren kurz nach dem Weltkrieg, als Gandhi seinen ersten großen Feldzug gegen die englische Herrschaft unternahm, schlossen sich die Sikh der englandfeindlichen Bewegung an, und zwar, wie es ihrer Natur entsprach, nicht in gewaltloser, sondern in kriegerischer Form. Die antienglischen Maßnahmen der Sikh hatten einen recht seltsamen Ursprung.

Verschiedene ihrer Heiligtümer, die an irgendein Ereignis aus dem Leben eines der Guru erinnerten, befanden sich unter der Obhut von Tempelwächtern, die ihr Amt seit Generationen versahen. Sie errichteten sich eine Art Monopolstellung und ließen sich – nach den Ansichten der frommen Sikh – viele Verfehlungen zuschulden kommen. Die Sikh setzten deshalb ein Komitee zusammen, das die Verwaltung der Heiligtümer von diesen Auswüchsen reinigen sollte. Um seine Absichten durchführen zu können, benötigte das Komitee eine Organisation, die seine Befehle, falls erforderlich, mit Gewalt durchführen konnte. Man verwendete dazu die Akali, eine militärisch-puritanische Sekte, die Nachfolger der persönlichen Leibwache des letzten Guru.

Die politisch und daher antienglisch eingestellten Führer der Sikh sahen in dieser militärischen Formation ein Kampfmittel gegen die englische Herrschaft, und so kam es – obwohl das Komitee 1923 verboten wurde – auch noch in der folgenden Zeit zu zahlreichen Unruhen im Pandschab. Mit der allgemeinen Stagnation, die der indische Freiheitskampf in den nächsten Jahren

zeigte, trat auch diese Bewegung wieder etwas in den Hintergrund.

Die Sikh aber waren sich durch den doppelten Kampf – um die Einheitlichkeit ihrer Kirche und gegen die Herrschaft der Engländer – ihrer Eigenart und geschichtlichen Bedeutung wieder bewußt geworden. Die Folge davon war das schon früher erwähnte Drängen nach einer entsprechend starken Vertretung in der Provinzregierung, dem auch stattgegeben wurde.

Die Sikh lehnen jede Götzenanbetung ab. In ihrem wunderschönen Tempel in Amritsar befindet sich das einzige verehrungswürdige Idol ihrer Religion, das Heilige Buch, eine Sammlung von Gesängen und Geboten ihrer Guru. Dieses Heilige Buch ist der Mittelpunkt des Tempels und aller religiösen Zeremonien.

Während die Taufe der Sikh, die zugleich den Sinn einer Kommunion hat, vom letzten Guru eingeführt wurde – wahrscheinlich ist sie dem Katholizismus entlehnt –, sind trotz der Abschaffung der Kasten auch vom Hinduismus verschiedene religiöse Gebräuche erhalten geblieben. So gilt den Sikh die Kuh als heilig, und die Leichenverbrennung wird nach denselben Zeremonien vorgenommen wie bei den Hindu.

Die Sikh sind im allgemeinen sehr puritanisch – ich erinnere mich eines jungen Sikh, der von seinem Vater verstoßen wurde, weil er sich die langen Haare etwas abschnitt. Sie rauchen und trinken nicht – oder nur im geheimen. Bezüglich des Trinkverbots kamen findige Sikh auf einen Ausweg. Sie weisen auf ein Gleichnis ihrer Religion hin, demzufolge einer der Guru einst befahl, zwei Tauben gesüßtes Wasser zu reichen. Süßt man nun Wasser mit Zuckerrohr und läßt es gären, so entsteht zwangsläufig Alkohol daraus – der also nicht verboten sein kann.

Die Sikh spielen eine wirklich entscheidende Rolle für die weitere Entwicklung Indiens. Sie zeigen im Gegensatz zu den Hindu einen ausgeprägten Kampfgeist – neben den Gurkha und Pathan sind sie die besten Soldaten Asiens – und fühlen sich, im Gegensatz zu den Mohammedanern, als hundertprozentige Inder.

Eine andere, zahlenmäßig sehr starke, politisch aber noch kaum in Erscheinung tretende Minderheit sind die Paria oder Unberührbaren, die man auf 50 bis 70 Millionen Menschen schätzt. Gandhi, der seit langem für eine Gleichberechtigung dieser Menschen kämpft, hat ihnen den schönen Namen Harijan, »Kinder Gottes«, gegeben.

Schon am Anfang dieses Buches haben wir geschildert, wie die Arier, nachdem sie nach Indien eingedrungen waren, das System der Kasten errichteten, um ihre Rasse rein zu erhalten. Nach den Weden gab es ursprünglich vier Kasten: 1. Brahmanen oder Priester, 2. Kshattriya oder Krieger, 3. Vaisya oder Kaufleute und 4. Sudra oder Arbeiter.

Die Paria stehen außerhalb dieser Hindu-Gesellschaftsordnung, aber in einer bestimmten Beziehung zu ihr. Wahrscheinlich waren es hauptsächlich die früheren dunklen Ureinwohner, die von den hellhäutigeren Eindringlingen zu den niedersten Arbeiten verwandt wurden.

Neuere Forschungen lassen es möglich erscheinen, daß auch schon die Drawiden Paria kannten. »Paria« kommt von dem tamylischen Wort »parai«, das Trommler bedeutet. Und diese Trommler sollen unter den Drawiden die Stellung von »Paria« eingenommen haben. Es ist bemerkenswert und spricht für diese Auffassung, daß die Tamylen-Paria sich selbst »Adi-Drawida« oder ursprünglich Drawiden nennen.

Die Paria verrichten in ganz Indien die schmutzigsten Arbeiten, wie Straßenkehren, Reinigen von Latrinen u. dgl. Ihre Berührung, ihre Nähe, ja selbst ihr Schatten »verunreinigt« den Kastenhindu. In manchen Gegenden mußten die Paria früher, wenn sie einem Brahmanen begegneten, von der Straße weg und in die Felder laufen, um ihn so nicht ihrer verunreinigenden Nähe auszusetzen.

Die Paria leben meist in eigenen Quartieren, sie dürfen weder den allgemeinen Brunnen benützen noch den Tempel betreten. Ihre Kinder dürfen nicht gemeinsam mit den Kindern der Kasten-

hindu die Schule besuchen. Manchmal ist es ihnen erlaubt, außerhalb der Schule zu stehen und zu versuchen, dem Unterricht so zu folgen.

Dem Inder erscheint der Paria meist wenig bemitleidenswert. Ähnlich wie im Fall der Witwen ist er überzeugt, daß der Paria in seinem früheren Leben sehr schwere Sünden begangen haben muß und daher sein jetziges Leben nur eine gerechte Bestrafung darstellt. Er weist darauf hin, daß auch in Europa der Arbeiter meist in einem anderen Viertel haust als der Fabrikbesitzer oder Richter. Weiter stellt er fest, daß die Hindu, was Trinkwasser und Speisen beträfe, bedeutend empfindlicher seien als die Europäer, daß wir also die Frage der allgemeinen Brunnenbenützung stark überschätzten.

Diese indischen Ausführungen sind zum Teil völlig berechtigt; der fundamentale Unterschied zwischen einem europäischen Arbeiter und einem indischen Paria aber bleibt der, daß der Paria weder durch Reichtum noch durch Bildung sein Los ändern kann. Er bleibt Paria und wird immer als »outcast« behandelt.

Krishnamurti, der von den Theosophen angekündigte »neue Messias«, verurteilt die Härte und Ungerechtigkeit des Hinduismus: »Kristallisierte Grausamkeit und Selbstsucht, Kinderehen, die herzlosen Einschränkungen, die wir den Witwen auferlegen, die Behandlung der Frauen im allgemeinen und vor allem das System der Unberührbarkeit, sind das nicht alles Todeslasten alter Sitten, die jede anständige Regung in uns zermalmt haben?«

Die Gegner der indischen Freiheitsbewegung werfen den Indern immer wieder vor, mit welchem Recht sie Gleichberechtigung verlangen könnten, wo sie doch etwa 60 Millionen ihrer eigenen Rasse schlechter als Tiere behandelten. Besonders Gandhi hat sich der Rechte der Unberührbaren angenommen, aber er kämpft einen schweren Kampf. So stimmte zum Beispiel die Kongreßkonferenz von Belgaum im Jahr 1924 Gandhi zu, als er die Abschaffung des Pariasystems verlangte. Wenig später aber drohte ihm eine in Bombay tagende Konferenz der Brahmanen

mit der Exkommunikation. Gandhi, der auf die Unterstützung der machtvollen Brahmanen nicht verzichten konnte, mußte damals einen Rückzug antreten. Trotzdem setzt er den Kampf fort – ein Pariakind, von ihm adoptiert, lebt in seinem Ashram. Wenn er durch die indischen Dörfer reist, dann speist er gemeinsam mit Kastenhindu und Paria. Sie essen die gleichen Speisen und von einem Tisch – für Indien ein revolutionäres Ereignis.

Wie stark die Überzeugung von der »Unberührbarkeit« der Paria unter den Indern verwurzelt ist, mag nachstehender kleiner Vorfall zeigen. Während eines längeren Aufenthalts an einem Maharadschahof war mir ein Sekretär des Maharadschas als Betreuer zugeteilt worden. Der Mann war Hindu hoher Kaste, hatte aber Europa einige Male bereist und war daher so aufgeklärt, daß er gemeinsam mit mir die Mahlzeiten einnahm. Ich hatte ihn allerdings in Verdacht, daß er sich nachher immer einer religiösen Waschung unterzog. Als ich ihm von diesem Verdacht einmal Mitteilung machte, leugnete er energisch; er sagte, er sei ein moderner Mensch, und fragte, ob ich glaube, daß er für derartige Kindereien etwas übrig habe. Ja, er würde sogar mit einem Paria im selben Hause wohnen und von denselben Tellern essen, er verkörpere den modernen Geist Indiens.

Ich hörte ihm aufmerksam zu. Wenig später hörte ich im Waschraum den Sweeper, natürlich einen Paria, seine Arbeit vollbringen. Ich ging hinaus, packte den vor Schreck keiner Bewegung fähigen Mann und schleppte ihn ins Zimmer, wo der Sekretär saß. Der starrte uns mit weit aufgerissenen Augen erschreckt an und war, als ich Miene machte, den Paria an den Tisch heranzuschleifen, mit überraschender Schnelligkeit aus dem Zimmer verschwunden.

Am nächsten Tag erschien ein anderer Sekretär, der vom Tag vorher war angeblich erkrankt. Wir plauderten über das Wetter, Pferderennen und verschiedene Automarken. So wenig ersprießliche Themen wie die Frage der »Unberührbaren« ließen wir beiseite.

Die Führer der Paria machen kein Hehl daraus, daß sie von den Hindu eine bessere Behandlung erwarten oder ihre Konsequenzen ziehen würden. 60 Millionen Menschen sind auch in dem menschenreichen Indien keine Kleinigkeit, und der Hinduismus darf sich kaum erlauben, sie endgültig zu verlieren. Christentum und Islam warten nur darauf, die Unberührbaren in den Schoß ihrer Kirche aufzunehmen. Diese würden nicht nur ihre seelischen Nöte verlieren – bedeutet es doch für sie eine ungeheure religiöse Belastung, daß sie die Tempel nicht betreten dürfen –, sondern sich auch wirtschaftlich besser stellen, da sie nicht mehr an die für Paria bestimmten Arbeiten gebunden wären.

Die Frage der Paria wird von den verantwortlichen Männern Indiens mit aller Kraft einer Lösung zugeführt, in manchen Staaten, wie in Travancore, sind Tempel, Schulen und Brunnen auch den Unberührbaren zugänglich gemacht worden. Aber es wird viel Kraft und Anstrengung kosten, das Problem befriedigend zu lösen; zu tief ist dem Hindu der Trieb verankert, sich von der Gemeinschaft abzuschließen. Selbst die Paria sind wieder in Kasten geteilt: so sind doch der Mala und auch der Madiga beide Unberührbare, aber der eine erlaubt dem anderen nicht, Wasser von seinem Brunnen zu holen.

Bei der Round-Table-Konferenz in London sagte der Paria Dr. Ambedkar: »Die Paria bilden eine Gruppe für sich selbst, die getrennt und verschieden ist von den Moslem und auch in keiner Weise einen integrierenden Bestandteil der Hindu bildet, obwohl sie in diese Gemeinschaft eingeschlossen wird.«

Dr. Ambedkar ist einer der bekanntesten Führer der Paria. Selbst als Unberührbarer konnte er dank der Unterstützung des Maharadschas von Baroda an der Columbia-Unversität in Amerika studieren. Er besuchte Amerika auch später verschiedene Male und erhielt dort seine politische Schulung. Trotz seiner Bildung bleibt aber auch er, selbst für den rückständigsten Brahmanen, nur ein »Paria«.

Schon 1806 sagte der französische Abbé Dubois: »Sie sind die

geborenen Sklaven Indiens. Niemals kommt es einem Paria in den Sinn, zu denken, sein Schicksal sei nicht unwiderruflich.«

Seit damals hat sich wenig geändert, das zeigt ein Vorgang, der sich gegenwärtig in Assam abspielt.

Seit mehreren Jahrzehnten bestehen in Assam zahlreiche Teepflanzungen, da aber die Assamesen keine Lust haben, auf den Pflanzungen zu arbeiten, setzte eine starke Einwanderung aus Bihar-Orissa, Bengalen und den United Provinces ein. Diese neueingewanderten Arbeiter wurden allgemein »Kuli« genannt. Sie waren zum großen Teil Angehörige der untersten Kasten und auch Paria. Hier in Assam wurden nun all diese »Kuli« zu Paria. In ihrer früheren Heimat waren sie Paria durch Geburt geworden, hier mußten sie Paria werden wegen der Art ihrer Beschäftigung.

Heute lebt eine Million »Kuli« in Assam. Das Wort »Kuli« bezeichnet nicht mehr die Art der Beschäftigung dieser Menschen, sondern ist zu einem Kastennamen geworden. Ein Nachkomme dieser Arbeiter mag es zum Kaufmann oder selbst Doktor bringen, er bleibt trotzdem nur ein »Kuli-Kaufmann« oder »Kuli-Doktor«.

Während man sich also in Indien bemüht, das Pariaproblem zu lösen, entstehen in Assam viele Hunderttausende neuer Unberührbarer. Als man Gandhis Aufmerksamkeit auf diesen Vorgang lenkte, versprach er Abhilfe und sagte: »Es ist Zeit, daß wir diese Tatsachen weitherzig betrachten und die ‚Kuli' als Mitglieder unserer Gemeinschaft ansehen.«

Ein wirklich freies und unabhängiges Indien wird es erst dann geben können, wenn die Frage der Unberührbaren gelöst wird. Die Inder täten gut daran, die Lösung nicht allzusehr hinauszuschieben, denn das selbständige Indien wird zu viele Probleme vor sich sehen. Wenn die Stellung der Paria dann schon geklärt wäre, so würde das die innere Festigung Indiens bedeutend stärken.

Eine besonders tragische Stellung unter den Minderheiten

nehmen die 100000 Anglo-Inder, Mischlinge zwischen Europäern und Indern, ein. Sie werden von keiner Rasse als vollwertig angesehen und sitzen im wahrsten Sinne des Wortes »zwischen zwei Stühlen«.

In der ersten Zeit der indischen Kolonialgeschichte, besonders unter den Holländern und Portugiesen, waren Heiraten zwischen Europäern und Inderinnen sehr häufig. Auch die Ostindische Handelsgesellschaft förderte diese Mischheiraten und schrieb 1684 nach Indien: »Die Frauen der Soldaten mögen zu ihren Männern kommen, falls sie genügend Geld haben, die Passage zu bezahlen. Und was die Soldaten betrifft, die alleinstehende Männer sind, so sollte man sie klugerweise dazu bewegen, Eingeborene (Gentues) zu heiraten, wie es die holländische Politik förderte. Von ihnen kann man eine Nachkommenschaft protestantischer Mestizen (Eurasier) erhalten.«

Man glaubte früher, daß man Europa und Asien durch eine derartige Verbindung werde einen können – daher auch der Name Eurasier, der 1911 offiziell durch »Anglo-Inder« ersetzt wurde.

1791 fällte die Ostindische Handelsgesellschaft eine Entscheidung, die für die Anglo-Inder sehr hart war. Sie sollten künftighin nicht mehr im zivilen, militärischen oder maritimen Dienst der Gesellschaft verwendet werden. Später wurde diese Verfügung wieder rückgängig gemacht, und heute sind die Angloinder hauptsächlich als mittlere und untere Beamte bei der Bahn, im Postwesen und anderen öffentlichen Einrichtungen beschäftigt. Die höheren Stellen bleiben ihnen aber verschlossen.

Die Anglo-Inder sind im allgemeinen nicht wohlhabend und können ihren Kindern nur eine primitive Erziehung bieten. Die Mittel reichen selten dazu aus, den Besuch von Universitäten zu ermöglichen. Die jungen Leute müssen sich also bald – und ohne die notwendige Vorbildung – eine Stellung suchen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Dazu kommt noch, daß die indischen Studenten meist viel rascher und leichter lernen, also auch bei gleichen Bedingungen im Vorteil sind.

Die Anglo-Inder halten krampfhaft an einem Leben westlichen Stils fest, auch wenn es weit unter dem Standard des Europäers liegt. Dadurch sind sie nicht in der Lage, mit dem indischen Handwerker, dem kleinen Geschäftsmann oder dem Bauern in Konkurrenz zu treten. Sie versuchen vergeblich, das Idealbild ihrer europäischen Vorfahren nachzuahmen.

Die Engländer wenden sich mit all ihrem Rassestolz von ihrem etwas dunkel gefärbten Vetter ab. Sie werden »östlich von Suez« überhaupt zu seltsamen Leuten, was Vorurteile anlangt. Da sitzt man z. B. in einem noblen englischen Klub in Kalkutta und lobt einen gemeinsamen englischen Bekannten Mr. X. Die Gesichter der Umsitzenden werden plötzlich eisig, und schließlich wird man aufgeklärt, daß Mr. X. »c. b.« sei, dieses »sibi« wird mit derartiger Verachtung ausgesprochen, daß man unwillkürlich erschauert und denkt, es sei ein Synonym für Betrüger oder Lustmörder. Es stellt sich dann aber heraus, daß es ganz einfach die Abkürzung für »colonial born« ist und ausdrücken soll, daß besagter Mann in Indien geboren wurde. Nun ist es nicht schlimm für einen Engländer, in Indien geboren worden zu sein, sondern c. b. sagt aus, daß er auch seine Jugend in Indien verbracht und dort erzogen wurde. Und das scheint in den Augen der meisten Kolonialengländer ein arges Verbrechen zu bedeuten. Englische Eltern sparen nach Möglichkeit, um ihre Kinder nach England in die Schule schicken zu können, um ihnen so die Schmach vorzuenthalten, ihr ganzes Leben als »c. b.« herumlaufen zu müssen.

Von den Engländern können also die Anglo-Inder kaum großes Entgegenkommen erwarten. Die Inder andererseits sind nicht weniger rasse- und religionsstolz. Auch werfen sie den Anglo-Indern mit Recht vor, daß sie sich während des englisch-indischen Kampfes, besonders während des Aufstands von 1857, ausdrücklich auf die Seite der Engländer gestellt haben. Verschiedene indische Nationalisten haben schon die Forderung laut werden lassen, die Engländer müßten, sobald sie Indien räumen,

die Anglo-Inder mit sich nehmen. In einem indischen Indien sei kein Platz für diese Verräter an der indischen Sache.

Da die Religion in Indien eine größere Rolle spielt als die Rasse, werden auch die indischen Christen als Minderheit angesehen. Ihre Zahl in Britisch-Indien und in den Eingeborenenstaaten betrug 1931 6 Millionen und zeigte ein Anwachsen von 32% während der letzten zehn Jahre. Die Bekehrten setzten sich zu ungefähr gleichen Teilen aus Hindu und Mohammedanern zusammen. Wenn man in Betracht zieht, daß sie ja hauptsächlich aus den niedersten Kasten stammen, so zeigen sie ein auffallend hohes Bildungsniveau.

Bemerkenswert ist, daß sie fast alle, besonders natürlich die junge Generation, begeisterte Nationalisten sind und damit beweisen, daß der indische Nationalismus an keine Religion gebunden ist.

Als die Frage der Vertretung der Minderheiten erörtert wurde, wünschten sie im Gegensatz zu den Mohammedanern keine getrennten Wahlen, sondern wären zufrieden gewesen, innerhalb der Gesamthinduvertretung wählen zu können. Als die Engländer schließlich getrennte Wahlen und reservierte Sitze für die Minderheiten einführten, erhielten auch die indischen Christen diese Vorrechte.

Eine zahlenmäßig sehr geringe, durch ihre Finanzkraft aber doch recht bedeutende Gruppe bilden die Parsen. Vor ungefähr zwölf Jahrhunderten flohen diese Anhänger der Lehre Zoroasters aus ihrer Heimat Persien vor der Unterdrückung der Mohammedaner nach Indien, wo sie hauptsächlich in Bombay eine zweite Heimat fanden. Es dürften nur wenige Tausende gewesen sein, die nach Indien kamen; auch heute zählt ihre Gemeinschaft kaum mehr als 100000 Menschen.

Sie sind tüchtige Kaufleute – man sagt, zehn armenische und jüdische Händler seien einem Parsen nicht gewachsen –, und die größten Baumwollspinnereien Bombays sind in ihrer Hand. Ein Parse, Tata, hat das »indische Essen« in Jamshedpur geschaffen

und damit den Grundstein zu der immer bedeutender werdenden indischen Eisenindustrie gelegt.

Weder durch Kastengesetze noch durch andere religiöse Hemmnisse gehindert, haben sie sich die Vorteile der westlichen Kultur und Bildung rasch zu eigen gemacht. Als Richter und Beamte finden wir sie in den höchsten Klassen der Verwaltung.

Um so erstaunlicher ist es, daß diese geschäftstüchtigen und verwestlichten Menschen mit großer Starrheit an ihren seltsamen Begräbnisriten festhalten. Sie glauben an die Heiligkeit der vier Elemente – Wasser, Feuer, Luft und Erde. Um keines dieser heiligen Elemente durch ihre Toten zu verunreinigen, legen sie die Leichen in den berühmten »Türmen des Schweigens« den Geiern und Raben zum Fraße vor. In kurzer Zeit haben die Tiere ihr grausiges Werk vollendet, und die Knochen der Toten bleichen unter der heißen Sonne Indiens.

Spricht man mit den Parsen über den uns grausam erscheinenden Kult, so sagen sie nicht ohne Berechtigung, es sei doch nur ein unbedeutender Unterschied des Geschmacks, ob man seine Toten von Würmern und Maden oder von Geiern fressen lasse.

Manchen orthodoxen Parsen ist auch das Rauchen eine Sünde; denn wie könnte man das heilige Feuer für ein Laster verwenden?

Politisch waren die Parsen bisher ziemlich englandfreundlich, in letzter Zeit allerdings beginnen sie, sich immer mehr der indischen Freiheitsbewegung anzuschließen. Ob das nun aus Überzeugung geschieht, oder ob sie wie die Ratten das sinkende englische Schiff rechtzeitig verlassen wollen, ist wohl kaum festzustellen.

Die 25000 Juden Indiens leben hauptsächlich in den großen Städten. Der Antisemitismus hat in Indien noch nicht Fuß gefaßt.

Das Verhältnis 25000 zu 350 Millionen ist allerdings derartig, daß eine »Judenfrage« daraus noch nicht unbedingt entstehen muß.

ZWÖLFTES KAPITEL

Die Fürstenstaaten

Wenn man in Europa von Britisch-Indien spricht, so meint man meist die ganze Halbinsel im Gegensatz zu Niederländisch-Indien oder auch Westindien, das trotz des Namens »Indien« an der amerikanischen Küste liegt. Das eigentliche »Britisch«-Indien aber umfaßt nur drei Fünftel der indischen Halbinsel, die restlichen zwei Fünftel werden von den Eingeborenen-Staaten eingenommen und sind – allerdings sehr theoretisch – kein britisches Territorium.

Es gibt 562 unabhängige Staaten mit einer Bevölkerung von insgesamt 80 Millionen Menschen. Manche von ihnen, wie Kaschmir oder Haidarabad, haben die Größe Bayerns, und ihre Herrscher sind machtvolle und vor allem sehr reiche Fürsten. Andere Staaten wieder sind kaum so groß wie ein mittlerer Gutshof, und ihre Herrscher sind nicht mächtiger als ein Bauer innerhalb seines Besitztums.

Die Maharadscha, Radscha oder wie ihre Titel sein mögen, besitzen innerhalb ihrer Landesgrenze verschieden weitgehende Rechte. Sie können ihre internen Angelegenheiten nach eigenem Gutdünken leiten; Zoll- und Münzrecht, aber auch das Privileg, eigene Truppen zu unterhalten, steht ihnen zu. Man findet verschiedene Grade der Unabhängigkeit dieser Herrscher, aber nur einen wirklich selbständigen Herrscher – die britisch-indische Regierung.

Ramsay Macdonald hat das Verhältnis der Fürsten zur britischen Krone treffend gekennzeichnet: »Sie können weder Krieg erklären, noch Verträge mit ihren Nachbarn eingehen. Der Grad ihrer Abhängigkeit ist durch keine bestimmten Gesetze geregelt, er hängt vom historischen Zufall, der Größe und Bedeutung des betreffenden Staates ab sowie auch von den Verträgen, die zwischen der kaiserlichen Regierung und den verschiedenen eingeborenen Herrschern geschlossen wurden.«

Tatsächlich hätte natürlich die britische Regierung die Macht

gehabt, die Fürstentümer, eines nach dem anderen, an Britisch-Indien anzuschließen, wie das heutige britische Gebiet ja auch aus früheren Eingeborenenstaaten besteht. Die Briten aber sahen bald keinen Anlaß mehr, die noch bestehenden Fürstentümer aufzulösen; es hätte ihnen nur Nachteile und keine Vorteile gebracht. Durch einen englischen »Berater«, der meist der eigentliche Herrscher hinter den Kulissen ist, sichern sich die Engländer die Entscheidung in ihnen wichtig erscheinenden Fragen, gleichzeitig aber ersparen sie sich die Mühe und Verantwortung der inneren Verwaltung.

Dazu kommt noch ein zweiter politischer Vorteil, den ihnen das Fortbestehen der Fürstentümer brachte: bedeuten sie doch ein Bollwerk gegen den ständig anwachsenden indischen Nationalismus. Nehru und andere radikale Führer des Kongresses haben häufig erklärt, daß in einem freien, von Indern regierten Indien kein Platz für Maharadscha, Anachronismen einer längst vergangenen Zeit, sei.

Ein Großteil der Maharadscha sieht daher seine Privilegien und Macht durch den Indischen Nationalkongreß bedeutend mehr bedroht als durch die englische Krone, die sich auch alle Mühe gibt, durch großzügige Behandlung die Maharadscha auf ihrer Seite zu halten. Nur in den seltensten Fällen geschieht es, daß die britische Regierung gegen die Fürsten einschreitet. Es müssen schon schwere Vergehen vorliegen, wenn einer von ihnen abgesetzt wird. Die Regierung beeilt sich aber dann, die Dynastie zu erhalten und einen Verwandten des Abgesetzten als Herrscher zu bestätigen, denn Fürstentümer sind angenehmer und bequemer zu beherrschen als britisches Gebiet. Wie in so vielen anderen Belangen bietet Indien auch hier eine Möglichkeit, die Methode des »Teile und Herrsche« mit Erfolg anzuwenden.

Ursprünglich bemühte sich die Ostindische Handelsgesellschaft, als sie noch das feindliche Vordringen einer anderen Macht fürchtete, die einzelnen Fürstenstaaten möglichst zu isolieren, damit diese weder untereinander noch mit den Franzosen Bündnisse

gegen die Engländer eingehen konnten. Daher wurde mit den befreundeten, d. h. in Abhängigkeit gebrachten Staaten ein Vertrag abgeschlossen, der sie veranlassen sollte, »sich jeden Einflusses in die Affären eines anderen Staates oder einer Macht zu enthalten und keinen Schriftwechsel oder eine Verbindung mit anderen Staaten oder Mächten aufzunehmen... außer mit der vorherigen Einwilligung und durch die Mittlerschaft des Generalgouverneurs.«

Bald aber erkannten die Engländer, daß bei der raschen Modernisierung der Verkehrsmittel eine derartige Isolierung nicht durchzuführen war. Gleichzeitig zeigte sich auch, daß die Fürsten unter dem wachsenden Druck des Nationalismus eher Bundesgenossen als Gegner waren. Schon 1904 schlug Lord Curzon daher vor, man sollte die Prinzen in einer Körperschaft vereinen, die ihnen eine gemeinsame Vertretung ihrer Interessen ermögliche.

Da auch verschiedene allindische Fragen, wie die der Erziehung, der Seuchenbekämpfung usw., in ganz Indien, also auch in den Fürstenstaaten, gleichzeitig und in der gleichen Art behandelt werden sollten, schien die Heranziehung der Fürsten zur gemeinsamen Arbeit immer notwendiger, und 1920 wurde die »Kammer der Prinzen« geschaffen.

1921 eröffnete der Duke of Connaught feierlich die fürstliche Kammer. Ganz sicher war man der Unterstützung der Fürsten aber doch nicht; es war immer möglich, daß ihre nationalen Interessen über ihren imperialen Ehrgeiz triumphieren würden. Die ihnen in der Eröffnungsansprache zugestandenen Rechte wurden daher sehr vorsichtig formuliert. Sie sollten »Gelegenheit haben, ihre Erfahrungen auszutauschen, ihre Ideen zu vergleichen und reife und ausgeglichene Schlüsse in den Fragen zu ziehen, die alle beträfen.«

Die Prinzen befanden sich in einer etwas schwierigen politischen Lage. Während sie einerseits, so wie die Vertreter Britisch-Indiens, Selbstregierung wünschten, sahen sie andererseits in der Verwirklichung dieses Wunsches eine Bedrohung ihrer Herrscherrechte. Sie holten sich also zuerst bei der britischen Regierung die Gewißheit, daß sie ohne ihre Zustimmung keiner neuen

Form der Regierung – gemeint war einer indischen Regierung –, sondern nur dem Vizekönig verantwortlich seien. Nachdem sie sich so gesichert hatten, stimmten sie auf der Round-Table-Konferenz der Idee einer indischen Föderation bei, was ziemlich überraschend kam und den englischen Premierminister zu folgenden Worten veranlaßte: »Die Erklärung der Prinzen hat die Situation völlig geändert. Die Prinzen haben einen sehr wertvollen Beitrag geleistet, um den Weg zu einem wirklich geeinten, föderierten Indien zu ebnen.«

Aber schon wenig später hegten manche Prinzen berechtigte Zweifel, daß in einem »föderierten Indien« ihre absoluten Rechte auch weiterhin bestehen würden; sie wandten sich also der Idee zu, die Fürstenstaaten allein zu einer eigenen Vereinigung zusammenzuschließen.

Die Politik der Fürsten wird von verschiedenen Erwägungen bestimmt – von ihren persönlichen Interessen als Herrscher, von ihrem Nationalgefühl als Inder und von ihren dynastischen Wünschen. Das Nationalgefühl scheint aber den beiden anderen Interessen nicht die Waage zu halten – die Prinzen bleiben daher auch weiterhin Trabanten der englischen Politik. Dazu kommt noch, daß sie als absolute Herrscher – wenigstens innerhalb der Rechte, die ihnen die Engländer gelassen haben – weiterregieren wollen, während das kommende Indien wahrscheinlich eine demokratische Verfassung haben wird. Die Prinzen sehen in dieser neuen Welt keinen Platz für sich.

Vielleicht werden die Fürsten, wenn die englische Herrschaft wankt, versuchen, sich der Seite der Nationalisten zuzuneigen, aber wahrscheinlich wird es dann für sie schon zu spät sein. Ich erinnere mich an einen indischen Studenten, der auf die Frage, was er tun würde, falls er über Indien zu herrschen hätte, antwortete: »Als erstes würde ich alle religiösen Schulen schließen und alle Maharadscha hinrichten lassen. Dann könnte man Indien weiterhelfen.«

Das ist die politische Lage der Maharadscha. Im alltäglichen

Indien spielen sie noch immer dieselbe glanzvolle Rolle wie vor vielen Jahrhunderten. Einem ihrer großen Feste beiwohnen zu können, ist, als ob man einen Blick in die Märchen von Tausendundeine Nacht getan hätte, deren Glanz und Pracht man immer für eine Erfindung hielt. Schmuck, dessen Wert oft nur nach Millionen Mark geschätzt werden kann, häuft sich in den Schatzkammern mancher Maharadscha.

Die Bauern und einfachen Bürger dieser Staaten, die oft schwer besteuert werden, um die verschiedenen kostspieligen Gelüste ihrer Fürsten zu bezahlen, finden dieses System ziemlich selbstverständlich. Sie sind seit Generationen daran gewöhnt, ausgebeutet zu werden, und sehen diesen Zustand als eine gottgewollte Ordnung an. Das einzige, was sie dafür verlangen, ist, daß der Maharadscha von Zeit zu Zeit seine Macht prunkvoll zur Schau stellt. Wenn er dann auf einem gold- und diamantengeschmückten Elefanten an dem ehrfurchtsvoll erschauernden Volk vorüberreitet, dann sieht es mit Stolz und Bewunderung zu seinem Herrn auf – wenn auch nur im übertragenen Sinn, denn es wirft sich vor dem hohen Anblick in den Staub. Jawaharlal Nehru, dem als Zukunftsbild Indiens eine »Bauernrepublik« vorschwebt, hat noch große Arbeit zu leisten!

Man könnte Bücher über die Intrigen und Klatschereien an den einzelnen Fürstenhöfen schreiben. Manches von dem, was man hört, mutet legendenhaft an, aber die Maharadscha sind selbstherrliche Herren, von Asien und Europa gleich stark beeinflußt, und ihre Launen treiben oft seltsame Blüten.

So spielte der Herrscher eines mittelindischen Staates einmal Polo. Er war ein guter Polospieler, und es verdroß ihn ziemlich, daß er sein Match verlor. Er gab die Schuld daran weniger sich als seinem Pony. Als das Match zu Ende war, ließ er sich einen Kanister Benzin geben, goß ihn über das Pferd und zündete es mit einem Streichholz an. Wie eine brennende Fackel lief das brüllende Tier über die Grasfläche und zerstreute dadurch den Ärger seines Herrn über das verlorene Match etwas.

Der Maharadscha von Bikaneer, der 1919 das Versailler Diktat für Indien mitunterzeichnen durfte und zur Zeit Vizekanzler der Fürstenkammer ist, hielt nach der Kriegserklärung Italiens an England eine Rede, in der er hervorhob, daß die indischen Fürsten nun mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln den Kampf Englands unterstützen müßten, da durch den Eintritt Italiens in den Krieg dieser bis vor die Tore Indiens getragen worden sei. Diese Loyalität zum Britischen Empire könnte rührend wirken; betrachtet man sich aber das Budget dieses Fürstenstaates, dann sieht man, daß nur persönliche Gründe zu dieser Anhänglichkeit führen. In einem Indien Nehrus wird für einen Fürsten, der seine Staatsgelder wie folgt verteilt, kaum Platz sein. In diesem Staat werden verwendet:

Rupien 1225000 für die Zivilliste des Maharadscha,
„ 825000 für eine Prinzenhochzeit,
„ 426000 für Vergrößerung der Paläste,
„ 225000 für die Familie des Maharadscha,
„ 23000 für das Unterrichtswesen des Landes,
„ 194000 für das Gesundheitswesen,
„ 30000 für öffentliche Arbeiten.

Fast 3 Millionen Rupien werden also für den privaten Bedarf der fürstlichen Familie ausgegeben und kaum eine Viertelmillion für das Volk.

Einer der bedeutungsvollsten Fürsten war der vor kurzem verstorbene Maharadscha von Patiala, der auch der Prinzenkammer für einige Zeit als Kanzler vorstand. Jeder, der den Maharadscha kennenlernte, hatte das unbedingte Gefühl, einer starken, vielleicht einmaligen Persönlichkeit gegenüberzustehen.

Um so überraschender liest sich aber eine kleine Broschüre »Indictment of Patiala 1930« (Anklage gegen Patiala). Man könnte glauben, einen billigen Schauerroman vor sich zu haben, aber die Namen der fünf angesehenen Inder, die diese Anklageschrift unterzeichnet haben, beweisen, daß es sich um ein ernst zu nehmendes Dokument handelt.

Die Schrift enthält zwölf Anklagen wegen Mord, Meineid,

Frauenentführung usw. Jede Anklage für sich wäre geeignet, den routiniertesten amerikanischen Gangster mit Bewunderung zu erfüllen. Man liest von Frauen, die das Gefallen des Maharadscha erregten und jahrelang in seinem Palast gefangengehalten wurden, ohne daß deren Männer eine Möglichkeit hatten, Schritte gegen den Entführer zu unternehmen.

Natürlich wurde diese anscheinend nicht zu widerlegende Anklageschrift von den nationalen Kreisen als willkommenes Agitationsmittel aufgenommen. »In normalen Zeiten und unter gewöhnlichen Umständen hätte dieser Bericht, der das Blut in den Adern gerinnen läßt, ein über die Grenzen des Landes hinausgehendes Aufsehen veranlaßt«, schrieb ein indischer Politiker.

Schließlich verlangte der Maharadscha selbst eine Untersuchung der Angelegenheit und schlug auch einen englischen Beamten als Untersuchungsleiter vor. Der Engländer, ein politischer Beamter aus dem Pandschab, führte die Untersuchung durch, und wie kaum anders zu erwarten war, wurde der Maharadscha von allen Anschuldigungen freigesprochen.

Diese kleinen Beispiele mögen zeigen, daß sich hinter dem Glanz und Luxus eines Maharadschahofes viel verbirgt, was den Wunsch der nationalen Inder, die Fürsten samt ihren Vorrechten verschwinden zu lassen, begreiflich erscheinen läßt.

Andererseits gibt es aber auch Fürstenstaaten, die, was die soziale Fürsorge, das Erziehungswesen und die Modernisierungsbestrebungen betrifft, Hervorragendes leisten und die Verwaltung der britischen Gebiete weit in den Schatten stellen.

Jedenfalls stellen die Fürstenstaaten eine große politische und finanzielle Macht dar. England hat es verstanden, die Fürsten für seine Ziele und Interessen zu verwenden. Die Schicksalsstunde des englischen Empire kann auch zur Schicksalsstunde der indischen Fürsten werden; viele von ihnen haben sich der englischen Macht so enge angeschlossen, daß sie in ein von der englischen Herrschaft befreites Indien kaum mehr passen werden.

DREIZEHNTES KAPITEL

Inder im Ausland

Nach dem letzten Zensus (1931) lebten ungefähr 2400000 Inder außerhalb des eigentlichen Indiens. Die stärksten Gruppen lebten in:

Ceylon ...	800000	Inder	
Malaya ...	628000	„	
Mauritius .	281000	„	
Westindien	279000	„	(Br.-Guyana, Trinidad, Jamaika, hauptsächlich in Natal)
Südafrika .	165000	„	
Fidschi ...	73000	„	
Ostafrika .	69000	„	(Kenia, Uganda, Tanganjika, Sansibar)

Schon Vasco da Gama fand, als er Mombassa besuchte, in dieser Stadt Kaufleute, »banya«, aus Calicut. Diese Inder blieben aber ausschließlich an der Küste, wo die Umschlagplätze ihnen gute Verdienstmöglichkeiten boten. Erst als die Weißen begannen, Afrika zu erschließen, brauchten sie billige Arbeitskräfte und förderten die Einwanderung indischer Arbeiter. Mit den Kulis kamen Händler und Handwerker, so daß bald eine beachtliche indische Kolonie entstand.

In Süd- und Ostafrika wurde das »indische Problem« zuerst akut. Theoretisch sind die Inder Bürger des Britischen Empire und müßten daher in dessen Gebieten gleiche Rechte besitzen wie die Weißen. Da aber zum Beispiel in Kenia die Zahl der Inder zu der der Weißen im Verhältnis von 3 : 1 steht, würde das praktisch bedeuten, daß Kenia von den Indern beherrscht würde. Die afrikanischen Eingeborenen selbst spielen im politischen Leben ja noch kaum eine Rolle.

Die Weißen dachten aber nicht daran, ihre Vorrechte aufzugeben; sie behandelten die Inder wie »Nigger«, die von allen politischen und bürgerlichen Rechten fernzuhalten seien. Der Kampf der Inder drehte sich meist um drei Punkte.

Sie wollten vor allem das Recht zur Wahl und zur politischen Betätigung haben. Da die Weißen eine Minderheit bildeten, konnten sie eine politische Gleichberechtigung der Inder

nicht anerkennen, wenn sie ihre Vormachtstellung behalten wollten.

Weiter fühlten sich die Inder durch die »segregation«, die Abtrennung von den Weißen im alltäglichen Leben, zurückgesetzt. Die Antwort der Weißen auf diese Forderung nach privater Gleichberechtigung lautete ungefähr: »Wie kann ein Volk, das 60 Millionen seiner eigenen Stammesgenossen als unrein betrachtet, gerechterweise Gleichberechtigung verlangen? Praktisch wäre sie kaum durchzuführen; nehmen wir nur den Fall gemeinsamer Schulen. Unsere zehn- und zwölfjährigen Kinder würden dann mit indischen Mitschülern zusammensitzen, die vielleicht schon verheiratet sind und in der Schule Details aus ihrem Eheleben zum besten geben.«

Das Vorrecht der Weißen, daß nur sie in den gesunden Hochländern Grund und Boden erwerben können, wurde von den Indern ebenfalls heftig angegriffen. Die Engländer verstiegen sich bei ihren Gegenargumenten zu der Behauptung, Kenia sei »ein weißes Land«, und es sei daher selbstverständlich, daß die Weißen die besten Regionen für sich reservierten.

Gandhi nahm sich während seines afrikanischen Aufenthalts der indischen Frage sehr an, und im Mai 1907 startete er die erste »Passive Resistenz-Bewegung« in Transvaal.

Es würde zu weit führen, wollte man all die Konferenzen und Kommissionen aufzählen, die sich mit der indisch-afrikanischen Frage beschäftigten. Die Imperial-Konferenz 1921 stellte fest, daß »die Lage Indiens als eines gleichberechtigten Mitglieds des Empire und die Tatsache von Benachteiligungen von Indern in anderen Teilen des Empire nicht in Einklang zu bringen seien.« Die Konferenz riet daher, »es wäre im Interesse des Commonwealth wünschenswert, daß die Rechte auch solcher Bürger geschützt würden.«

Die indische Regierung, die sich der Sache der Übersee-Inder wohl annahm, hatte zwar die Möglichkeit, die Auswanderungsbestimmungen aus Indien zu überwachen – was besonders bei

Anwerbungen von Arbeitern für Afrika wichtig war –, aber es fehlte ihr die Macht, die Behandlung der Inder in ihrer neuen Heimat zu beeinflussen. Sie konnte nur Vorhaltungen machen und Ausschüsse ernennen. Diese aber waren bei der feindlichen Stimmung zwischen Weißen und Indern in Afrika ziemlich machtlos.

Bei einer Versammlung der Engländer in Nairobi sagte ein weißer Redner: »Das Verhältnis der Inder zu uns in diesem Land ist ungefähr 3 : 1. Wenn wir genügend Geld bekommen und die Absicht haben, sie loszuwerden, können wir sie immer noch hinauskriegen. Sie sind eine ausgesprochene Bedrohung für unsere Kinder. In einiger Zeit, wenn zivilisierte Leute ein alltäglicher Anblick sein werden, wenn alle Unterschiede, wie Rasse und Hautfarbe, durch andere Wertmesser, wie Geld, ersetzt worden sind – wird es dann nicht sein, daß dieses Verhältnis 3 : 1 uns ausrotten wird? Das ist die Gefahr, die ich Ihnen klarmachen will!«

Churchill hingegen, der sonst für die farbigen Mitglieder des Empire meist wenig Lob übrig hat, hebt in seinem Buch »My African Journey« die Verdienste hervor, die indische Arbeiter, Kaufleute und Geldverleiher bei der Aufschließung Afrikas geleistet haben. »Ist es einer Regierung, die noch einen letzten Respekt vor ehrlichen Verhandlungen zwischen Männern übrig hat, möglich«, so fragt er, »eine Politik einzuschlagen, die den Inder unbedingt aus Gegenden hinauspreßt, in denen er sich im guten Glauben an die Öffentlichkeit niedergelassen hat?« Gleichzeitig aber verteidigt Churchill die Vorrechte der Weißen. Denn unter derartigen klimatischen Bedingungen, wie sie Afrika bietet, habe der Europäer nicht die Kraft, ein Proletariat zu bilden. Er müsse daher bevorzugt behandelt werden.

Der Kampfesstimmung der Weißen steht ein ebenso harter Widerstand der Inder entgegen. Als in Nairobi ein Hut, den Gandhi getragen hatte, zu einem Phantasiepreis versteigert wurde, rief ein begeisterter Inder aus: »Wenn wir erst einmal Selbstregierung haben, dann können auch wir unsere Kanonen und Gewehre bringen und für unsere Rechte in diesem Land kämpfen.«

Lange dauerte der Kampf, aber schließlich wurde zwischen Gandhi und General Smuts ein Übereinkommen getroffen. In Afrika jedenfalls hatte es Gandhi gelernt, die seltsame Waffe des passiven Widerstands anzuwenden, und der Erfolg war so groß, daß er dieser Kampfweise treu blieb.

Über den englisch-indischen Gegensatz hinaus ist es ein Kampf zwischen Schwarz und Weiß, der von der Farbigen Front der ganzen Welt mit Sympathie verfolgt wird. Der Präsident des Internationalen Negerkongresses in New York kabelte an die afrikanischen Inder: »Sie können sich auf uns verlassen, wir werden helfen, soweit wir können. Beste Wünsche für eine rasche Befreiung der Inder von der fremden Bedrückung!«

Sosehr es die Engländer heute auch ableugnen, es bleibt doch Tatsache, daß die Inder Wesentliches bei der Erschließung Afrikas geleistet haben. Als Zwischenglied zwischen Weißem und Neger haben sie wertvolle Lehrdienste geleistet. Welcher Weiße würde sich hinstellen und einen Neger zur Betreuung einer Maschine anlernen? Der Inder ist viel geduldiger als der Weiße; auch entspricht seine Mentalität mehr der des Eingeborenen. Stundenlang kann der indische Händler mit einem Neger im Schatten eines Baumes hocken, um einige Eier oder ein Stück Bienenwachs gegen etwas Tuch einzutauschen.

Ein englischer Ingenieur möchte lieber viele als wenige Inder in Kenia sehen: »Wonach schreien die Kolonisten ständig? – Neue Straßen, neue Eisenbahnen, immer etwas Neues. Und wie glauben sie, sollen wir unsere Arbeit machen mit diesen ‚Wilden'? Wir brauchen mehr Inder und nicht weniger, das ist meine Meinung.«

Das ist aber eine vereinzelte Stimme, sonst bleibt der Rassengegensatz so groß, daß eine friedliche Lösung kaum möglich scheint. Sowohl in Ost- als auch in Südafrika ist die Stimmung ziemlich gespannt. Während man aber in Ostafrika dem Inder zum Vorwurf macht, er nehme dem Eingeborenen die Arbeit weg und schädige ihn dadurch, hat der Inder in Südafrika be-

reits eine derart hohe Stufe erreicht, daß er eine Bedrohung für die weißen Arbeiter und Angestellten darstellt.

Ist die Regierung in London oder Kapstadt zu einem geringen Nachgeben den indischen Forderungen gegenüber bereit, so zeigt der weiße Siedler seine Zähne, wie dieser »offene Brief« an eine afrikanische Zeitung beweist: »Wir wollen gar nicht mehr von diesen ‚indischen Wahlen' hier, in einem Weißen-Mannes-Land, sprechen. Diesen Vorzug haben sie ja nicht einmal in ihrem Heimatland. Es ist Gottes Gesetz, daß der weiße Mann herrschen soll, und wir in diesem Land werden diesem Gesetz folgen, gleichgültig, was die schwachbrüstige und schwankende Regierung in Indien selbst tun will. Ich bin überzeugt, wir sind loyale Briten, wenn wir jetzt unsere Zähne zeigen!«

Als der Prinz von Wales 1921 auf seiner Reise durch Indien vom indischen Volk mit großer Mißachtung empfangen wurde und es zu verschiedenen Ausschreitungen kam, nahm die antiindische Stimmung in Afrika bedeutend zu. Man fragte die Inder, wie sie auch nur einen Augenblick länger die Rechte eines britischen Untertanen in Anspruch nehmen könnten, nachdem sie so deutlich gezeigt hätten, daß sie sich nicht als solche fühlten.

Weiter warf man den afrikanischen Indern eine wenig aufopfernde Haltung während des Weltkrieges vor. Nur 1700 Mann hatten sich für Kriegsdienste gemeldet, und es hatte unter ihnen überhaupt keine Verluste gegeben. Von den Negern nahmen dagegen 600000 Mann am Krieg teil.

Eine deutsche Kommission, die Deutsch-Ostafrika besuchte und auch die Frage der Inder studierte, konnte sich der nachteiligen englischen Meinung nicht anschließen, sondern berichtete durchaus wohlwollend über den Wert der indischen Arbeit in Afrika. Auch in den portugiesischen Afrikakolonien werden die Inder als fleißige Arbeiter gern gesehen.

Die Eingeborenen selbst nehmen den Indern gegenüber verschiedene Haltung ein. Mehrere Häuptlinge in Uganda und Buganda erklärten ausdrücklich, sie seien dagegen, die Inder aus

dem Lande zu weisen. Im Gegensatz zu diesen Äußerungen steht der Brief eines Negers an die afrikanische Zeitung »E. A. Standard«. Wenn der Schreiber auch so englandfreundliche Feststellungen macht, daß man sich des Verdachts kaum erwehren kann, ein Engländer hätte bei der Abfassung des Schreibens ein wenig mitgeholfen, so ist es doch ziemlich aufschlußreich. Denn es zeigt alle die Mängel und Schwierigkeiten, die eine Kolonisation durch Inder mit sich bringen würde. Kasten, Unberührbarkeit und Purdah sind allzu große Hemmschuhe für einen Kolonisator, der erfolgreich sein will. Dieser Brief lautet:

»Wir haben gerade gehört, daß die Inder an Stelle der britischen Regierung dieses Land haben wollen. Wir Afrikaner hören das nicht gern, und wir glauben, daß uns die Regierung damit einem Feind ausliefert. Der Inder kann nicht so viel wie der Europäer, und das Land wird verdorben werden. Ich habe noch keinen Inder gesehen, der die Wahrheit spricht; er lügt immer. Die indischen Frauen können nicht im Spital arbeiten, während die Engländerinnen das tun, ohne daß sie behaupten, es sei schmutzige Arbeit. Wir haben die Europäer und die Regierung gern, aber nicht die Inder...

Jaluo Obner Oweyo, Sohn des Obiefo.«

Wir haben nun die Stimmung und Anschauung der verschiedenen, an der indisch-afrikanischen Frage interessierten Kräfte gezeigt. Es scheint kaum möglich, vorauszusagen, wie sich die Spannung weiterentwickeln wird. Fest steht, daß Indien schon heute Siedlungsraum für seine überschüssigen Menschenmassen braucht und in Zukunft immer dringender verlangen wird. Was für die Japaner recht ist, scheint den Indern nur billig zu sein. Mit Recht können sie behaupten, daß sie an der Erschließung verschiedener afrikanischer Gebiete maßgeblich beteiligt waren und diese Gebiete für sich beanspruchen. Welche weiße Macht aber auch diese Gebiete besitzen mag, sie wird den Indern keine Gleichberechtigung geben können, da sie sonst gegen die zahlenmäßig überlegenen Inder sofort ins Hintertreffen geraten würde.

Der Kampf wird also weitergehen und endgültig erst dann entschieden werden, wenn sich herausgestellt hat, ob die weiße Herrschaft in den Kolonien weiterbestehen bleibt oder ob sich »der kurze Tag der weißen Herrschaft« seinem Ende nähert.

Das Beispiel Kanadas müßte den Indern eigentlich gezeigt haben, was sie vom Entgegenkommen der britischen Einwanderungsbehörden zu halten haben: Über Honolulu und Fidschi kamen zu Beginn dieses Jahrhunderts einige tausend Inder, hauptsächlich Sikh aus dem Pandschab, nach Kanada. Da gleichzeitig viele Japaner einwanderten, entstand unter der weißen Bevölkerung eine stark »antifarbige« Stimmung, was zu bedeutenden Erschwerungen der Einwanderung führte. So wurde unter anderem festgelegt, daß Inder nur dann das Land betreten dürften, wenn sie »auf direkter Route« von Indien nach Kanada kämen. Nun gibt es aber eine direkte Route zwischen diesen beiden Ländern nicht, und die einwanderungslustigen Sikh wurden einer nach dem anderen abgewiesen.

Waren die Kanadier schlau, so wollten die Sikh noch schlauer sein. 350 von ihnen mieteten im Jahre 1914 unter einem Kostenaufwand von 57000 Dollar das Schiff »Komagata Maru«, das sie »direkt« von Indien nach Kanada bringen sollte. Die Inder hatten nun die Einwanderungsbedingungen voll erfüllt; das Betreten des Landes wurde ihnen aber trotzdem verboten, sie durften nicht einmal mit ihren in Kanada lebenden Rassegenossen in Verbindung treten.

Das Schiff sollte sofort den Hafen wieder verlassen und die Rückreise nach Indien antreten. Da nicht genug Proviant an Bord war, weigerte sich der Kapitän, diesem Befehl nachzukommen. Die Stimmung zwischen Engländern und Sikh wurde immer kritischer. Der englische Kreuzer »Rainbow« legte sich drohend neben die »Komagata Maru«; die Sikh wiederum waren bereit, ihr Recht zu verteidigen. Sie bauten auf dem Schiff Barrikaden, und diejenigen unter ihnen, die etwas vom Schmiedehandwerk verstanden, bemühten sich, Schwerter und Speere herzustellen.

Der etwas ungleiche Kampf zwischen Schwertträgern, die wohl gar nicht schwimmen konnten, und einem Kreuzer der Königlich englischen Flotte sollte nicht ausgetragen werden, sondern wurde im letzten Augenblick beigelegt. Mit Proviant versehen, mußten die Inder wieder in ihre Heimat zurückkehren. Sie konnten dort von den Vorteilen erzählen, die allen Mitgliedern des Britischen Empire in der Englisch sprechenden Welt gewährt werden.

VIERZEHNTES KAPITEL

Tatsachen, Zahlen, Merkwürdigkeiten

Jawaharlal Nehru, in dem viele Inder den Gestalter des kommenden Indien sehen, sieht als Zukunftsbild seines Landes eine »Bauernrepublik« vor sich. Ein Indien, das Bestand haben soll, muß auch unbedingt im Bauerntum verankert sein, denn 90% des indischen Volkes leben in kleinen Dörfern, und der Großteil davon verdient sich seinen Unterhalt als Bauer. Die Berufsstatistik des Jahres 1931 zeigt, welch überragende Rolle die Landwirtschaft einnimmt und wie sehr das Wohl Indiens von ihrer Entwicklung abhängen muß.

Berufszweig:	Zahl d. Beschäftigten: in Tausenden
1. Landwirtschaft	102500
2. Industrie u. Bergbau	15700
3. Häusliche Berufe	10900
4. Handel u. Verkehr	10300
5. Freie Berufe	2300
6. Heer u. Verwaltung	1800
7. Jagd u. Fischerei........	1300
8. Andere Berufe	9700
	154500

Es gibt in Indien nur 39 Städte, deren Bevölkerungszahl über 100000 gestiegen ist; die größten sind Kalkutta mit 1400000 und Bombay mit 1200000 Menschen. Diesen wenigen Städten, die nur ein Zehntel der indischen Bevölkerung beherbergen, stehen etwa 700000 Dörfer gegenüber, die die wirkliche Heimat des indischen Volkes darstellen. Wollte ein Mann alle Ortschaften Indiens besuchen, so würde er, falls er im Tag fünf Dörfer aufsuchen kann, nicht weniger als 382 Jahre für diese Aufgabe brauchen. Diese Zahlen zeigen sehr deutlich, daß wir das wirkliche Indien im Dorf zu suchen haben und nicht in den wenigen Großstädten.

Die soziale und ökonomische Umwandlung, die das Eindringen der englischen Wirtschaft nach Indien zur Folge hatte, äußerte sich auch in einer Rückwanderungsbewegung von der Stadt ins Dorf. Die indische Baumwoll- und Webindustrie wurde

zugunsten der Industrie von Lancashire gehemmt, die Webstühle standen bald leer, und das Industrieproletariat wanderte in die bäuerlichen Ortschaften zurück. Man muß hier allerdings im Auge behalten, daß der indische Industriearbeiter dem Lande niemals so entfremdet wurde wie der europäische. Die meisten Arbeiter bleiben mit ihren bäuerlichen Verwandten ständig in Kontakt; sobald sie genug Geld erspart haben, fahren sie auf Besuch oder finden in Zeiten der Arbeitslosigkeit im ländlichen Familienverband eine Unterkunft, die das Problem der Arbeitslosigkeit für Indien etwas mildert. Aus diesen Gründen hat jede Wirtschaftskrise ein bedeutend rascheres Anwachsen der Landbevölkerung zur Folge, als es der Bedeutung der Krise entspricht.

Von 1891 bis 1921 stieg die Zahl der Landbevölkerung um 12 %, und in einem Volkszählungsbericht von 1911 heißt es: »Es scheint zweifellos, daß die Zahl der von der Landwirtschaft lebenden Bevölkerung ziemlich rasch anwächst.«

Das indische Dorf zeigt nur selten die Romantik, die wir von Indien erwarten, dafür sehr viel Armut, Elend und Rückschrittlichkeit. Das einzelne Bauernhaus, inmitten der Felder, das für die deutschen ländlichen Gebiete kennzeichnend ist, fehlt in Indien fast völlig. Der indische Bauer bewohnt seine Lehmhütte, die im Dorf selbst steht und von wo er zu seinen Feldern oft ziemlich weit zu gehen hat.

Die Rückständigkeit des indischen Bauern ist durch verschiedene wirtschaftliche und auch religiöse Gründe bestimmt. So wird der für die Düngung so wichtige Mist der Kuh als Brennmaterial benützt. Hervorgerufen wurde dieser Brauch durch den Mangel an Brennholz; er wird aber unterstützt durch die religiös-mystische Verehrung der Kuh.

In der Hindureligion nehmen verschiedene Tiere eine geheiligte Stellung ein; an ihrer Spitze steht die Kuh. Schon die alten Gesetzgeber, die vor Jahrtausenden das Leben der Inder regelten, hatten die Bedeutung der Kuh erkannt. Sie war Trag- und Zugtier, sie wurde zum Pflügen verwendet, und ihre Milch samt

Nebenprodukten bildete eine wichtige Ergänzung der Nahrung. In Jahren schlechter Ernten war es naheliegend, Kühe zu schlachten und ihr Fleisch als Nahrung zu verwenden. Man hatte dann zwar eine Hungersnot mit Hilfe des Kuhfleisches bekämpft, aber der darauf folgende Mangel an Kühen machte ein Umackern der Felder unmöglich und hatte weitere, schwerere Hungersnöte zur Folge. Die Gesetzgeber untersagten darum das Töten der Kuh und machten sie zu einem heiligen Tier.

Heute ist die »heilige Kuh« zu einer schweren Belastung Indiens geworden. Alte Tiere, die weder zur Arbeit verwendet werden können noch Milch geben, müssen bis zu ihrem Tode gepflegt werden. Der Wert des von ihnen gefressenen Futters wird auf jährlich etwa 15 Millionen £ geschätzt. Dabei wäre dieses Futter für die Züchtung besserer Rassen so notwendig! Indien ist mit insgesamt 125 Millionen Stück Rindvieh (im Deutschland von 1937 etwa 23,8 Millionen) eines der kuhreichsten Länder.

	Rindvieh per 100 Einwohner	per 100 Acres (1) bebauten Landes
Indien	55	63
Dänemark	83	35
Belgien	22	39
Amerika	46	6
Deutschland	29	23
Frankreich	35	17
England	18	32
Rußland	37	23

(1) ein Acre = 40,47 a.

Trotz dieses Viehreichtums sind die indischen Bauernmassen unterernährt, und ein großer Teil ißt sich während seines Lebens nicht ein einziges Mal satt. Bei etwas besserer Viehwirtschaft müßte allein die Kuh imstande sein, Indien vor Hungersnöten zu bewahren. Während aber die dänische Kuh einen Jahresdurchschnitt von etwa 2800 Litern Milch gibt, beträgt er für die indische Kuh nur 135 Liter.

Eine weitere traurige Eigentümlichkeit des indischen Dorfes ist die starke Verschuldung. Bargeld ist in ländlichen Gegenden im

allgemeinen ziemlich selten, da Tauschverkehr mit Naturalien gebräuchlich ist. Braucht nun der indische Bauer Bargeld, so ist er häufig gezwungen, es vom Geldverleiher, dem »Bania«, der sich in jedem Dorf findet, zu leihen. Der Zinssatz, zu dem das Geld verliehen wird, beträgt meist 75 %, steigt aber manchmal sogar bis 300 %.

Der Bedarf an Bargeld entsteht hauptsächlich aus zwei Gründen. Der indische Bauer liebt Geselligkeit und Feierlichkeiten, und eine Hochzeit muß zu einem großartigen, Tage dauernden Fest werden, an dem die ganze Verwandtschaft teilnimmt und wertvoller Silberschmuck verschenkt wird. Es kann sein, daß eine einzige Hochzeit eine Bauernfamilie für Generationen in Schuldenlast stürzt, von der sie sich, dank der enormen Zinsfüße, niemals befreien kann.

Der zweite Grund der Verschuldung ist die Landsteuer, für die England verantwortlich ist. Die Steuer ist an und für sich nicht sehr hoch, sie beträgt durchschnittlich etwa eine Rupie für jeden Acre bepflanzbaren Bodens; sie nimmt aber auf das Ergebnis der Ernte keine Rücksicht. Während z. B. ein Handwerker mit einem Jahreseinkommen von 200 Rupien keine Abgaben zu entrichten hat, muß der Bauer jedes Jahr durchschnittlich 7 bis 10 % des Wertes einer gewöhnlichen Ernte als Steuer entrichten. Die Engländer weisen darauf hin, daß die indischen Herrscher des 18. Jahrhunderts 25 % der Ernte als Steuer einnahmen, und vergleichen damit ihre 10 %. Die indischen Herrscher aber nahmen die Abgabe in Naturalien, bei einer Mißernte erhielten sie fast nichts. Bei der heutigen Art der Besteuerung aber kann eine Mißernte, falls die Abgaben nicht gestundet werden, eine schwere Verschuldung des Bauern zur Folge haben.

B. Narain, ein indischer Volkswirtschaftler, hat berechnet, daß die allein unter der Bauernschaft des Pandschab aufgespeicherte Schuldenlast 80 Millionen Rupien beträgt. Nach anderer Schätzung sollen sich die bäuerlichen Schulden ganz Indiens auf 400 bis 500 Millionen £ belaufen, das ist pro Kopf der ländlichen Bevölkerung etwa 1,7 £.

So wirkt sich die englische Politik der Landbesteuerung sehr ungünstig aus. Einzig durch Bewässerungsanlagen, die die Briten im Laufe der Zeit geschaffen haben, wurde ein Ausgleich geboten. Einige Gebiete des Pandschab, der North-West Frontier Province und von Sindh wurden durch Kanalbauten in Ackerland verwandelt; damit wurde neuer Siedlungsraum gewonnen.

Obwohl manche Gebiete Indiens zwei bis drei Ernten jährlich hervorbringen, bleiben die Hungersnöte noch weiterhin das drohende Schreckgespenst des Landes. Das Ernteergebnis hängt weitgehend vom rechtzeitigen Beginn und der Intensität der Monsunregen ab; jede Dürre hat erschreckende Hungersnöte zur Folge. Bei dem derzeitigen Stand des Ackerbaues kann Indien schon als übervölkert gelten. Durch Intensivierung der Landwirtschaft und vor allem durch den Bau weiterer Bewässerungsanlagen aber wird noch Lebensraum für viele Millionen geschaffen werden – bei der ständig steigenden Bevölkerungszahl eine unbedingte Notwendigkeit.

Der Bauer wird die Grundlage sein, auf der ein zukünftiges Indien aufgebaut werden muß, wenn es Bestand haben soll. Mit seinen guten Charaktereigenschaften, seiner Mäßigkeit und Besonnenheit stellt er ein Element dar, mit dessen Hilfe die kommenden Herren Indiens Großes leisten können. Es ist nur notwendig, daß sie den Bauer aus seiner Unwissenheit und seinem Leben, das sich heute kaum anders abspielt als vor tausend Jahren, herausreißen.

Tage und Wochen nach dem großen Erdbeben von Quetta kam ich immer wieder in kleine Ortschaften, die nicht einmal gar zu entlegen waren, wohin noch keine Kunde von dieser schrecklichen Katastrophe gedrungen war. In anderen Ortschaften wieder war das Gerücht verbreitet, ganz Europa sei durch ein Erdbeben zerstört worden und die britische Herrschaft über Indien würde nun zu Ende gehen.

Selten, daß eine Zeitung bis in ein kleines Dorf gelangt, und noch seltener, daß sich dort einige Leute finden, die sie lesen

können. Mündliche Nachrichten Durchreisender und Gerüchte beeinflussen das Weltbild der Bauern.

Hier liegt die große Aufgabe, die der Rundfunk in Indien zu leisten hat. Heute steckt er noch in den Kinderschuhen, aber mit seiner Hilfe kann man den indischen Bauern gegenwartsbewußt machen. Sendungen in verschiedenen Mundarten zur Stunde des Feierabends über wirtschaftliche, gesundheitliche, bäuerliche und politische Fragen würden sicher vom Bauern mit großer Begeisterung aufgenommen werden. Liebt er doch Geselligkeit und würde sich gerne am Abend zum Gemeinschaftsempfang am Dorfteich einfinden. Wieviel geistige Anregung würde ihm der Rundfunk vermitteln, und wie rasch könnte dieser die stumpfe Masse der Bauern umformen. Hoffentlich werden die neuen Machthaber Indiens die großen Möglichkeiten des Rundfunks erkennen.

Die Ernten, die das Agrarland Indien hervorbringt, sind, seiner Größe entsprechend, gewaltig, werden aber zum großen Teil im Lande selbst verzehrt. Der Export ist daher häufig nicht sehr bedeutend.

In den trockenen Gebieten wird meist Weizen angebaut, und mit einer Produktion von fast 11 Millionen t übertrifft Indien sogar das »Weizenland« Kanada (9,5 Millionen t) und steht nach den USA. an zweiter Stelle in der Welt. Trotzdem wird von diesem Reichtum nichts ausgeführt; in manchen schlechten Jahren muß sogar australischer Weizen zur Ergänzung herangebracht werden.

Auch in der Produktion von Gerste nimmt Indien eine führende Stellung ein, und zwar hinter Amerika und Deutschland den dritten Platz.

Mit 195000 t steht Indien an der Spitze der Tee erzeugenden Länder, 85% seines Exportes gingen nach England, das 1938 insgesamt 238000 t Tee einführte, also noch einen Großteil der Ernte Ceylons und Niederländisch-Indiens aufkaufte. Die chinesische Ernte, über die keine Zahlenangaben vorliegen, wird auf

500000 t geschätzt und ist größer als die gesamte Ernte der übrigen Welt, der Export aber ist sehr gering.

Während in den Trockengebieten hauptsächlich Weizen und Baumwolle gebaut wird, sind die vom Monsunregen regelmäßig betroffenen Teile des Landes für den Anbau von Reis glänzend geeignet. Indien steht hier mit 42 Millionen t (1936) knapp hinter China an zweiter Stelle. In den letzten Jahren ist das Erträgnis der Reisernten in Indien zurückgegangen und betrug 1938 nur noch 36 Millionen t.

Auch in der Erzeugung von Zucker stand Indien 1938/39 mit 2610000 t an zweiter Stelle und wurde nur von Kuba übertroffen.

Mit einer Durchschnittsernte von einer Million t Baumwolle übertrifft Indien noch die UdSSR., die in letzter Zeit große Fortschritte in Zentralasien gemacht hat, und wird nur von dem klassischen Land der Baumwolle, von Amerika, in den Schatten gestellt.

Diese wenigen Beispiele zeigen, daß Indien in der Agrarproduktion der Welt eine führende Stelle einnimmt. Verbunden mit den industriellen Möglichkeiten, die durch das Vorkommen von Kohle und Eisen gesichert sind, wird die Agrarkraft dem Lande eine Stellung als führende Wirtschaftsmacht sichern.

Die Entwicklung der für jedes selbständige Land so wichtigen Schwerindustrie wurde bisher von England, das aus begreiflichen Gründen eine damit verbundene Rüstungsindustrie nicht entstehen lassen wollte, sehr gehemmt. Erst durch den Krieg von 1939/41 und die Unmöglichkeit, die einzelnen Teile des Empire in ungefährdeter Verbindung zu halten, sehen sich die Engländer veranlaßt, die indische Schwerindustrie zu fördern und besonders auf Rüstungsarbeiten zu konzentrieren. Die Voraussetzungen für eine Entwicklung Indiens als Industrieland sind nicht schlecht – erzeugt es doch schon jetzt jährlich etwa 3 Millionen t Eisenerz und 30 Millionen t Kohle. Außerdem besitzt das benachbarte Burma große Vorräte des kriegswichtigen Nickels und

bedeutende Erdölvorkommen. Die notwendigen Rohstoffe für die verschiedensten Industrien sind also gegeben – es wird die Aufgabe des kommenden Indiens sein, sie auszunützen und damit einen Teil der hungernden Massen zu ernähren.

Der beste Beweis für die großen Nachteile der englischen Herrschaft ist das geringe Bildungsniveau der indischen Volksmassen. 90% des indischen Volkes können nicht lesen und schreiben. Von hundert Männern beherrschen nur 16 diese Grundlagen für jede weitere Bildung, von hundert Frauen sogar nur 9. Die alljährlich für die Volkserziehung ausgeworfenen Summen sind, verglichen mit den Beträgen, die für das Heerwesen aufgebracht werden, äußerst dürftig; sie betragen auf den Kopf der Bevölkerung etwa ein Zehntel Rupie oder 20 Pfennig. Manche Fürstenstaaten leisten in dieser Hinsicht bedeutend mehr, so der Staat Cochin, wo ein Drittel der Bevölkerung lesen und schreiben kann.

Das Bildungsproblem ist aber nicht nur eine finanzielle Frage, sondern wird weitestgehend von den kulturellen Bedürfnissen der einzelnen Religionsgemeinschaften beeinflußt. So beträgt der Prozentsatz der des Lesens und Schreibens Kundigen bei den

Animisten	0,7
Moslem	6,4
Hindu	8,4
Buddhisten	9,0
Sikh	9,1
Christen	27,9
Dschains	35,3
Juden	41,6
Parsen	79,1

Ein weiterer Hemmschuh für eine höhere Bildungsstufe und darüber hinaus ein Problem für ein freies Indien ist das Fehlen einer indischen Sprache. Man hat in Indien insgesamt 225 Sprachen festgestellt, von denen allerdings viele ohne praktische Bedeutung sind und nur von kleinen Volksgruppen gesprochen werden, was besonders für die tibeto-burmanischen Sprachen zutrifft. Die bedeutendsten Sprachen sind:

Sprache	gesprochen von der Gesamtbevölkerung in %
West-Hindi...	20,4
Bengali......	15,2
Bihari.......	7,9
Telugu......	7,5
Marathi.....	5,9
Tamil.......	5,8
Pandschabi...	4,5

Die Frage einer Einheitssprache für Indien ist noch nicht geklärt; von vielen Seiten wird West-Hindi dafür vorgeschlagen. Heute ist Englisch unter den gebildeten Indern die »lingua franca«, und Gandhi hält antibritische Reden und schreibt antibritische Artikel in englischer Sprache. Von manchen Seiten wird Englisch als zukünftige Allgemeinsprache vorgeschlagen; man verspricht sich davon den Vorteil, dadurch einen geistigen Anschluß an die angelsächsische Welt zu schaffen. Aber in einem freien Indien werden die nationalen Kräfte so stark sein, daß wohl eine indische Sprache diese wichtige Rolle einnehmen wird.

Trotz der durch Unterernährung und Seuchen erschreckend hohen Sterblichkeit vermehrt sich die indische Bevölkerung rasch. Die letzte Volkszählung fand 1931 statt, damals wurden 352837778 Menschen gezählt; heute schätzt man ihre Zahl auf etwa 400 Millionen. Über das Anwachsen der Bevölkerung gibt folgende Liste Aufschluß:

Jahr	Bevölkerungszahl in Millionen	Dichte pro qkm
1881	264	54
1891	287	63
1901	294	64
1911	315	67
1921	319	68
1931	353	75

Die geringe Bevölkerungszunahme zwischen 1911 und 1921 ist nicht, wie man leicht annehmen möchte, auf Kriegsverluste zurückzuführen, sondern auf eine schwere Grippe- und Influenzaepidemie, die eine große Zahl von Opfern forderte.

Die Folgen der Unterernährung – ein Großteil des indischen

Volkes muß sich mit einer kärglichen Mahlzeit täglich zufrieden geben und weiß nicht, was es heißt, satt zu sein –, der Unhygiene und der damit verbundenen Seuchen werden in dem geringen Durchschnittsalter der Inder erkennbar. Das zu erwartende Durchschnittsalter beträgt:

	Männer	Frauen
Indien (im Jahr 1921)	24,8 Jahre	24,7 Jahre
Indien (im Jahr 1931)	23,2 „	22,8 „
Japan (im Jahr 1911)	46,5 „	46,5 „
Großbritannien (im Jahr1932)..	58,7 „	62,9 „
Deutschland (im Jahr 1934)....	59,9 „	62,8 „

Das Wachstum des indischen Volkes verläuft dementsprechend auch nicht so rasch wie das anderer Völker. So betrug der Zuwachs von 1921 bis 1931 nur 10 %, verglichen mit 16 % in Amerika, 18 % in Ceylon und 20 % in Japan. Welche großen Aufgaben sind noch zu vollbringen, um dem indischen Volk einen Lebensstandard zu gewährleisten, der sich mit dem anderer Völker vergleichen läßt! Wenn das aber geschieht und die Bevölkerungszahl Indiens, die jetzt schon ein Fünftel der gesamten Menschheit ausmacht, sprunghaft in die Höhe schnellt, wo will man diese Millionenmassen neuer Menschen unterbringen? Die menschenleeren, südlichen Lebensräume werden schon von Japan beansprucht, und der Inder ist, genau so wie der Japaner, kein Nordsiedler. Der Schrei nach indischen Kolonien, der heute schon vereinzelt hörbar ist, wird dann immer dringlicher werden.

FÜNFZEHNTES KAPITEL

Gewalt der Gewaltlosen

»Dharna-Sitzen« ist eine uralte indische Sitte.

Ein Hindu ist von einem anderen tödlich beleidigt worden. Er könnte nun hingehen und diesen Mann töten. Was aber hätte er dadurch erreicht? Er hätte wohl das Leben seines Beleidigers genommen, welche Rolle aber spielt ein Leben, wo wir doch eine Unzahl von ihnen zu durchwandern haben? Gleichzeitig hätte er eine große Sünde auf sich geladen und würde im nächsten Leben um viele Stufen tiefer, vielleicht sogar als Paria, wiedergeboren werden.

Er sinnt auf ein anderes Mittel der Rache und beginnt »Dharna«. Er setzt sich vor die Haustür seines Beleidigers, nimmt weder Wasser noch Nahrung zu sich und bleibt schutzlos den glühenden Strahlen der Sonne und den niederstürzenden Regengüssen ausgesetzt. Er wartet auf seinen Tod.

Stirbt er wirklich, so hat er nur eines seiner vielen Leben von sich geworfen. Sein Widersacher aber ist durch seinen Tod schwer belastet worden und wird in seinem nächsten Leben dafür büßen müssen. Meist aber läßt sich durch das Dharna-Sitzen eine Versöhnung der beiden Gegner herbeiführen.

Wieviel Passivismus und uns unbegreifliche Überlegungen gehören zum Dharna-Sitzen!

Wir haben schon an anderer Stelle erwähnt, daß die Bewegung der passiven Resistenz nicht von Gandhi erfunden, sondern schon viel früher in Indien angewandt wurde. Man möchte fast glauben, daß in diesem Land, wo Gautama Buddha lehrte, alles, die Geburt, das Leben und der Tod, sei Leiden, jede Unterdrückung mit stoischer Ruhe und Bereitschaft zum Leiden aufgenommen wird. Aber wie im Hinduismus die strengste Askese und die ausschweifendsten Orgien, der primitivste Animismus und die komplizierteste Philosophie nebeneinander Platz finden, so steht auch neben dem übergroßen Passivismus der Wille zur gewaltsamen und oft auch grausamen Gestaltung des Schicksals.

Bei dem großen Aufstand von 1857 ließen sich sowohl Engländer als auch Inder unmenschliche Grausamkeiten zuschulden kommen.

Auch während der letzten Jahre und heute fehlte es in Indien nicht an Bewegungen, die im Gegensatz zu Gandhi die Fremdherrschaft mit Gewalt beseitigen wollen.

Meist wurde diesen Bewegungen ein religiöser Mantel umgehängt, was unbedingt notwendig war, um die Massen entsprechend mitreißen zu können; denn religiöse Schlagworte üben auch heute noch einen tieferen Einfluß in Indien aus als politische Thesen. Wir haben gesehen, wie die Gründung des Indischen Kongresses mit der Wiederbelebung der Verehrung des hinduistischen Nationalhelden Shivaji geschah, der die Hindu in einem früheren Jahrhundert von einer Fremdherrschaft befreit hatte und auch jetzt helfen sollte.

Wenig später wurde die antienglische Agitation gegen die Aufteilung Bengalens unter dem Schlagwort geführt, die »Mutter« – hier gleichzeitig die »Mutter Indien« und die Göttin Kali bedeutend – sei in Gefahr. In der indischen Zeitung Yungator vom 30. Mai 1908 erschien folgender Aufruf: »Die Mutter ist durstig, und sie zeigt ihren Söhnen das einzige Ding, das ihren Durst löschen kann. Nichts anderes als menschliches Blut und abgeschnittene Köpfe werden sie befriedigen. Ihre Söhne sollen sie daher mit diesen Opfern anbeten, sie sollen nicht davor zurückschrecken, auch ihr Leben hinzugeben, um diese Opfer herbeizuschaffen. Eines Tages, wenn die Mutter auf diese Weise in jeder Ortschaft verehrt wird, wird das Volk von Indien mit einem göttlichen Geist beseelt werden, und die Krone der Freiheit wird in seine Hände fallen.«

Einen deutlicheren Aufruf zu Mord und Gewalttaten kann man sich kaum vorstellen.

Die Bengalen, von Natur aus feuriger und aktiver als die anderen indischen Rassen, haben häufig versucht, durch Attentate die Herrschaft der Engländer zu brechen und das indische Volk

wachzurütteln. 1906 versuchten sie die ersten Bombenanschläge, die aber nicht besonders erfolgreich verliefen. Daraufhin wurde ein junger Bengale nach Paris gesandt, wo er die Kunst, mit Bomben und Explosivstoffen umzugehen, lernen sollte. 1908 kehrte er zurück, und bald darauf wurde ein Anschlag auf einen englischen Richter durchgeführt, der kurz vorher die Schriftleiter und Arbeiter einer indischen revolutionären Zeitung verurteilt hatte. Die Bombe wurde in einen falschen Wagen geworfen und tötete zwei Engländerinnen.

Seitdem aber haben die Bengalen bedeutende Fortschritte gemacht, und die Kette der Attentate riß niemals mehr ganz ab. Zahlreiche englische Beamte haben dadurch den Tod gefunden, besonders die Stelle des Polizeipräsidenten von Kalkutta scheint mit der Gewißheit eines gewaltsamen Todes verbunden zu sein – trotzdem aber hat diese Bewegung wenig praktische Erfolge erzielt –; eine Gewaltherrschaft kann man nicht mit einzelnen Bomben brechen.

1907, das Jahr der fünfzigsten Wiederkehr der großen Meuterei, war besonders im Pandschab von zahlreichen Unruhen begleitet, die aber niedergeschlagen wurden.

Die Engländer in Indien scheinen von einem »Mutiny-complex« (Meuterei-Komplex) besessen zu sein. Für den flüchtigen Reisenden, der die Friedfertigkeit der Inder und die Überlegenheit der Engländer häufig sieht, scheint der Mutiny-complex etwas völlig Unbegründetes zu sein. Man muß sich aber vor Augen halten, daß auf einen Engländer in Indien zweitausend Inder kommen. Dieses Verhältnis läßt eine übertriebene Vorsicht verständlich erscheinen.

Manchmal, allerdings verhältnismäßig selten und in geringerem Ausmaß, versuchen auch indische Extremisten, mit der Waffe in der Hand gegen die Engländer zu kämpfen. So unternahmen im Frühjahr 1930 hundert in Khaki gekleidete junge Bengalen, deren Anführer Offiziersuniformen trugen, einen Angriff auf die Militärstation und den europäischen Klub in Chittagong. Tele-

graphen- und Telephonlinien wurden durchschnitten, ungefähr ein Dutzend Engländer fanden den Tod, und die Bengalen setzten sich in den Besitz guter Schußwaffen. Sie wurden zwar schließlich in die Dschungel vertrieben, führten aber von dort noch längere Zeit einen Guerillakrieg fort. Trotz ihres Mißerfolges hatten sie gezeigt, daß bei der zweitausendfachen zahlenmäßigen Überlegenheit auch ein allgemeiner bewaffneter Aufstand Erfolg haben müßte.

Schon vor dem Weltkrieg waren London und Paris Zentren für indische Propaganda. In beiden Städten wurden von Indern Zeitungen herausgegeben, die außerordentlich heftig gegen die englische Herrschaft in Indien agitierten.

Eine bedeutend einflußreichere Zentrale befand sich in Nordamerika; sie wurde hauptsächlich von Sikh gebildet, die bei ihren Einwanderungsversuchen in Kanada Schwierigkeiten gefunden hatten. Sie gründeten 1913 eine Zeitung »Ghadr« (Aufstand) und forderten darin die »martial races«, die Kriegsrassen Indiens, besonders die in der indischen Armee dienenden, zum Aufstand auf. Nach dem Krieg erlahmte die Tätigkeit dieser Gruppe etwas, aber um 1925 zeigte sie neue Aktivität. Um diese Zeit versuchten die Russen energisch, China mit ihrer Propaganda und auch militärisch zu durchdringen. Auf den englischen Stützpunkten in China versehen hauptsächlich Sikh als Polizisten und Soldaten Dienst für das Britische Empire. Die Aufmerksamkeit der Russen wandte sich nun den Sikh zu, und sie suchten über die Ghadr-Partei in USA. Einfluß auf die Sikh in China zu gewinnen.

Ungefähr 10000 Sikh kehrten aus Amerika während des Weltkrieges nach Indien zurück. Sie brachten freiheitliche Ideen und die Lehre der Ghadr-Partei mit und bildeten eine starke Beunruhigung der englischen Herrschaft im Pandschab. In 1500 Fällen verboten die Engländer den Sikh, ihr Heimatdorf zu verlassen. Zu diesen Unruhen kam noch die Bewegung der Akali, die sich auch gegen die Engländer richtete.

Der Einfall Aman Ullahs, die weitverbreiteten Aufstände nach

dem Weltkrieg und auch – zumindest in seinen Anfängen – der Moplahaufstand, gehörten zu den Versuchen, die englische Herrschaft zu brechen. Noch aber erwies sich der eine Engländer den zweitausend Indern überlegen und konnte die Aufstände mit brutaler Gewalt unterdrücken. Von den zweitausend Indern kämpften nämlich vielleicht zehn für die Freiheit ihres Landes, die anderen lebten, untätig und von den Ereignissen unberührt, in ihren kleinen Dörfern weiter. Auto, Bahnen, Radio und Zeitungen werden bewirken, daß diese große Majorität aus der Sphäre ihres Landlebens herausgerissen wird. Dann wird sich das Verhältnis 1 : 2000 für die Engländer unangenehmer auswirken als bisher.

Neben diesen vereinzelten Gewaltmaßnahmen und der agitatorischen Tätigkeit der Inder gibt es auch verschiedene Organisationen, die wohl dazu bestimmt sind, im richtigen Augenblick den Befreiungskampf um Indien mit Gewalt durchzuführen.

Die Rothemden sind eine mohammedanische Organisation, die unter Führung des Landedelmannes Abdul Gaffar Khan steht. Der Name der Organisation rührt daher, daß die Mitglieder der Bewegung rote Hemden tragen. Man könnte daraus schließen, daß sie stark von Sowjetrußland beeinflußt werden. Obwohl einer der Unterführer die russische Schule in Taschkent besucht hat und man in ihren Versammlungslokalen das Zeichen der Sichel und des Hammers sieht, sind sonst keine Tatsachen bekannt, die diese Vermutung bekräftigen.

Der Kampfruf der Rothemden ist: »Pathan, erwache!« Ihr Führer hat zwei Ziele bekanntgegeben: Indien zu befreien und »die Hungrigen zu speisen und die Unbekleideten zu bekleiden«. Durch den letzten Satz wendet sich Abdul Gaffar Khan gegen die Bezahlung der Grundsteuer und erhält aus der Bauernschaft des armen Nordwestindiens großen Zuspruch. Sein Einfluß ist nicht nur auf die North-West Frontier Province beschränkt, sondern geht darüber hinaus in das unabhängige Gebiet der Stämme und reicht sogar bis nach Afghanistan.

Oben: 17. Unter den verschiedenen Volksgruppen Indiens nehmen die Sikh trotz ihrer geringen Zahl (etwa 4 Millionen) eine besondere Stellung ein. Wegen ihrer Kriegstüchtigkeit wurden sie vom britischen Imperialismus auf verschiedenen Schlachtfeldern Europas und Asiens eingesetzt. Ihr Heiligtum ist der Goldene Tempel in Amritsar.

Rechts: 18. Die Nordgrenze Indiens ist von der Natur wunderbar geschützt: Der Himalaja und das dahinterliegende menschenleere tibetische Hochland bilden auch heute noch eine unüberschreitbare Schranke selbst für die beste Armee.

Links: 19. Ein Bild, das typisch für den seelischen Zustand des jungen Indien ist – amerikanische Filmschauspielerinnen, Gott Krischna und Gandhi schmücken die Wand der indischen Studentenbude. Schwankend zwischen indischer Tradition und westlichen Idealen, verliert Indiens Jugend viel von ihrer Kraft und Energie.

Rechts: 20. Lächelndes Burma. Das »lächelnde Land« wird Burma oft im Gegensatz zu dem resignierten, problembehafteten Indien genannt. Bis 1937 unterstanden beide Länder derselben britischen Verwaltungsbehörde, jetzt ist Burma eine selbständige Kronkolonie. Rassisch und religiös (sie sind Buddhisten) unterscheiden sich die Burmesen stark von den meisten indischen Rassen. Unter der lächelnden, freundlichen Oberfläche des Landes aber glimmt ein heißes Feuer des Nationalismus.

1930 hatte die Bewegung ihren Höhepunkt erreicht, unter ihrem Einfluß kam es zu großen Unruhen. So befand sich die Stadt Peshawar vom 24. April bis zum 4. Mai in den Händen der Moslem, bevor sie von britischen Truppen zurückerobert wurde. Abdul Gaffar Khan wurde daraufhin verhaftet. Diese Unruhen fanden zur Zeit des zweiten großen »gewaltlosen Kampfes« Gandhis gegen die Engländer statt. Auf Grund des zwischen Gandhi und Lord Irwin geschlossenen Paktes wurde Abdul Gaffar Khan wieder freigelassen und von seinen Anhängern mit Triumph begrüßt. Er besuchte Gandhi in Bardoli, wo er eine Unterredung mit ihm hatte, und führte daraufhin seine Inspektionsreise durch die Nordwestprovinz weiter durch.

Im August 1931 wurde die Rothemdenbewegung dem Indischen Nationalkongreß angeschlossen, und Abdul Gaffar Khan erklärte diese Maßnahme seinen Anhängern folgendermaßen: »Die Leute behaupten, ich hätte durch den Anschluß an den Kongreß mein Volk verraten. Der Kongreß ist eine nationale und keine Hindu-Einrichtung. Es ist ein Zusammenschluß von Hindu, Juden, Sikh, Parsen und Mohammedanern. Der Kongreß arbeitet gegen die Engländer. Ich habe mich ihm daher angeschlossen und gemeinsame Sache mit dem Kongreß gemacht, um die Engländer loszuwerden.«

Als die Rothemden Vorbereitungen trafen, anläßlich einer großen Parade die Kongreßflagge als Zeichen der Unabhängigkeit Indiens zu hissen, und die Unruhen wieder überhandnahmen, wurde Abdul Gaffar Khan neuerdings verhaftet und mit einigen Unterführern deportiert. Die Bewegung wurde verboten.

Später durfte Abdul Gaffar Khan zurückkehren, mußte sich aber verpflichten, keine Politik mehr zu treiben. Sein Bruder Dr. Khan Sahib übernahm die Bewegung.

So wie die Kommunisten und andere terroristische Bewegungen, war Abdul Gaffar Khan den Journalisten nicht abgeneigt. Er zeigte ihnen aber, wie diese anderen Gruppen auch, ein allzu friedliches Bild seiner Bewegung.

So kommt es, daß der englische Journalist Bernays über einen Besuch bei den Rothemden schreibt: »Am Samstagnachmittag ging ich nach Utmanzai, um ihr Hauptquartier zu sehen. Ich werde nicht aufhören, zu bedauern, daß die Sonne schon zu tief stand, um eine Aufnahme zu machen. Denn sie sahen aus wie ein komischer Akt in einem Kabarett. Da waren ungefähr ein Dutzend der unansehnlichsten Gestalten, die ich jemals sah. Zwei Knaben von zwölf Jahren, ein alter Mann mit einer blauen Brille, ein Mann, so schwerhörig, daß er die Hand ans Ohr legen mußte, um das Kommando zu verstehen, ein anderer mit einem kranken Fuß. Ein Befehl wurde gegeben, der ‚links' oder ‚rechts kehrt' gewesen sein mag. Es war unmöglich zu sagen, was, denn vier drehten sich nach links, fünf nach rechts, und drei hatten den Befehl überhaupt nicht gehört. Und das war die ‚Armee', die Mr. Churchill und seinen Genossen schlaflose Nächte bereitete.«

Abdul Gaffar Khan erklärte demselben Gewährsmann: »Die Regierung von Indien mißversteht meine Bewegung. Ich hasse die Engländer nicht, ich möchte nur dieselben Reformen für diese Provinz wie für den Rest von Indien. (Die Simon-Kommission hatte bekanntgegeben, daß in der North-West Frontier Province keine Reformen durchzuführen seien.) Ich wende mich nicht gegen die Bezahlung der Steuern. Ich bin selbst Grundeigentümer und habe die Steuern bezahlt. Ich habe von Rußland kein Geld bekommen, und ich habe keine Verbindung mit Rußland.

Die Engländer haben mich ins Gefängnis geworfen, aber ich hasse sie nicht. Meine Bewegung ist sowohl sozial als auch politisch. Ich lehre meine Rothemden, ihre Nachbarn zu lieben und die Wahrheit zu sprechen. Sie wollen das Evangelium der Gewaltlosigkeit nicht leicht annehmen. Ich tue mein Bestes, es sie zu lehren.«

Die Zukunft wird zeigen, ob die Rothemden eine Art Heilsarmee oder eine Kampforganisation sind.

Eine andere Bewegung, die der Khaksar, könnte im Kampf um

die endgültige Gestaltung Indiens eine noch größere Rolle spielen als die Rothemden. Ebenso wie bei den Rothemden war auch hier ein Mohammedaner der Gründer. Er war Mathematikprofessor am College in Peshawar und hat an der englischen Universität Cambridge studiert. Plötzlich legte dieser von allen Seiten anerkannte Beamte seine Stellung nieder und wurde zum politischen Führer.

Inayatullah oder Allama Mashriqui (d. h. Gelehrter aus dem Osten) – wie ihn seine Anhänger nennen – hat sich eine Organisation geschaffen, die ihn zu einem der Machtfaktoren Indiens werden ließ.

Seine Bewegung nannte er »Tehrik-e-Khaksar« – Khaksarbewegung –, und 1928 begann er von Peshawar aus in kleinen Broschüren dafür Propaganda zu machen. Später übersiedelte Allama Mashriqui nach Pattoki, einem Dorf in der Nähe Lahores, und schließlich nach Lahore selbst. Heute dürfte seine Bewegung nicht weniger als 400000 Mitglieder zählen.

Abdur Rauf Malik, ein indischer Journalist, hatte eine längere Unterredung mit dem Führer der Khaksar und erzählt darüber: »Auf die Frage, was ihn dazu gebracht habe, diese Bewegung zu gründen, antwortete Allama Mashriqui: ‚Ich wollte nicht, daß meinen Landsleuten Ungesetzlichkeit gepredigt wird. Ich wünschte sie geeint, diszipliniert und mächtig zu sehen. Der Kongreß hat dem Lande einen schlechten Dienst erwiesen mit seiner Bewegung des zivilen Ungehorsams.‘ Aber Allama Mashriqui darf nicht mißverstanden werden. Er unterscheidet sich vom Kongreß nur durch die Methode. Indem er seine Ideen über seine Methoden auseinandersetzte, sagte er: ‚Wir haben keinen öffentlichen Fonds geschaffen. Wir haben auch nicht die Gefängnisse gefüllt. (Das war im Jahr 1937.) Wir sind auch nicht gewaltlos in dem Maße wie der Nationalkongreß. Wenn uns jemand geschlagen hätte, hätten wir zurückgeschlagen. Wenn wir jemals kämpfen sollten, werden wir es nicht tun, um Niederlagen zu erleiden, denn so etwas kennt unsere Bewegung nicht, und

wenn wir sterben, werden wir in solcher Weise sterben, daß unser Tod für den Gegner vernichtend sein wird.«

Disziplin und absoluter Gehorsam sind die Gebote der Khaksar. Der Spaten ist ihr Symbol. Die Organisation der Khaksar ist in vier Klassen untergeteilt: Mujahid oder Sturmkämpfer, Mahfuz oder Reservemannschaften, Muawin oder Helfer und Janbaz oder Aufopferer.

Die Janbaz, der Kern der Bewegung, müssen mit ihrem eigenen Blut folgendes Gelübde unterzeichnen: »Ich glaube an die Gegenwart Gottes und verspreche feierlich bei Gott, seinem Propheten und der Erhabenheit des Islam, mein Leben den Befehlen des Führers zu opfern, und ich verdiene meinen Platz in der Hölle, wenn ich zu irgendeiner Zeit den Befehlen des Führers zuwiderhandle.«

Jeder Khaksar muß eine Art Tagebuch führen, das er seinen Führern zur Prüfung vorlegt. Hat er keine besonderen Taten vollbracht, so kann er deshalb bestraft werden.

Der Name Khaksar ist absolut irreführend, denn man versteht darunter einen Menschen, der sich selbst demütig mit dem Staube vergleicht. Allama Mashriqui gebärdet sich aber wenig »staubmäßig«, so stellte er z. B. an die Provinzregierungen ultimative Forderungen und verlangte die Erlaubnis zur Installation eines Radiosenders in Lahore und Peshawar. Weiter forderte er unter Androhung eines sonst »scharfen Vorgehens« die Zurücknahme der Vorschrift, daß sich Beamte der Regierung seiner Bewegung nicht anschließen dürfen.

Das Ziel der Politik und Bewegung des Allama Mashriqui läßt sich am besten aus folgendem Satz erkennen, den er in einem seiner Bücher geschrieben hat: »Die politische Führung über die Massen zu erlangen, noch einmal Herrscher zu werden im Mutterlande, ist unsere Religion, unser Wille und unser Ideal.«

Der schon oben zitierte indische Berichterstatter Abdur Rauf Malik hatte Gelegenheit, im März 1937 einem »zentralen Lager« der Khaksar beizuwohnen. Tausende uniformierte Khaksar ver-

anstalteten ein Stunden dauerndes Scheingefecht, bei dem Bomben und Handgranaten verwendet wurden.

Auf die Frage Maliks, warum Spaten und militärische Disziplin eingeführt worden seien, erwiderte Allama Mashriqui: »Der Spaten ist die Grundlage für ein konstruktives Leben und praktische Arbeit, deshalb habe ich meinen Anhängern befohlen, Spaten zu tragen. Junge Menschen müssen gedrillt, trainiert und in guter Zucht gehalten werden, so daß sie immer jedem zu Hilfe kommen können, wenn man sie braucht.«

Später kam es in Lahore zwischen Khaksar und Polizei zu einem Zusammenstoß, bei dem 30 Khaksar erschossen wurden. Allama Mashriqui und 500 seiner Anhänger wurden eingesperrt. Damit ist natürlich die Kraft der Khaksar nicht gebrochen; Märtyrertum schafft nur noch größeren Anhang.

Es wird interessant sein, zu verfolgen, welches weitere Schicksal diese Organisation, die in vielem an ähnliche Organisationen im faschistischen Italien oder im nationalsozialistischen Deutschland erinnert, erleben wird.

SECHZEHNTES KAPITEL

Schatten im Märchenland

Hunger hat seit jeher das Schicksal der Inder tief beeinflußt, und für kein anderes Volk mag das Wort »Hunger« einen bedeutenderen und vielsagenderen Klang haben – die Chinesen vielleicht ausgenommen. Im Laufe des letzten Jahrhunderts sind in Indien 27 Millionen Menschen verhungert, und wenn Hungersnöte heute dank der besseren Verkehrsverhältnisse und der damit verbundenen Möglichkeit, Nahrungsmittel rasch in das betroffene Gebiet bringen zu können, aus Indien verschwunden sind, so bleibt ein Großteil der Inder doch stets hungrig und weiß nicht, was es heißt, einen vollen Magen zu haben.

Das Problem des indischen Hungers ist schwer zu lösen. Indien ist ein Agrarland, und 90 % seiner Bevölkerung leben auf dem Lande. Bei dem heutigen primitiven Stand der Landwirtschaft und der Kleinheit der zusammengehörenden Felder ist der indische Bauer dazu verurteilt, zu hungern.

Abhilfe könnte die Schaffung verschiedener Industrien bringen, die nicht von der Landwirtschaft, sondern von anderen Reichtümern des Landes abhängen. Wenn auch der Krieg von 1939/43 und die Autarkiebestrebungen des Empire diese Bestrebungen fördern, so wird es doch lange Zeit dauern, bis eine Industrie aufgebaut ist, die eine größere Zahl Menschen beschäftigt. Sind doch zur Zeit nur 15 Millionen in der indischen Industrie und im Bergbau beschäftigt; in Fabriken selbst findet nur 1 % der Bevölkerung Arbeit. So rasch also auch neue Industriezweige geschaffen werden, sie können bei der ständig steigenden Bevölkerungszahl nur wenig Abhilfe schaffen. Neben einer Intensivierung der Landwirtschaft bleibt aber die Industrialisierung der einzige Weg, den hungernden Massen zu helfen.

Die indische Industrie- und Arbeiterbewegung hat – so jung sie noch ist – schon einige schwierige Probleme erbracht.

Durch die Einbeziehung Indiens in die britische Wirtschaft wurde im Laufe des vorigen Jahrhunderts das alte Gewerbe in

Indien seiner Lebensfähigkeit beraubt, und eine starke Übervölkerung der Agrarbezirke war die Folge. Heute hat eine rückläufige Bewegung begonnen, und die Industriebetriebe locken bäuerliches Menschenmaterial in die Stadt. Diese Landflucht ist vor allem auf die schlechte wirtschaftliche Lage des Bauerntums und des ländlichen Gewerbes zurückzuführen. Aber auch religiöse Gründe spielen eine Rolle. Viele Angehörige der niederen Kasten glauben, in der Stadt den Nachteilen ihrer Kaste nicht so ausgesetzt zu sein wie im Dorf und dort ein neues Leben beginnen zu können.

Der indische Bauer lebt in einer Großfamilie, die meist drei Generationen umfaßt, und der Zusammenhalt zwischen den einzelnen Familienmitgliedern ist sehr stark. Der bäuerliche Arbeiter versucht daher, möglichst oft in seine Heimat auf Besuch zu kommen. Daraus ergibt sich ein ständiger Wechsel in den Belegschaften der einzelnen Fabriken, was die Produktionsfähigkeit stark hemmt.

Eine eigene Kommission hat sich einmal mit der Frage beschäftigt, ob dieses »Zugvögel«system mehr Vor- oder Nachteile mit sich bringt, und kam zu der überraschenden Erkenntnis, daß die Wanderungsbewegung der Arbeiter zu begrüßen sei. Den Nachteilen, die den Fabriken durch das ständige Anlernen von neuen Arbeitskräften erwachsen, stehen die Vorteile gegenüber, die der Besuch des Arbeiters in seinem Dorf bedeutet. Er kommt aus einer großen Stadt mit neuen, revolutionären Ideen, er hat eine oberflächlichere Handhabung der Kastengesetze erlebt und viele kleine technische Neuheiten kennengelernt. All sein Wissen teilt er nun den Dorfbewohnern mit, und, wie klein es auch sein mag, wenn dieser Vorgang millionenfach wiederholt wird, so kann er eine Revolutionierung des Dorflebens bedeuten, das sich seit Jahrhunderten fast unverändert erhalten hat.

Auch ein gesundheitlicher Grund spricht für die Wanderungsbewegung. Die Industriearbeiterschaft lebt meist in sehr ungesunden und primitiven Quartieren, und häufig liegt ihr Arbeits-

platz in einer Gegend, die von ihrer früheren Heimat klimatisch sehr verschieden ist. Der Gesundheitszustand des Arbeiters ist bald entsprechend schlecht, und der Zufluß von gesünderen Arbeitskräften schafft hier eine entsprechende Hilfe.

Eine mit der asiatischen Mentalität zusammenhängende Erscheinung des indischen Arbeitersystems ist der »Jobber«. Ihm, einem fortgeschrittenen Arbeiter, liegt es ob, die Fabrik ständig mit der nötigen Anzahl von Arbeitskräften zu versehen. Dem Arbeiter gegenüber, der sich in der Industriestadt häufig völlig fremd fühlt, spielt er die Rolle des »ratenden Beschützers«. Wenn Arbeitermangel herrscht, dann reist er wohl in sein Heimatdorf, um dort seine Kameraden durch Versprechungen und Vorauszahlungen zum Arbeitsantritt in seiner Fabrik zu bewegen. Aus seiner Zwischenstellung zwischen Arbeiter und Angestellten weiß der Jobber viel Kapital zu schlagen. Man hat in einem Fall festgestellt, daß ein Jobber, dessen Arbeitslohn 50 Rupien betrug, etwa 300 Rupien an Bestechungs- und Erpressungsgeldern einnahm. Diese Bestechungsgelder oder »Dasturi« werden von den Arbeitern, so schwer sie unter ihnen auch zu leiden haben, als etwas Selbstverständliches angesehen, und keinem fällt es ein, sich bei einer vorgesetzten Stelle zu beschweren.

Die Arbeitslosigkeit in Indien ist ein schwieriges Problem, das sich sehr verschieden auswirkt. Wir haben schon früher erwähnt, daß die Industriearbeiter, falls sie keine Arbeit finden, in ihr Dorf zurückkehren, wodurch die Folgen der Arbeitslosigkeit etwas gemildert werden. Tritt aber der umgekehrte Fall ein und wird durch eine Mißernte die Masse der Landarbeiter arbeitslos, so kann die Industrie kaum einen von ihnen aufnehmen. Den Angehörigen der ländlichen Berufe – sie bilden 70% der indischen Bevölkerung – bleibt dann nichts anderes übrig, als hungernd auf ein besseres Erntejahr zu warten. Erst wenn Agrar- und Industriewirtschaft in einem ausgeglicheneren Verhältnis zueinander stehen, wird Indien einem ruhigeren ökonomischen Leben entgegengehen.

Wer einmal die Arbeiterviertel von Bombay, Cawnpore oder Kalkutta besucht hat, wird diesen schrecklichen Anblick wohl sein ganzes Leben nicht vergessen können. Schmutz, Armseligkeit, Übervölkerung machen diese Quartiere zu einer Hölle, in der zu leben für einen europäischen Arbeiter überhaupt unmöglich wäre. Bombay mit seinen 1160000 Einwohnern bietet ein anschauliches Bild von der Übervölkerung indischer Städte; 74 % der Bevölkerung, das sind etwa 800000 Menschen, leben in Wohnungen, die aus nur einem Raum bestehen. In manchen Arbeitervierteln, wie Byculla, besitzt nur 1 % der Bevölkerung eine Wohnung, die mehr als einen Raum umfaßt.

Für Bombay ergibt sich folgendes Bild der Wohnungsverteilung:

Anzahl der Räume je Wohnung	Anzahl der Wohnungen:	%	Anzahl der Bewohner:	% der Gesamtbevölkerung:	Im Durchschn. bewohnt pro Raum von Pers.
1	197516	81	791762	74	4,01
2	26231	11	131827	12	2,51
3	7416	3	44821	4	1,70
5	2953	1	22302	2	1,50
6 u. mehr	3836	2	39199	4	—

Zum Vergleich sei die Prozentzahl der in Einzimmerwohnungen lebenden Bevölkerung anderer Städte gegeben:

Cawnpore ...	62
Nagpore	60
Karachi	58
London	6
Edinburgh ...	5

Häufig siedeln sich die Arbeiter außerhalb der Städte in den umgebenden Feldern oder im Brachland an und bauen dort selbst ihre Hütten. Diese Siedlungsweise bezeichnet man als Bustie-System. Murkerjee schildert ein derartiges Wohnviertel folgendermaßen:

»Es besteht aus einem in der Mitte gelegenen Hof, der 15 mal 10 Fuß groß ist und von allen Seiten von strohgedeckten Lehm-

hütten umgeben ist. In jedem Raum leben 4 oder 5 Menschen, Männer, Frauen und Kinder, zusammen. Es gibt nur ein Bett für die ganze Familie und einen Wasserhahn, einen Abort für die ganze Kolonie. Häufig wohnen angloindische Familien mit 4 oder 5 Mitgliedern in Räumen, die ursprünglich für die Aufbewahrung von Kohle gebaut sind oder früher Badezimmer waren.«

In Bombay hat ein Wohnungsbauverband versucht, die Wohnungsnot durch Errichtung von Wellblechbuden für die Arbeiter etwas zu mildern. Der Erfolg war nicht groß, wie die Äußerungen eines englischen Besuchers verraten: »Wenn man in diese Wohnviertel hereinkommt und einen engen dunklen Gang heruntergegangen ist – so eng, daß sich zwei Personen kaum begegnen können –, muß man den Eingang zu einem der Räume suchen. Wenn man hereingekommen ist, kann man zunächst nicht erkennen, ob sie bewohnt sind oder nicht. Kein Lichtstrahl durchdringt den Raum, und dies um Mittag an einem hellen, sonnigen Tag. Erst wenn man ein Streichholz anzündet, erkennt man, daß dieser Raum bewohnt ist.«

In einem offiziellen Bericht heißt es: »Weil keine Abflußgräben vorhanden sind und Latrinen fehlen, ergießt sich ein Dreckstrom über die Wege. Es ist keineswegs überraschend, daß in diesen Pesthöhlen epidemische Krankheiten häufig ausbrechen und die Kranken- und Sterblichkeitsrate einen sehr hohen Stand erreicht.«

In diesen vor Schmutz starrenden Quartieren kommen die Frauen nieder – die Kindersterblichkeit ist auch entsprechend hoch. Fördernd für die hohe Kindersterblichkeit ist der unhygienische Aberglaube der niederen Volksschichten und die Tatsache, daß die Hindu eine schwangere Frau als »unrein« betrachten und ihr daher häufig nicht die notwendige Pflege zukommen lassen. Die Kindersterblichkeit in ganz Indien beläuft sich auf 200 bis 250 Todesfälle je 1000 Geburten. Im Jahre 1927 starben in Britisch-Indien 1 421 725 Kinder, bevor sie das erste Lebensjahr erreicht hatten.

Die nachfolgende Übersicht der Stadt Bombay zeigt den Zusammenhang zwischen Übervölkerung und Kindersterblichkeit:

Anzahl der Räume p. Wohg.	Geburten Zahl	%	Todesfälle Zahl	%	Kindersterblichkeit (1933) auf 1000
1	18611	60,4	6408	77,0	344
2	7033	22,7	1414	17,0	201
3	690	2,2	121	1,5	175
4 u. mehr .	1920	6,1	299	3,6	155
im Freien	7	0,0	20	0,2	—
in Spitälern . . .	2685	8,6	58	0,7	21
insgesamt	30946	100,0	8320	100,0	269

Das Monatseinkommen der gelernten Arbeiter schwankt zwischen 18 und 50 Rupien; ungelernte Arbeiter, also Kuli, erhalten 3 bis 4 Rupien. Der durchschnittliche Monatsverdienst einer Familie von vier Personen beträgt etwa 50 Rupien, trotz der verschwindend geringen Ausgaben für Bekleidung und Beheizung muß der Lebensstandard des indischen Arbeiters bei dieser Summe äußerst niedrig bleiben.

Ebenso wie die Bauern sind auch die Arbeiter fast durchweg verschuldet. Zum Teil haben sie von ihrem bäuerlichen Vater Schulden ererbt, die sie nun von der Stadt aus abzahlen, oder Krankheiten, Festlichkeiten und Trauerfälle zwingen sie dazu, selbst Schulden zu machen. Jede Hochzeit ist ein großes Fest, und häufig gibt der Arbeiter dafür eine Summe aus, die seinem Jahreslohn entspricht. Da er sie nicht verfügbar hat, muß er sie gegen einen hohen Zinssatz borgen. Die Durchschnittskosten einer Arbeiterhochzeit belaufen sich auf 214 Rupien bei einem Monatseinkommen von 50 Rupien.

Unterernährung, Krankheiten und die durch das Klima hervorgerufene Schlappheit mindern die Arbeitsfreude und -fähigkeit des indischen Arbeiters. In einer über diese Frage durchgeführten Untersuchung hieß es: »Der indische Fabrikarbeiter ist im allgemeinen unfähig, länger dauernde Anstrengungen zu ertragen. Er kann für eine verhältnismäßig kurze Zeit sehr schwer arbeiten, aber in den meisten Fällen ist das Ergebnis nicht so gut,

wie man es unter gleichen Verhältnissen in einem europäischen Land erreichen würde. Seine natürliche Neigung geht dahin, die Arbeit, die er zu leisten hat, über einen möglichst langen Zeitraum zu verteilen, langsam zu arbeiten und gelegentlich Pausen einzuschalten, wenn er dazu Lust hat.«

Verschiedene Kenner haben die Leistungsfähigkeit des indischen Arbeiters zu der des englischen Arbeiters wie 1 : 3,5 oder 1 : 2,6 ausgedrückt. Diese Zahlen dürften ungefähr das richtige Verhältnis angeben; zeigt doch eine andere Statistik, daß es infolge der mangelnden Gesundheitspflege jährlich 5 Millionen unnötiger Todesfälle gibt, daß die Arbeiter jährlich 20 Millionen Arbeitstage und 50 % ihrer Leistungsfähigkeit durch Krankheit verlieren.

Die ersten Vorschläge für eine indische Arbeitergesetzgebung, d. h. für eine Verkürzung der Arbeitszeit und bessere Lebenshaltung, wurden von englischer Seite aus gemacht, und zwar von den Besitzern der Spinnereien in Lancashire, die dadurch die Erzeugungskosten der indischen Stoffe erhöhen wollten. 1881 sprach eine Abordnung aus Lancashire beim Staatssekretär für Indien vor und ersuchte ihn, in Indien dieselben Arbeitszeiten einzuführen wie in England.

In einer Zuschrift an den Manchester Courier hieß es: »Es wird sicherlich für das körperliche Wohlergehen der Hindu besser sein, bei der Landarbeit zu bleiben und uns viel Baumwolle zu liefern, statt den Ehrgeiz zu haben, Textilarbeiter zu werden.«

Von indischer Seite aus wurde gegen die Arbeitergesetzgebung heftig Stellung genommen, denn die Inder erblickten in der Tatsache, daß sie durch Ausnützung der eingeborenen Arbeitskräfte bedeutend billiger produzieren könnten als ihre europäischen Konkurrenten, ihren größten Vorteil. Diesen Widerständen entsprechend, wurden die Arbeitsbedingungen auch nur langsam verbessert; so wurde zum Beispiel die Maximalarbeitszeit für Frauen erst 1911 auf elf Stunden herabgesetzt. 1935 trat ein Gesetz in Kraft, demzufolge die Arbeitszeit pro Woche mit 54 bzw. 60 Stunden, je nach Art des Betriebes, festgelegt wird.

Aber Gesetze sind oft da, hintergangen zu werden, und besonders in orientalischen Ländern ist das der Fall. Die Lage der indischen Arbeiter ist auch weiterhin trostlos, und die Arbeiterschaft bildet einen ständigen Unruheherd. Seit 1920 entfalten die Sowjets eine rege und erfolgreiche Agitation unter den indischen Arbeitermassen, und häufig sieht man an den Mauern der armseligen Arbeiterhäuser das Zeichen des Hammers und der Sichel voll kindlichen Glaubens wie eine neue Gottheit aufgemalt.

Arbeiterverbände und Gewerkschaften bestehen in Indien seit langem; so wurde die Union der Postarbeiter in Bombay im Jahre 1907 gegründet. Lange Zeit blieben diese Verbände ziemlich unbeachtet, sie traten erst in letzter Zeit durch die zahlreichen Streiks, die sie organisierten, an die Öffentlichkeit. 1928 gab es in Indien nicht weniger als 203 Streiks, in anderen Jahren blieb die Zahl geringer, aber manche Streiks erreichten große Bedeutung. So streikten in den Baumwollspinnereien Bombays einmal 150000 Arbeiter auf die Dauer von sechs Monaten. Der Lohnausfall betrug 35 Millionen Rupien, und 2 Millionen Arbeitstage gingen verloren. Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die Streikbewegung der letzten Jahre:

Jahr	Anzahl d. Streiks	Anzahl der beteiligten Arbeiter	Verlust an Arbeitstagen
1933	147	164000	2168000
1934	159	220000	4775000
1935	145	114000	973000
1936	161	169000	2358000

Es dürfte heute in Indien etwa 250 Gewerkschaften mit insgesamt 300000 Mitgliedern geben. Seit 1920 wird alljährlich ein allindischer Gewerkschaftskongreß abgehalten, an dem anfänglich alle Gewerkschaften beteiligt waren. Bald aber trat infolge der starken kommunistischen Agitation eine Spaltung ein; denn die Gewerkschaftsführer, die hauptsächlich Politiker waren, konnten sich über die Frage nicht einigen, ob es ihre Hauptaufgabe sei, die Interessen der Arbeiter zu vertreten oder die kom-

munistische Revolution in Indien vorzubereiten. Nehru, der damals Präsident des Kongresses war, betonte die Notwendigkeit der Mitarbeit der indischen Arbeitermassen am nationalen Kampf um Freiheit und Gleichberechtigung, sagte aber gleichzeitig, daß diese Mitarbeit ohne Anschluß an die Zweite oder Dritte Internationale erfolgen solle.

Auf diesem Kongreß wurde der Beschluß gefaßt, für die Errichtung einer »Arbeiterrepublik Indien« tätig zu sein und diese als letztes Ziel im Auge zu behalten. Die gemäßigteren Mitglieder waren mit dieser Entschließung nicht einverstanden und bildeten einen eigenen Verband.

Der Krieg von 1939/41 nimmt auf die Industrialisierung Indiens einen nachhaltigen Einfluß. Die einzelnen Teile des Empire sind durch die kriegerischen Ereignisse voneinander ziemlich getrennt worden, und jedes Gebiet muß versuchen, so rasch als möglich in industriellen Bedürfnissen autark zu werden oder sogar noch Ausfuhr nach anderen, bedrängteren Teilen des Empire zu ermöglichen. Indien mit seinen riesigen industriellen Reserven wird in weitestem Maße herangezogen werden, um die durch die deutsche Luftwaffe zerstörten Industrien der englischen Insel zu ersetzen. Die indische Arbeiterschaft wird dadurch an Zahl und Bedeutung gewinnen.

Heute ist die Zahl der indischen Arbeiter, verglichen mit dem Millionenheer der Bauern, sehr gering. Aber diese Arbeiter sind – so wie das Proletariat aller Länder – für politische Schlagworte sehr aufnahmefähig und bereit, entsprechend zu handeln, während der Bauer friedfertig und konservativ bleibt.

In einem freien Indien wird der Arbeiter deshalb eine führende Rolle an der Gestaltung des indischen Schicksals nehmen. Hoffentlich gelingt es bis dahin, seinen Hunger und sein Elend zu verringern, denn Verzweiflungstaten, die aus Hunger und Elend geboren sind, werden Indien mehr Schaden als Nutzen bringen.

SIEBZEHNTES KAPITEL

Festung Indien

Indien ist der wichtigste Baustein des Empire, wirtschaftlich, strategisch und moralisch gesehen.

Wirtschaftlich: weil England sich mit Hilfe des aus Indien erpreßten Geldes zum führenden Industrieland machte und heute in Indien einen unerschöpflichen Rohstofflieferanten und Abnehmer seiner eigenen Fertigwaren besitzt. Indien ist kein gleichberechtigter Handelspartner, sondern ein Handelssklave, der von England Befehle über die Art seiner industriellen Betätigung und seiner Zölle entgegennehmen muß.

Strategisch: weil ein gesichertes Britisch-Indien für den Bestand der englischen Fernostkolonien unerläßlich ist. Außerdem bietet es auch dem menschenleeren Australien Japan gegenüber einen gewissen strategischen Rückhalt. Was indische Truppen für den Bestand des Empire leisten können, haben sie bereits in drei Erdteilen bewiesen.

Moralisch: weil Englands »Prestige« als Kolonialmacht hauptsächlich auf der Tatsache des Indienbesitzes beruht. »Der kurze Tag der weißen Herrschaft« in Indien geht, wie Nehru es ausgesprochen hat, seinem Ende entgegen. England besitzt viele Kolonien, die es mit Gewalt beherrscht. Sehen diese Völker, daß es den Indern gelungen ist, England aus seiner reichsten Kolonie zu vertreiben, dann wissen sie, daß auch ihr Tag gekommen ist.

Die Engländer müssen in Indien einen Zweifrontenkrieg führen: im Innern gegen die um ihre Rechte kämpfenden und immer dringlicher werdenden Inder, nach außen gegen jeden Feind, der Indien und damit die Stellung der Engländer in der Welt bedrohen kann.

Schon Napoleon hatte erkannt, daß man England am gründlichsten in der Gangesebene schlagen kann. Die Engländer wissen das; sie treffen ihre Vorbereitungen und haben Indien im Laufe der Jahre zu einer Festung ausgebaut. Wälle, Wassergräben und Sperrforts schützen die »Festung Indien«. So wie alles in Indien,

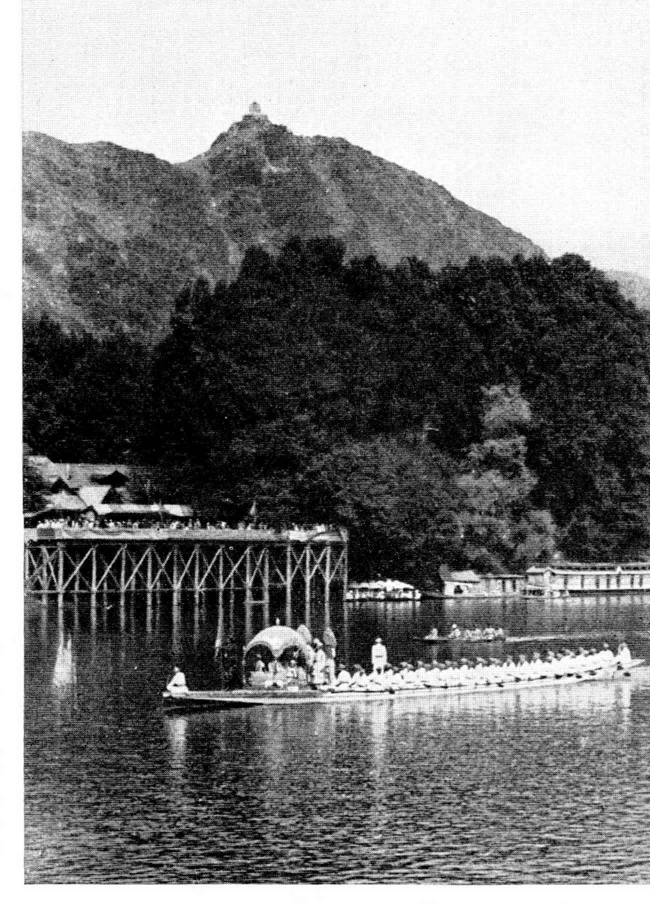
die Armut und der Reichtum, der Glanz und das Elend, gigantische Ausmaße annimmt, so auch dieses Befestigungswerk. Die höchsten Türme des »Walles« Himalaja werden wohl noch durch Jahrzehnte für Menschen unbezwingbar bleiben, selbst seine niedrigsten Pässe führen in Höhen über 5000 m. Ein großes Weltmeer muß vom Feind durchfahren werden, bevor er die Küste Indiens erreichen kann. Solange die Welt an die Überlegenheit der britischen Flotte glaubte, schien der Angriff vom Meer her ein unmögliches Unternehmen.

Wo aber dieses gewaltige Verteidigungssystem der Natur eine Schwäche zeigte oder an Stellen, wo man den Angriff der Feinde mit einiger Sicherheit erwarten konnte, da bauten die Engländer ihre Sperrforts. Es kümmerte sie wenig, daß ihre Befestigungen wie Fremdkörper in Gebieten anderer Völker lagen und deren Lebensinteressen störten. Wie gleichgültig war ihnen der Ruf »Gibraltar« spanischer Studenten oder das Verlangen der Araber nach einer völligen Souveränität in ihrem Land – ging es doch um den Ausbau der »Festung Indien«, dessen strategische Bauten die halbe Welt umfassen.

Lord Curzon, der auch in der Grenzpolitik Indiens Großes und Selbstherrliches geleistet hat, sagte einmal: »Grenzen sind in der Tat des Messers Schneide, von ihnen hängen die modernen Entscheidungen über Krieg und Frieden, über Leben und Tod der Nationen ab.«

Auch Grenzen scheinen einem allgemeinen Lebensgesetz unterworfen zu sein. Wo eine Grenze einen starken Staat von einem schwachen trennt, da bildet sie keine bleibende, Sicherheit spendende Schranke, sondern ist eine Quelle steter Gefahr. Erst wenn zwei mächtige Reiche aneinanderstoßen oder sie einen Pufferstaat zwischen sich haben, kann die Grenze zu einem beruhigenden Instrument des Friedens werden.

Wo die Natur durch natürliche Schranken Grenzen bildet, da gelten diese Gesetze nicht. Aber der Mensch läßt diese natürlichen Grenzschranken ungern lange gelten, unüberschreitbare



Rechts: 21. Die Maharadscha spielen eine große Rolle in der internen Politik Indiens. Von den Briten unterstützt, fürchten sie den Moment der Zurückziehung der englischen Herrschaft und der eventuellen Abrechnung mit dem eigenen Volk. Obwohl völlig modern, entfalten sie noch häufig den althergebrachten Pomp. Hier fährt der Maharadscha von Kaschmir durch Srinagar.

Unten: 22. Auf den Hochschulen, aber auch in den kleinen Dorfgemeinden wird eifrigst Sport getrieben. 1936 während der Olympischen Spiele in Berlin verfolgte ganz Indien voll Interesse und heller Begeisterung den Siegeszug seiner Hockeymannschaft, die nach wie vor für unschlagbar gilt.

Oben: 23. Die Hindu-Universität von Benares ist das Zentrum der hinduistischen Erziehung, die Mohammedaner haben ihre konfessionelle Universität in Aligarh. An verschiedenen anderen Universitäten können Studenten aller Glaubensbekenntnisse lernen. Insgesamt gibt es 18 Universitäten mit mehr als 100000 Studenten.

Unten: 24. Der indische Student ist sehr fleißig und fähig, solange es allein das Theoretische betrifft. Muß er aber im Alltag seinen Mann stellen, dann mangelt es ihm an Energie und der Fähigkeit zum Durchhalten – vielleicht die Folge einer durch das tropische Klima erzeugten und über viele Generationen vererbten Müdigkeit.

Gebirge schrumpfen unter der fortschreitenden Technik zusammen, bis schließlich neue Grenzen notwendig sind. Dieser Fall spielt sich zur Zeit in den Grenzbergen Indiens ab.

Man kann in der indischen Grenzpolitik folgende Einheiten unterscheiden:

1. das eigentliche Grenzgebiet: Belutschistan, NW-Grenze und Independent Country, Kaschmir, Nepal und Bhutan, Assam und Burma;
2. die Pufferzonen: Persien, Afghanistan, Tibet, Yünnan, Siam;
3. strategische Punkte: Gibraltar, Suez, Bab-el-Mandeb, Basra, der Persische Golf, Singapore.

Bevor wir die englischen Maßnahmen in den einzelnen Gebieten betrachten, wollen wir uns fragen, auf welchen Routen denn ein möglicher Angriff auf Indien erfolgen könnte.

Vier Routen nehmen dabei eine hervorragende Rolle ein:

1. Merw–Herat–afghanisch-indische Grenzpässe;
2. Landweg von Westen (ungefähr die Route, der Alexander folgte);
3. Seeweg von Westen (durch den Suezkanal oder um das Kap);
4. Seeweg von Osten.

Belutschistan ist, besonders in seinem westlichen und zentralen Teil, ein menschenarmes Gebiet. Seine strategische Wichtigkeit für die Verteidigung Indiens wurde schon früh erkannt, und seit 1877 leitet ein englischer »political agent« die Geschicke des Landes, wobei er dem Khan von Kelat jede Entscheidung größerer Tragweite abnimmt. Von Quetta führt eine Bahnlinie bis nach Duzdab in Südiran. Das armselige, glühendheiße Seistan, das Grenzgebiet zwischen Afghanistan und Iran, ist ebenfalls zu einem wichtigen Punkt in der Verteidigung Indiens geworden. Mit dem Bau der Belutschistanbahn wollten die Engländer verhindern, daß die Russen ihre Bahn von Merw über Meschhed nach Seistan vorschoben. Je selbständiger und stärker der Iran allerdings wird, desto mehr wird der englische und russische Ein-

fluß zurückgedrängt, und der russisch-englische Machtkampf wird sich nicht gerade auf iranischem Gebiet abspielen können.

Durch die Ausgestaltung der großen Militärstadt Quetta, die 1935 durch ein Erdbeben fast völlig zerstört, inzwischen aber wieder aufgebaut wurde, scheint die belutschische Grenze ziemlich gesichert. Quetta soll allerdings nicht nur der Verteidigung eines Angriffs durch Belutschistan dienen, sondern muß vor allem zum Verteidigungswerk gegen Afghanistan gerechnet werden, denn von hier aus sind es nur 60 km nach der afghanischen Stadt Kandahar, von der aus man den Süden des Landes beherrscht. Führt auch die Bahnlinie jetzt nur bis New Chaman an der Grenze – da sich die Afghanen einer Weiterführung der Bahn in ihrem Land hartnäckig widersetzten –, so kann sie in zwei Monaten nach Kandahar verlängert werden; das Material dazu liegt bereit.

Die Nordwestgrenze ist die verwundbarste Stelle Indiens, die Achillesferse des Empire. Hier konnten die englischen Strategen all ihre Fähigkeiten und Mängel zeigen. Die Nordwestgrenze wurde nicht nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten aufgeschlossen, sondern nach rein strategischen. Man findet hier gute Verkehrsstraßen, ein dichtes Eisenbahnnetz, nicht weil es der wirtschaftliche Ausbau des Landes erforderlich macht, sondern weil es die Militärs für notwendig halten. Hier ist der einzige Punkt, wo Indien von Land aus verwundbar ist; alle, die Indien eroberten oder zumindest erobern wollten, kamen über die Pässe Afghanistans, von den Ariern bis zu Aman Ullah – die Engländer allerdings kamen vom Meer.

Der russisch-englische Gegensatz, der während der letzten hundert Jahre die Entwicklung Asiens grundlegend beeinflußt hat, spiegelte sich hauptsächlich an der NW-Grenze wieder. Manchmal wurde er auch in den Pufferstaat Afghanistan hineingetragen, so 1840 und 1878 während des ersten und zweiten afghanischen Krieges. Die Engländer fürchteten damals, daß Rußland in Afghanistan festen Fuß fassen könnte, und versuchten, ihren Einfluß mit Waffengewalt wiederherzustellen. Wenn sie

auch letzten Endes erfolgreich blieben, so brachten ihnen die Afghanen, besonders 1842, so vernichtende Schlappen bei, daß die weißen Götter viel von ihrer Gottähnlichkeit einbüßten. Der große Sepoyaufstand 1857 war nicht zuletzt auf die afghanische Katastrophe zurückzuführen.

Die Verteidigungsmaßnahmen im Nordwesten müssen zwei Ziele verfolgen – sie sind nicht nur gegen den großangelegten Einfall eines mächtigen Gegners bestimmt, sondern sie sollen auch die Grenzstämme befrieden. Eines der schwierigsten und noch nicht gelösten Grenzprobleme Indiens sind diese »unabhängigen Stämme«.

Afghanistan reichte zu Beginn des 19. Jahrhunderts bis an den Indus, später wurde es von den Sikh nach Westen zurückgedrängt. Als die Engländer das Erbe des Sikhreiches antraten und den Pandschab annektierten, traten sie in direkte Nachbarschaft mit den Stämmen. Der englische Forscher Bellew hat 1880 erklärt, daß diese Krieger von Indern abstammen, obwohl sie in Wirklichkeit reine Afghanen sind. Gleichgültig, ob diese wissenschaftliche Meinung nach bestem Wissen oder mit einem politischen Zweck entstanden ist, sie »rechtfertigte« jedenfalls die Politik der Engländer, die in den Pathan, so nannte man die auf indischem Gebiet lebenden Stämme, indische Stammesangehörige sah, die man von Afghanistan trennen wollte. 1893 wurde die heute noch gültige Grenze bestimmt. Zwischen dieser, der sogenannten »Durandlinie«, und dem von der britischen Verwaltung erschlossenen Gebiet, liegt ein ungefähr 50 Kilometer breiter Landstreifen, das »Niemandsland«. Es erstreckt sich von Tschitral im Norden bis Belutschistan im Süden. Der Name »Niemandsland« ist irreführend, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, denn dieses Gebiet gehört zu Britisch-Indien.

Die kriegerischen Stämme des Niemandslands sind durch die Armut des Bodens seit undenklichen Zeiten gezwungen, von Zeit zu Zeit ihre Lebenshaltung durch einen Einfall in Indien etwas zu bessern. Mit verschiedenen Mitteln versuchen die Engländer,

diesen Einfällen zu begegnen. Das erfolgreichste Gegenmittel hat man in Swat angewandt – durch Kanäle und Bewässerungsanlagen ermöglichte man den Stämmen einen ausreichenden Ackerbau. Die Stämme in Swat haben seitdem kaum mehr einen Einfall nach Britisch-Indien unternommen.

In Belutschistan hat man die »Forward Policy« durchgeführt und das Gebiet der Stämme möglichst erschlossen, im Gebiet des Khaiber wieder läßt man die Stämme selbst für Ordnung sorgen. Ist man mit ihnen zufrieden, so erhalten sie Geldprämien, gegenteiligen Falls wird eine Strafexpedition unternommen.

Nicht nur für die Engländer bildet die Grenzprovinz ein schwieriges Problem, sondern auch ein nationales Indien wird hier in Zukunft manche schwierige Frage zu lösen haben. Die Bewohner dieser Provinz sind fast ausschließlich Mohammedaner; sie haben mit den Hindu, ja selbst mit den indisierten Mohammedanern des übrigen Indiens wenig gemein. Sie sehen im Emir von Afghanistan einen ihnen mehr zusagenden Führer als jetzt im indischen Vizekönig oder im Führer des Indischen Kongresses – soweit sie überhaupt einen Herrn über sich anerkennen. Es wird einem selbständigen Indien schwer werden, die Grenzprovinz eng an das hinduistische Mutterland zu fesseln.

Man kann im Gebiet der Nordwestgrenze vier Grenzlinien unterscheiden, die alle schon eine gewisse Rolle gespielt haben oder in Zukunft noch spielen werden:

Der Indus ist strategisch und rassisch die am weitesten in Indien liegende Grenze. Von hier wurden die Afghanen erst von den Sikh vertrieben.

Die »Sikh-Linie«, die Grenze des ehemaligen Sikhreiches gegen Afghanistan, fällt ungefähr mit der heutigen britischen Verwaltungsgrenze zusammen.

Die »Durand-Linie«, die derzeitige Grenze, ist ausschließlich nach strategischen Gesichtspunkten durchgeführt und nimmt auf die rassische Zusammengehörigkeit der Bewohner keine Rücksicht.

Die indischen Befestigungen liegen hauptsächlich zwischen der

Induslinie und der Sikhlinie; nur vorgeschobene Posten sind im Niemandsgebiet angelegt, gewöhnlich dort, wo Pässe aus den afghanischen Bergen nach Indien führen.

Die vierte »Grenzlinie« ist die theoretische Linie der »Forward-Policy«; sie führt von Quetta über Kandahar, Ghasni nach Kabul. Hier war noch niemals eine Grenze, aber im Falle eines Angriffs auf Indien wollen manche britische Strategen längs dieser Linie den Vormarsch zum Halten bringen.

Man erzählt gerne, daß die Grenzstämme mit russischem Geld und russischen Waffen ausgerüstet werden, um den russischen Interessen gegen England zu dienen. Man führt als Beweis die an anderer Stelle genauer geschilderte Organisation der »Rothemden« an, die in ihren Versammlungslokalen das Zeichen des Hammers und der Sichel hängen haben.

Tatsächliche Beweise für einen direkten russischen Einfluß dürften aber bisher kaum gefunden worden sein. Wenn die Russen in Kabul festen Fuß fassen, so ist es sicher, daß dann auch für die Grenzstämme etwas abfallen wird. Es ist auch wahrscheinlich, daß durch den Umweg über den Indischen Kongreß russisches Geld in Hände der Stammesführer gelangte, aber es ist nicht anzunehmen, daß die Grenzstämme in direkter Verbindung mit Rußland stehen.

Das Problem der Nordwestgrenze wird in Debatten über die indische Selbständigkeit immer wieder aufgeworfen. Die Engländer behaupten, daß die Inder aus eigener Kraft nicht imstande seien, den Gefahren der Nordwestgrenze zu begegnen. Sie könnten weder die Einfälle der Stämme verhindern und natürlich noch viel weniger den Angriff einer Großmacht abschlagen.

Die Inder versuchen, diese Behauptungen zu widerlegen. Gandhi, der etwas weltferne, religiöse Idealist, möchte die Männer der Nordwestgrenze mit seinem passiven Widerstand entwaffnen. Wie er gegen die englische Gewalt mit friedlichen Mitteln vorgegangen sei, so würde er auch den kriegerischen Stämmen begegnen. Der Einfluß Gandhis ist unbestrittenermaßen

auch in den rein islamischen Grenzgebieten gegen Afghanistan außergewöhnlich groß; 1931 stellten z. B. die Waziri als Bedingung für einen Waffenstillstand mit den englischen Truppen, daß der damals gerade eingesperrte Gandhi freigelassen werde. Aber trotz dieser allgemeinen Verehrung des Mahatma scheint es ein wenig erfolgreiches Unternehmen, die Bergstämme durch Güte zu befrieden.

Jawaharlal Nehru, der »kommende Mann« Indiens, sieht die Probleme der Nordwestgrenze mehr von der praktischen Seite; seine Lösungsversuche sind auch entsprechend real. Bei einem Interview, das er 1936 in London gab, äußerte sich Nehru über die Nordwestgrenze folgendermaßen: »Man müßte das Problem von der ökonomischen Seite her anpacken, denn die Hauptschwierigkeit der Grenzleute ist Hunger und Mangel. Sie leben in einem harten Land am Fuß der Berge, und sie kommen herunter in der Suche nach Nahrung und Raub. Ich persönlich glaube nicht, daß die Grenzfrage schwierig zu lösen ist, wenn ein ehrlicher und freundschaftlicher Versuch gemacht wird... Eines ist offensichtlich – die Grenzpolitik der indischen Regierung war ein vollständiger Versager. Da sie unfähig ist, die Grenzprobleme zu lösen, nachdem sie durch Generationen damit zu tun gehabt hat und Jahr für Jahr Militärexpeditionen mit Bomben, Metzeleien und ähnlichem veranstaltet, fehlt anscheinend etwas in ihrer Politik. Die Bevölkerung, von der hier gesprochen wird, ist nicht sehr zahlreich, und es sollte möglich sein, mit ihr auf wirtschaftlicher Basis zu verfahren, so daß der wirtschaftliche Zwang für die Raubzüge verschwindet.«

Nehru hob auch hervor, daß Gandhi verschiedene Male von den Grenzstämmen eingeladen wurde, ihr Gebiet zu besuchen, aber von der britischen Regierung immer daran gehindert wurde. Ihm und auch dem Führer der Rothemden, Abdul Gaffar Khan, könnte es gelingen, in freundschaftlichem Gespräch mit den Grenzleuten ihre Probleme genau zu besprechen und einer Lösung näherzubringen.

Gleichgültig, wie sich das Schicksal Indiens entscheidet, gleichgültig, ob die Briten weiterhin die Herren Indiens bleiben oder ob der Kongreß an ihre Stelle tritt – das Gebiet der Nordwestgrenze mit seinen fünf Millionen Einwohnern wird auch in Zukunft von größter Wichtigkeit für das Geschick Indiens sein.

Als vor ungezählten Jahrmillionen das Gondwanaland (die heutige Halbinsel Indien) gegen den starren Block Asien trieb, da wollte es ein Zufall oder ein unerklärliches Gesetz der Natur, daß dieses unvorstellbar langsam im zähen Untergrund der Erde schwimmende Land sich gegen Norden wandte. Im Zusammenstoß mit Asien entstand der Himalaja, und Geologen können erkennen, daß er auch heute noch wächst. Ein Zufall oder eine Laune der Natur hat den Engländern viele schlaflose Nächte und viele Millionen Pfund an Verteidigungskosten erspart, denn der Himalaja ist eine unüberschreitbare Grenzsperre – oder war es wenigstens bis vor kurzem.

Daher zeigen auch die an den Himalaja angrenzenden Provinzen Indiens bei weitem nicht die großartigen Verteidigungsmaßnahmen, die man der Nordwestgrenze angedeihen ließ, wo 85% der indischen Streitkräfte liegen. Kaschmir, Assam und Burma haben nur geringe Militärkräfte, Bhutan und Nepal, beide nominell unabhängig, wurden lange nicht zu einem so wilden Tummelplatz politischer Intrigen wie Afghanistan. Die Nord- und die Ostgrenze Indiens schien für alle Zeiten von der Natur gesichert.

In den letzten zwei, drei Jahren aber hat sich dieses Verhältnis grundlegend geändert. Die moderne Technik hat vieles verwirklicht, was noch vor wenigen Jahren unmöglich schien. Dann bildet sich auch ein neues Asien heran. Nicht nur Europa, sondern auch Asien erlebt einen Umbruch allergrößten Maßstabes; die Grenzen, wie sie die bisherigen Atlanten zeigen, gelten nicht mehr.

Betrachten wir nun die einzelnen Probleme und Veränderungen an der Nord- und Ostgrenze Indiens.

Tibet, der Nachbar Indiens im Norden, war früher ein Bestandteil des Chinesischen Reiches. In dem Maße aber, in dem

China seine zentralen Kräfte einbüßte, verlor es seine Außenprovinzen, darunter auch Tibet. 1904 versuchten die Engländer, den russischen Einfluß, der in Lhassa Fuß faßte, zu beseitigen – Younghusband führte eine militärische »Strafexpedition« nach der heiligen Stadt. Drei Jahre später erfolgte ein Vertrag zwischen England und Rußland, der den Engländern freie Hand in Tibet ließ.

Tibet ist ein reiches Land; schon Prschewalsky, ein russischer Forscher, versprach dem Zaren, aus Tibet ein zweites Kalifornien zu machen, das damals gerade seinen Goldrausch erlebte. Neben Gold und den verschiedensten wertvollen Edelsteinen sind wahrscheinlich auch Öl und Kohle in Tibet zu finden.

England aber hatte einstweilen kein Interesse daran, diesen Reichtum, der ihm sicher zugefallen wäre, auszubeuten. Ihm lag daran, Tibet als verschlossenes Land zu erhalten, um an der Nordgrenze einen besseren Pufferstaat zu besitzen als an der Nordwestgrenze, wo sich der russische Einfluß immer wieder geltend machte. Jeder Fremde, der von Indien aus nach Tibet wollte, mußte eine Erlaubnis des englischen Vertreters in Gyangtse besitzen. Die Tibet beherrschende Priesterklasse war mit dieser Politik der Briten aus religiösen und politischen Gründen sehr einverstanden.

Wenn auch der Norden des Landes unter russischen Einfluß kam, so war das dünnbesiedelte Land doch groß und weiträumig genug, um die britische und die russische Einflußzone nebeneinander bestehen zu lassen, ohne daß es zu Schwierigkeiten gekommen wäre. Das Verhältnis zwischen Britisch-Indien und Tibet war ziemlich gut, erst 1936/37 weilte wieder eine britische »Good Will Mission« in Lhassa.

Die Entwicklung der allerletzten Jahre hat dieses Bild aber völlig geändert. Vor allem haben sich in Tibet selbst Kreise gefunden, die mit der Abschließung des Landes gegen außen nicht mehr zufrieden sind. Sie verlangen, daß mit europäischem oder amerikanischem Kapital die Auswertung der Bodenschätze be-

gonnen werde. Tibet ist, besonders in seiner Hauptstadt Lhassa, nicht mehr so rückständig, wie man allgemein annimmt. Rundfunk ist nichts Ungewöhnliches mehr, und eine chinesische Station sendet regelmäßig in tibetischer Sprache. Der verstorbene Dalai Lama besaß zwei Autos, und Motorräder sind in Lhassa schon lange bekannt.

England hatte bisher kein Interesse daran, Tibet zu erschließen. Jetzt, wo es seine wirtschaftlichen Interessen dort aber wahrnehmen muß, damit ihm nicht andere zuvorkommen, ist es zu schwach und anderweitig zu sehr beschäftigt. Es hat wohl einige Vorarbeiten geleistet, die waren aber weniger wirtschaftlicher als strategischer Natur. Die »Straße« von Darjeeling nach Lhassa ist stellenweise schon für Autos befahrbar (von Phari bis Gyangtse); weiter wurde eine Bahnlinie von Assam durch das Chumbital nach Tibet vermessen. Auch verschiedene Flugplätze hat man schon geplant.

Wahrscheinlich haben die Engländer schon lange erkannt, daß die Tage der »splendid isolation« auch für Tibet zu Ende gehen, und begonnen, sich langsam darauf vorzubereiten, auch während einer aktiveren Zeit die erste Rolle in Tibet zu spielen.

Nun, da diese Zeit gekommen ist, werden sie sich wahrscheinlich darauf beschränken müssen, Zuschauer zu bleiben.

Zwei Ereignisse haben die Einsamkeit Tibets endgültig begraben: der Chinesisch-Japanische Krieg und das weitere Vordringen Rußlands in Zentralasien.

Tschiangkaischek mußte sich gegen die angreifenden Japaner immer weiter nach Westen zurückziehen und die östlichen Provinzen Chinas den Feinden überlassen. Sein Hauptquartier war in den Jahren 1939/43 Tschungking. Die Industrie Chinas war im Osten konzentriert, während der »wilde Westen« Chinas ein noch nicht völlig erschlossenes Hinterland darstellte. Durch den Rückzug des Marschalls wurden nun diese Provinzen über Nacht zum Mittelpunkt des politischen und wirtschaftlichen Lebens. Tibet nimmt heute zu Tschungking dieselbe Stellung ein, wie

vor wenigen Jahren die Westprovinzen zu Peking – es ist zum angrenzenden Hinterland geworden.

Sowohl in Tibet als auch in Tschungking erinnert man sich der gemeinschaftlichen Bande. Tibet sandte dem Marschall während der chinesisch-japanischen Auseinandersetzung eine Unterstützung für seinen Kampf gegen Japan. Wenn auch diese Unterstützung mehr symbolischen als praktischen Wert hatte, so zeigt sie doch, daß Tibet sich seiner Chinazugehörigkeit bewußt wird. Es ist möglich, daß Tschiangkaischek noch weiter nach Westen zurückweichen muß, vielleicht wird der japanische Angriff bis nach Tibet getragen werden. Zwei tibetische Provinzen, Tschinghai und Kham, werden von den chinesischen Nationalisten bereits als chinesisches Gebiet angesprochen.

Mit der Abgeschlossenheit Tibets gegen China ist es, ganz gleichgültig, wie der Chinesisch-Japanische Krieg verläuft, ein für allemal vorbei.

Von Norden setzt Rußland seinen Vormarsch in Zentralasien noch immer fort. Zwei chinesische Außenprovinzen stehen unter russischem Einfluß – Sinkiang und die Äußere Mongolei.

Sinkiang und besonders Kaschgar in russischen Händen: das bedeutet für die Strategen Indiens einen schweren Schlag, denn von Kaschgar führt der so wichtige Karawanenweg über den Mintaka-Paß nach Kaschmir. Noch ist dieser Weg für Autos nicht befahrbar, aber mit einem Heer von Kulis kann man Wunder schaffen, das hat Tschiangkaischek beim Bau der Burmastraße, über die noch zu sprechen ist, gezeigt.

Man kann ohne weiteres erkennen, welche Gebiete Asiens für die Sicherheit Indiens von großer Bedeutung sind. Die britischen Vertreter in diesen Gebieten werden nämlich nicht vom britischen Außenamt in London ernannt, sondern vom indischen »Political Department«, das vom indischen Vizekönig geleitet wird. Der indische Vizekönig kann also sozusagen seine eigene, private Außenpolitik betreiben, für die er natürlich der Krone verantwortlich ist. Die Briten, die auf derartige Posten kommen,

sind meist in Indien geschult worden, d. h. sie haben in ihrem neuen Wirkungsfeld nicht nur britische, sondern hauptsächlich britisch-indische Politik zu treiben. Hierher gehören die politischen Beamten in Belutschistan, am Persischen Golf und im östlichen Iran, ferner die Gesandtschaften in Afghanistan und Nepal und schließlich der Konsul in Kaschgar. Das zeigt, wie wichtig Kaschgar den indischen Strategen ist.

Nicht nur von Sinkiang (dem früheren Chinesisch-Turkestan), sondern auch von der Äußeren Mongolei rückt der sowjetische Einfluß immer näher an Tibet heran. Ein besonders starker Druck soll sich von Urumtschi über die Provinz Kansu bemerkbar machen.

Noch sind die Auswirkungen dieser Ereignisse nicht sichtbar, aber es spricht alles dafür, daß Tibet in den nächsten Jahren eine ähnliche Entwicklung durchmachen wird wie Chinesisch-Turkestan oder die Mongolei.

Wahrscheinlich wird ganz Zentralasien einen überraschenden Aufstieg erleben. Colin Roß nennt den Raum innerhalb der Städte Samarkand–Lhassa–Tschungking–Sinkiang ein »weltpolitisches Vakuum«. Es ist ein unbekanntes, meist wüstenartiges Gebiet. Keine politischen und keine geschichtlichen Ereignisse haben sich innerhalb dieses Raumes abgespielt, wenn man davon absieht, daß die Laufbahn Dschingis Chans hier ihren Anfang nahm. Dieses Vakuum kann und wird wahrscheinlich in Zukunft mit neuem Leben erfüllt werden; moderne Bewässerungssysteme können ein blühendes Land schaffen. Tibet wird dann gegen Norden nicht an menschenleere Wüsten und Gebirge grenzen, sondern an ein dicht bevölkertes Land mit starker Dynamik.

All diese Erwägungen zeigen deutlich, daß Tibet in naher Zukunft aus seiner Ruhe und Abgeschlossenheit heraustreten wird. Der Himalaja wird dann, besonders wenn die Technik noch weiter fortgeschritten ist, keine sichere Grenzsperre mehr sein, sondern durch seine Pässe werden neue Eindringlinge nach dem warmen Indien ihren Weg suchen.

Wie rasch weitreichende Veränderungen, die alle geopolitischen Voraussagen über den Haufen werfen, eintreten können, zeigt der Fall Burma.

Als die Ostindische Handelsgesellschaft in Indien Fuß gefaßt hatte, mußte sie daran denken, ihre neuen Besitzungen auch gegen Osten zu schützen. In drei Feldzügen, die 1886 zu Ende gingen, wurde Burma erobert. Der letzte Feldzug wurde hauptsächlich durch eine Annäherung des Königs Thibaw von Burma an die Franzosen in Indochina hervorgerufen. Die Engländer fürchteten die Rache der Franzosen, die es nicht vergessen konnten, daß sie aus dem reichen Hindustan vertrieben worden waren. Obwohl Burma weder rassisch noch kulturell zu Indien gehört, war es bis 1937 ein Bestandteil Britisch-Indiens. Dann wurde es hauptsächlich auf Betreiben der Burmesen verwaltungstechnisch von Indien getrennt. Die Burmesen wandten sich vor allem gegen die unbeschränkte Einwanderung der Inder, die eine ernstliche Gefahr für sie bedeutete. Als viel ernstere und genügsamere Arbeiter vertrieben sie die lebensfrohen Burmesen langsam aus ihren Arbeitsstellen, und Rangoons arbeitende Bevölkerung wird zu 75 % von eingewanderten Indern gebildet.

Nach der Abtrennung von Indien sollte Burma den britischen Interessen nicht nur als Ausbeutungsobjekt, sondern hauptsächlich als Verteidigungsglacis Indiens gegen Osten dienen.

Auch hier schienen die Vorbedingungen der Natur für Verteidigungszwecke ideal und unabänderlich. Ist das burmesisch-chinesische Grenzgebirge auch nicht so hoch wie der Himalaja, so sind die nach Süden ziehenden Ausläufer des Himalaja schwieriger zu überwinden als dieser selbst. Das »Land der Stromfurchen« war seit jeher eine unüberschreitbare Grenze. Auf viele Hunderte von Kilometern fließen die mächtigen Ströme Irrawaddy, Salwen, Mekong und im nördlichen Teil auch der Yangtsekiang nebeneinander nach Süden. Die Flußtäler sind tief und steil eingeschnitten, der Höhenunterschied zwischen Flußbett und Bergkette beträgt mehr als 2000 Meter.

Nur wenige Expeditionen waren bisher mit Mühe in dieses unzugängliche Land vorgestoßen. Selbst für den Fußverkehr der Eingeborenen schienen diese Täler mit ihren steilen Abstürzen fast unüberwindlich.

Als Tschiangkaischek von den Japanern aus Ostchina vertrieben wurde und sein Hauptquartier in Tschungking aufschlug, hatte er große Schwierigkeiten wegen des Nachschubs von Kriegsmaterial. Als die Japaner schließlich noch Kanton einnahmen, wurde das Problem des Nachschubs eine Frage auf Leben und Tod für den Marschall.

Um hier Abhilfe zu schaffen, ließ er den Maultierpfad, der von Tschungking über Kueiyang, Kunming nach Lashio in Burma führte, zu einer Autostraße ausbauen. Unter der Leitung englischer und amerikanischer Ingenieure arbeiteten während des Jahres 1938 nicht weniger als 300000 Kuli an dem gigantischen Werk. Hunderte, vielleicht Tausende gingen bei dem fieberhaft schnell betriebenen Bau zugrunde, aber Menschenleben zählen in Asien wenig. Schließlich hatte es der Marschall geschafft – aus einem unbedeutenden Maultierpfad war die strategisch so wichtige »Kanonenstraße« geworden.

Bis Lashio kann das Material auf den burmesischen Eisenbahnen befördert werden. Von hier sind es 200 Kilometer bis zur chinesischen Grenze und weitere 1000 Kilometer nach Tschungking.

Tschiangkaischek verdankte die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes nicht zuletzt der »Kanonenstraße« und dem auf ihr beförderten Kriegsmaterial.

Im Sommer 1940 hatten der europäische Krieg und die von Deutschland betriebene Großraumpolitik auch in diesem Teile Asiens ihre Auswirkungen. Die Japaner hatten Hongkong vom Lande her abgeriegelt und so Kriegsmaterialsendungen auf Schmuggelpfaden unterbunden; sie verlangten gleichzeitig von England die Schließung der Burmastraße. Widerwillig gab Churchill nach, befristete aber sein Zugeständnis auf drei Monate. In-

zwischen wurde in Berlin das Dreierabkommen Deutschland–Italien–Japan abgeschlossen. Churchill sah damit die letzte Möglichkeit, Japan auf Englands Seite zu bringen, schwinden und verfügte nach Ablauf der drei Monate die Wiedereröffnung der Burmastraße.

Besonders Amerika, seit langem der Gegenspieler Japans, drängte auf die Eröffnung der Straße. Unterstützt es doch den Marschall weitestgehend mit Kriegsmaterial und sieht in ihm das Werkzeug, das für die »offene Tür in China« und damit für den amerikanischen Handelsimperialismus kämpft.

Am 17. Oktober 1940 wurde die Straße wieder eröffnet, wenige Tage später aber hatten japanische Flugzeuge die Hängebrücke über den Mekong zerstört. Als aber Japan auf die Herausforderung der USA. mit der Kriegserklärung antwortete, war es eines der großen Ziele japanischer Strategie, diese für Tschiangkaischek lebenswichtige Straße in ihren Besitz zu bekommen. Dieses Ziel war erreicht, als am 30. April 1942 japanische Truppen Lashio, den Ausgangspunkt der Burmastraße, besetzten und damit die Zufuhrmöglichkeiten über Burma für Westchina sperrten.

Wir haben den Fall der Burmastraße deshalb hier so genau besprochen, weil er zeigt, daß natürliche Schranken, wie Gebirgszüge, die bisher als unüberwindlich galten, der modernen Technik zum Opfer fallen. Geschehnisse von großen Ausmaßen werden damit vorbereitet – zum erstenmal im Laufe ihrer Geschichte treten die zwei größten Volksaggregate der Welt, Chinesen und Inder, miteinander in Berührung.

Die Burmastraße ist zu einem Brennpunkt weltgeschichtlichen Geschehens geworden: Japaner, Chinesen, Engländer und Amerikaner kämpfen hier gegeneinander. Der Sieger wird einmal einen nachhaltigen Einfluß auf die Zukunft Indiens ausüben.

Die »Sperrforts« der Festung Indien sind über die ganze östliche Hemisphäre der Welt verteilt; die Maßnahmen, die von England für den Erhalt dieser Stützpunkte betrieben werden,

und die Gegenaktionen ihrer Gegner sind ohne Übertreibung von weltpolitischer Bedeutung. Wollte man die Geschichte der Erwerbung dieser Sperrforts und der strategischen Sicherheitsmaßnahmen erzählen, so müßte man – mit wenigen Unterlassungen – die Weltpolitik der letzten Jahrhunderte wiederholen. Es geht vielleicht etwas zu weit, wenn man, wie der indische Schriftsteller Das, behaupten wollte, alle weltpolitischen Ereignisse ließen sich durch die Sorge um oder die Gier nach Indien erklären. Aber zwischen Gibraltar und Hongkong und zwischen Kapstadt und Odessa gibt es wohl kein politisches Ereignis, das nicht durch Englands Bemühungen, seinen Indienbesitz zu sichern, hervorgerufen oder von Mächten in Szene gesetzt wird, die diesen Besitz erschüttern wollen.

Wir müssen uns immer wieder vor Augen halten, was »Indien« bedeutet. Ein Fünftel der Menschheit lebt hier; das Land gehört schon jetzt zu den acht größten Industriemächten der Welt, seine Vorkommen an Kohle und Eisen sind unerhört reich, Baumwolle und Jute können in riesigen Mengen gepflanzt werden. Ein russischer Zar hat einmal über Indien treffend gesagt: »Wer Indien beherrscht, beherrscht den Welthandel und durch ihn die Welt!«

Die Verteidigungsmaßnahmen des Empire erstrecken sich ebensosehr auf das eigentliche Indien wie auch auf die Zufahrtswege nach Indien.

Bevor der Suezkanal gebaut wurde, führte die Route nach Indien um die Südspitze Afrikas. Die britische Landbrücke Kap—Kairo hat ihre wichtige strategische Bedeutung für die Indienverteidigung. Verschiedene Inseln um Afrika mußten britisch werden, um den Seeweg nach Indien zu sichern – z. B. Ascension, St. Helena, Mauritius, Rodriguez.

Durch die Eröffnung des Suezkanals wurde die Bedeutung des transafrikanischen Seeweges vermindert, aber nicht aufgehoben, denn die Briten erkannten, daß Suez und das Rote Meer leicht auch für sie gesperrt werden könnten. Der längere Weg um Afrika war dann sicher und ungefährdet.

Wie Perlen an einer Kette liegen die britischen Sperrforts im Mittelmeer und im Roten Meer, führt doch durch diese Meere die Hauptschlagader des Britischen Empire – der kürzeste Weg England–Indien. Die Geschichte von Gibraltar, Malta, Cypern, Suez und Aden ist durch die letzten kriegerischen Ereignisse so bekannt geworden, daß sie hier nicht wiederholt werden muß.

Die erste große Niederlage der britischen Verteidigungsstrategen bedeutete die Eroberung Abessiniens durch die Italiener. Einer der Hauptgründe, warum England sich einer Rückgabe der deutschen Kolonien in Afrika so energisch widersetzte, war die Angst vor einer deutschen Nachbarschaft am Indischen Ozean; hätte sie doch die Deutschen in »gefährliche« Nähe Indiens gebracht.

Nach dem Weltkrieg waren die imperialistischen Träume Lord Curzons verwirklicht; quer durch Afrika zog sich vom Kap nach Kairo eine Landbrücke, und der Landweg nach Indien war durch skrupellose Lösung der Araberfragen im Vorderen Orient gesichert.

Die ersten Anzeichen eines strategischen Rückzuges aus der Festung Indien konnte man bereits bemerken. Kurz vor Kriegsbeginn wurden von englischen und amerikanischen Piloten die ersten Versuchsflüge auf einer zu gründenden neuen Fluglinie durchgeführt, die Australien mit Afrika verbinden soll. Nun sind Fluglinien im allgemeinen bedeutend mehr als reine Verkehrslinien, sie sind weltpolitische Kraftlinien von allergrößter Bedeutung. Die Linie der Pan American Airways, die den Pazifik überquert und von USA. über die Inseln Midway, Wake, Guam nach den Philippinen führte, war in Verbindung mit den Befestigungen verschiedener Inseln zu einem machtpolitischen Keil geworden, der drohend in japanisches Einflußgebiet hineinreichte und den japanischen Strategen manche Sorge bereitete.

Die Australien–Afrika-Linie sollte von Nordwestaustralien über die Kokos-Inseln, Tschagos-Inseln und Seychellen nach Mombassa führen. Diese Linie war als gemeinsame britisch-

amerikanische Basis für einen kommenden Kampf um den bereits gefährdeten Indischen Ozean gedacht. Lange bevor durch die Kriegsereignisse die britischen und amerikanischen strategischen Interessen vereint wurden, fanden sich die beiden Länder zusammen, um eine gemeinsame Front südlich von Asien aufzubauen.

Für England würde diese strategische Luftlinie eine Sicherung des Indienbesitzes bedeutet haben, gleichzeitig aber auch ein Anzeichen für die Möglichkeit der Preisgabe Indiens. Amerika würde durch die Afrikalinie seinen Machtkeil, der bisher nach den Philippinen reichte und sich dann nach China verteilte, südlich von Asien verlängert haben.

Asien ist im Umbau, es ist wahrscheinlich, daß englischer und amerikanischer Imperialismus in Kürze dort nichts mehr zu suchen hat. Beide sehen sich nun nach Rückzugsbasen um, die gegebenenfalls auch als Ausgangspunkte für groß angelegte Offensiven gebraucht werden können.

ACHTZEHNTES KAPITEL

Kampf um Indien

Wir haben die Lage und den Bau der »Festung« Indien kennengelernt und wollen jetzt die Art und Weise betrachten, in der seit Jahrzehnten um dieses wertvolle Land gekämpft worden ist.

Seitdem die Engländer den französischen Einfluß mit indischer Militärgewalt verdrängt hatten, hat man kaum mehr von einem »Kampf um Indien« gehört; denn die gelegentlichen militärischen Operationen an der Nordwestgrenze verdienen diesen Namen kaum.

Trotzdem ist der Kampf um Indien eines der längsten, vielseitigsten und interessantesten Ringen, die jemals zwischen Weltmächten stattgefunden haben. Um Indiens willen wurde in Flandern und Mesopotamien gekämpft, und die Weltpolitik ist größtenteils nichts anderes als der Kampf um Indien.

Die Aussprüche einiger Staatsmänner können am besten zeigen, von welchen Erwägungen die Politik und das Ringen um die Sicherheit Indiens getrieben wurde. Als 1839, also lange vor dem Bau des Suezkanals, Aden englisch wurde, erklärte Palmerston: »Wie ein Edelmann, der im Norden und Süden des Landes große Besitzungen zu eigen hat, nicht alle dazwischen liegenden Landstrecken zu okkupieren wünscht, sondern zufrieden ist, wenn ihm die Gasthöfe an der Straße offenstehen und ihn mit guten Hammelrippchen und tauglichen Postpferden versehen, so ist es England auf der Straße nach Indien um die offene Tür und die Bequemlichkeit der Durchfahrt zu tun!«

Um den unersättlichen englischen Hunger nach »Hammelrippchen« zu befriedigen, mußten Gibraltar, Suez, Aden, Singapore usw. britisch werden. Aber auch die saftigsten Hammelrippchen auf dem Weg nach Indien beruhigten die englischen Verteidigungsstrategen noch nicht. Der Weg nach Indien schien ja wohl etwas gesichert, aber Indien selbst? Man mußte ein »Glacis« um das Land schaffen. Genügte es anfänglich, Afghanistan und Belutschistan als Glacis zu betrachten, so wurden

später Persien, ja schließlich die arabischen Länder bis zur Küste des Mittelmeeres nichts anderes als ein Vorraum nach Indien. Salisbury hat einmal gesagt: »Die Militärs würden am liebsten den Mars besetzen, um uns vor dem Mond zu beschützen.«

Ein englischer Historiker erklärte die Indienpolitik Englands folgendermaßen: »Jede Bewegung in der Türkei, jedes neue Symptom in Ägypten, jedes erregende Moment in Persien, im Transoxuslande oder in Burma oder in Afghanistan sind wir verpflichtet, mit Wachsamkeit zu beobachten. Der Grund ist der, daß wir im Besitze Indiens sind. Aus diesem Grunde haben wir eine führende Stellung im System der asiatischen Mächte und ein führendes Interesse an den Angelegenheiten aller der Länder, welche auf dem Wege nach Indien liegen.«

England nahm es – aus Heuchelei – als »des weißen Mannes Bürde« auf sich, in Asien eine Pax Britannica herzustellen, die ihm den ungestörten Indienbesitz sichern sollte.

Der Kampf um Indien läßt sich gliedern in den Kampf, der in Indien selbst geführt wurde, und in die Abwehr gegen Feinde von außerhalb. Mit der großen Meuterei (1857) war der innere Kampf beendet; die nächsten Jahrzehnte galten der Sicherung gegen einen Angriff fremder Mächte. Nach dem Weltkrieg schien der Indienbesitz sicherer als je: bis zum Mittelmeer dehnte sich das von England beherrschte »indische Glacis«, Deutschland und Rußland, die dem Indienbesitz hätten gefährlich werden können, waren von inneren Kämpfen erschüttert und ohnmächtig. Englands Herrschaft in Indien schien auf lange Zeit gesichert zu sein. Da zeigten sich die Folgen des Weltkrieges, eine Welle des Nationalismus ging über die Welt und erfaßte auch die Inder. Unter Führung von Gandhi und Nehru begann der innere Kampf um Indien auf den bisher unbekannten Fronten des zivilen Ungehorsams. Dieser Kampf kam seither nicht zum Stillstand; er wird auf Konferenzen zwischen Politikern oder auf der Straße zwischen Militär und Volk ausgetragen und geht ständig weiter.

In dem jetzigen Krieg steht England vor der schweren Aufgabe, seine Herrschaft in Indien auf zwei Fronten zu verteidigen. Und auf beiden Fronten sind die Gegner stärker als je zuvor.

Seit England in Indien festen Fuß gefaßt hatte, kamen im Lauf der Zeit verschiedene Mächte in den britischen Verdacht, sie könnten Indien als Ziel ihrer imperialen Interessen haben. Die englische Politik richtete sich automatisch gegen diese Staaten. Frankreich war die erste Macht, die Indiens wegen zum Feinde Englands wurde.

Der französische Druck nach Osten

Als Napoleon Ägypten eroberte, kam er dem Lebensnerv des Britischen Empire zum erstenmal nahe. Der Suezkanal bestand zwar damals noch nicht, aber Ägypten war eines der Länder auf dem Wege nach Indien und durfte daher in den Händen keiner anderen Großmacht sein als der Englands. Wenig später hatte Napoleon mit dem russischen Zaren Besprechungen, deren Ziel ein russisch-französischer Vormarsch gegen Indien sein sollte. Napoleon hatte als erster erkannt, daß das Britische Empire eigentlich ein asiatisches Herrschaftsgebilde ist, dessen Schwerpunkt in Asien liegt. Er wollte es daher in seinem Zentrum, in Indien, treffen. Die britischen Gegenmaßnahmen bestanden in der Entsendung von diplomatischen Missionen nach Afghanistan und Persien; beide Staaten sollten zu einem Beistandspakt gegen den französischen Vormarsch gewonnen werden. Auch sollte ein britischer Agent von Basra aus das Fortschreiten des französischen Einflusses beobachten und darüber nach Indien berichten.

Napoleon konnte seine Pläne nicht durchführen, und sein Sturz nahm den französischen Druck wieder von den Schultern der verantwortlichen britischen Staatsmänner.

Wenig später aber sollte das französische Gespenst ein zweites Mal und viel drohender vor Indien erscheinen.

Der ägyptische Sultan hatte dem Franzosen Lesseps die Konzession zum Bau des Kanals von Suez erteilt. Die Engländer er-

kannten sofort, daß dieser neue, kurze Seeweg nach Indien, dessen verwundbare und absperrbare Stelle unter ägyptisch-französischer Macht stand, eine ungeheure Bedrohung Indiens darstellte. Mit aller Kraft widersetzten sie sich dem Bau, besetzten aber auf alle Fälle die Insel Perim, um dadurch dem bereits früher einverleibten Schlüsselpunkt Aden einen besseren Rückhalt zu verleihen.

Durch den Bau des Suezkanals wurde Ägypten zu dem besonderen Sorgenkind der britischen Politiker und Militärs. Solange Frankreich in Ägypten den Vorrang hatte, war der Weg nach Indien nicht sicher. Von Ägypten aus konnte Frankreich jederzeit mit Erfolg versuchen, seine kühnen imperialen Ziele in die Tat umzusetzen.

Unter Disraeli kaufte England die Suezkanalaktien; der Einfluß der Trikolore in Ägypten wurde zurückgedrängt, und an ihrer Stelle flatterte der Union Jack.

Noch einmal prallten britischer und französischer Imperialismus am Nil hart gegeneinander, als nämlich Oberst Marchand in Faschoda im Sudan die französische Flagge hißte. Vom Süden her bedrohte nun Frankreich den Suezkanal, der zum Lebensnerv des Britischen Empire geworden war. Der britischen Diplomatie gelang es aber, den Oberst zum Rückzug zu zwingen und damit die französische Gefahr endgültig vom Suezkanal zu bannen.

Schatten vom Pamir

Während Frankreich bei seinem Auftreten in Ägypten nur vorübergehend eine Bedrohung Indiens dargestellt hatte, bedeutete Rußland, sobald es in seinem Süddrang den Pamir erreicht hatte, eine beständige Gefahr für Indien. Mit asiatischen Methoden hatte Rußland seine Grenze gegen Süden vorgeschoben, bis die Kosaken am Pamir standen. Ihre Schatten fielen lang und drohend auf Indien.

Die russische Politik wurde lange Zeit und wird auch heute noch von einer Lebensnotwendigkeit für das Land bestimmt, das

einen leicht zugänglichen, eisfreien Hafen braucht. Im Mittelmeer, im Persischen Golf und im Indischen Ozean schien dieses Ziel erreichbar, aber überall war England der Gegenspieler. Es stärkte die Hohe Pforte gegen Rußland, es machte den Persischen Golf zu einer »britischen Binnensee« und Afghanistan zu einem Prellbock gegen das russische Vordringen.

Von russischer Seite hielt man verschiedentlich einen Einfall nach Indien für ein undurchführbares militärisches Unternehmen, aber wenn man auch an einen Erfolg gegen Indien selbst nicht glaubte, so hatte man doch ein gutes Mittel in der Hand, um seinen Wünschen im Mittelmeer Gehör zu verschaffen. Truppenkonzentrationen in Turkestan sollten den Weg nach Konstantinopel ebnen. Mit dem »mittelasiatischen Hebel« wollte man europäische Ziele erreichen. General Skobelew sagte: »Ohne eine ernsthafte Demonstration gegen Indien ist ein Krieg um die Balkanhalbinsel undenkbar«.

Zwei Wege standen den Russen für ihren Vormarsch nach Indien offen, der eine führte durch Persien, der andere durch Afghanistan. Beide Länder wurden daher in stärkstem Maße zum Schauplatz des britisch-russischen Machtkampfes in Asien, besonders das Geschick Afghanistans wird weitestgehend vom Kreml und der White Hall aus bestimmt.

1837 belagerten die Perser die afghanische Stadt Herat, die als »Sprungbrett nach Indien« großen strategischen Wert hat. Es waren Perser und Afghanen, die hier gegeneinander kämpften, aber hinter den asiatischen Soldaten standen die Mächte, die wirklich um die wertvolle Stadt kämpften. Der persische Angriff wurde von einem russischen Offizier geleitet, während die Verteidigung Herats in den Händen eines jungen Engländers lag.

Zweimal, 1840 und 1878, sah sich England veranlaßt, in Afghanistan einzufallen, um dessen Vorliebe für Rußland etwas zu dämpfen. Beide Kriege waren mit großen militärischen und moralischen Opfern verbunden. Wenn die Engländer auch schließ-

lich siegten, so mußten sie doch schwere Niederlagen in Kauf nehmen, die ihr Ansehen in Indien sehr schädigten.

Die berechtigte englische Angst vor dem Vordringen Rußlands bestimmte die britische Asienpolitik. Wie England in Europa einen »Festlandsdegen« brauchte, um das Gleichgewicht herzustellen, so suchte es auch in Asien nach einem »Degen«, der an seiner Stelle gegen Rußland kämpfen sollte. Man dachte einige Zeit an China, das Rußland in Fernost hätte angreifen können. Der Chinesisch-Japanische Krieg und die chinesische Niederlage zerstörten aber diesen Plan.

Um die Wende des 19. Jahrhunderts (1899–1901) war England militärisch und wirtschaftlich auf Südafrika konzentriert, wo es den Burenkrieg austrug. Indien war dadurch viel exponierter geworden. Hatten die deutschen Generalstäbler bisher einen russischen Angriff auf Indien für undurchführbar gehalten, so sahen sie jetzt »den Kampf um Indien durch die südafrikanischen Ereignisse näher gerückt.«

Rußland ließ diese günstige Situation nicht ungenützt vorübergehen. Die Bahn gegen Herat war bis an die Grenze vorgestoßen worden, und man sprach davon, daß man 30000 Kosaken an die Grenze geschafft habe. In Wirklichkeit waren es nur 3000, aber es schadete nicht, wenn man energisch auf den mittelasiatischen Hebel preßte, um so mehr als der englische Gegendruck schwach geworden war.

Um die Jahrhundertwende schien es, als sollte die Spannung, die zwischen England und Rußland – nicht zuletzt wegen Indien – bestand, zu einer Annäherung Englands an Deutschland führen. Wilhelm II. wäre auch zu einer solchen Politik gern bereit gewesen. Es war hauptsächlich dem Einfluß des franzosenfreundlichen Salisbury zuzuschreiben, daß es zu dieser Annäherung nicht kam. Er hielt ein Bündnis mit Rußland für günstiger.

Während der nächsten Jahre spielte sich ein interessanter politischer Vorgang ab. England hatte endlich in Japan den asiatischen »Festlandsdegen« gefunden, den es brauchte, um Ruß-

lands Expansion einzudämmen. Es schloß mit Japan ein Bündnis ab, das es diesem ermöglichte, den Krieg gegen Rußland zu beginnen, ohne auf unangenehme Überraschungen aus Europa gefaßt sein zu müssen. Während des ganzen Russisch-Japanischen Krieges war England der ausgesprochene Gegenspieler Rußlands, aber in englischen politischen Kreisen schien man das nur für ein Zwischenspiel zu halten und behielt das Endziel einer Allianz mit Rußland im Auge. Als Japan vorschlug, auch Deutschland in das Bündnis einzubeziehen, wurde das von England abgelehnt, es wollte sich durch diese Kombination den Weg zu Rußland nicht versperren.

Noch während England sich mit Rußland in einem fast offenen Kriegszustand befand, begann es, sich von Deutschland zu distanzieren. Der Ton der Presse wurde auffallend kühl, und manche Ereignisse zeigten, daß die Stimmung zwischen beiden Ländern nicht sehr freundlich war, so z. B. das Auftauchen eines englischen Kriegsschiffes vor Koweit, das die deutschen Bahnbaupläne endgültig störte. Vielleicht sahen die Engländer in den deutschen Plänen der Bagdadbahn nicht so sehr eine Bedrohung Indiens als vielmehr ein Mittel, um eine entsprechende Stimmungsmache gegen Deutschland anzetteln zu können. Man hatte sich in Downingstreet endgültig entschlossen, von Deutschland abzurücken und sich Rußland zu nähern – jedes Mittel, dieses Ziel zu erreichen, mußte gut sein.

Die Annäherung an Rußland war nicht so leicht; englische Pläne einer Militärexpedition nach Tibet und fortgesetze Zwischenfälle in und um Afghanistan ließen eine Atmosphäre, die einem Bündnis günstig gewesen wäre, nur schwer aufkommen.

Aber im Herbst 1903 war man so weit, Rußland bestand nicht länger auf der Eröffnung russischer Agentenstellen in Afghanistan, und man versuchte, die beide Länder betreffenden asiatischen Fragen gütlich zu besprechen.

In diesem Augenblick brach der Russisch-Japanische Krieg los und schien für lange Zeit jede Annäherung zwischen Rußland

und England unmöglich zu machen. Es schien aber nur so, denn zwischen kriegerischen Ereignissen, wie dem britischen Einfall nach Tibet und den russischen Truppendemonstrationen an der afghanischen Grenze, kam immer wieder der englische Drang zum Vorschein, den Krieg nur als eine Episode zu betrachten und das Endziel der Annäherung an Rußland nicht aus dem Auge zu verlieren.

Deutschland, das sich durch die Entente cordiale zwischen England und Frankreich schon etwas isoliert fühlte, hatte nun noch einmal eine günstige Gelegenheit, sich Rußland, das von England und Japan bedrängt war, zu nähern. Im Herbst 1904 begannen Verhandlungen zwischen dem Zaren und dem Kaiser. In Rußland hielt man zu dieser Zeit einen Angriff auf Indien für aussichtsreicher als die Kämpfe in Fernost; auch der deutsche Kaiser unterstützte diesen Gedanken und schrieb an den Zar: »... Ich weiß, ... daß die Angst vor Deinem Eindringen nach Indien von Turkestan aus und nach Afghanistan von Persien aus die wirkliche und einzige Ursache ist, warum die Kanonen von Gibraltar und der britischen Flotte vor drei Wochen geschwiegen haben. Die indische Grenze und Afghanistan sind die einzigen Teile der Erdkugel, wo die gesamte britische Flotte für England unwirksam ist. Indiens Verlust ist der Todesstoß für Großbritannien!«

Diese Verhandlungen, die Frankreich einschließen und damit der Entente cordiale den Todesstoß hätten versetzen können, schliefen aber bald wieder ein. Die Meinung des Zaren deckte sich nicht mit der der russischen Diplomatie, und ein Angriff auf Indien schien selbst dem russischen Generalstab ein gewagtes Unternehmen.

Sobald England die deutschen Bemühungen erkannte, begann es trotz des noch herrschenden Spannungszustandes mit Rußland seine Werbungen um die Gunst des gegenwärtigen Feindes zu verdoppeln; gleichzeitig wurde eine wüste Haßkampagne gegen Deutschland eröffnet.

Noch einmal machte der Kaiser einen Versuch, mit Rußland in

enge Fühlung zu treten, und traf sich mit dem Zaren in Björköe, aber inzwischen war Rußland in Fernost geschlagen worden, England sah in ihm keinen gefährlichen Rivalen mehr, sondern eine Macht, mit der man endlich in das so lange erwartete Bündnisverhältnis treten konnte. Rußland bildete keine Bedrohung Indiens mehr; es durfte daher mit England an einem Verhandlungstisch sitzen.

Rußland, um dessen Freundschaft nun England und Deutschland warben, sah sich vor die Frage gestellt, wem es sich zuwenden sollte. Es entschied sich für den bisherigen Gegner England, nicht aus Gründen der Deutschfeindlichkeit, sondern ganz einfach, weil ein Ausgleich mit England mehr bot als ein Zusammengehen mit Deutschland. 1907 wurde Asien zwischen Rußland und England in »Interessengebiete« aufgeteilt, Indien wurde damit endgültig gegen jedes russische Vordringen sichergestellt.

Wenn dieser Pakt auch den Frieden in Asien sicherte, so stellte er eine schwere Bedrohung des europäischen Friedens dar, war er doch von englischer Seite ausgesprochen gegen Deutschland gerichtet. Weiter hinderte er die russische Dynamik, sich in Ost- oder Zentralasien zu betätigen, drängte sie dafür aber auf den Vorderen Orient und nach dem Balkan, die beide den Spielraum für die beginnende deutsche Expansion abgeben sollten.

Man hat neben dem deutschen Flottenbau auch den Bau der Bagdadbahn als Zündfunken des Weltkrieges betrachtet. Nach vielen Schwierigkeiten kam aber in der Frage der Bagdadbahn zwischen England und Deutschland eine befriedigende Einigung zustande – wenige Tage, bevor der Weltkrieg begann. Die deutsche Bahn bildete eine bedeutend geringere Bedrohung Indiens als die Bahnpläne, die Rußland zu gleicher Zeit in Persien verfolgte. Es setzte sich über das Abkommen von 1907 hinweg, begann in Nordpersien immer fester Fuß zu fassen und plante den Bau einer transpersischen Bahn. Vergebens baten die Engländer die Russen, das Bündnissystem wegen derartiger lokaler Interessen nicht aufs Spiel zu setzen.

Rußland bedrohte damals jedenfalls die Sicherheit Indiens mehr als Deutschland, aber der von Salisbury so lange vorausgeplante Dreierpakt Rußland–Frankreich–England hatte genügend Dynamik, um die unausbleibliche Folge herbeizuführen – den Krieg gegen Deutschland.

Rußland mußte in den Monaten vor dem Weltkrieg genau so wie die anderen Staaten auch erkannt haben, daß weltweite Entscheidungen heranreiften. Warum beunruhigte es nun durch sein Vorgehen in Persien den englischen Partner und stellte die Freundschaft auf eine derart harte Probe? Wahrscheinlich suchte es durch eine Beunruhigung in Asien England zu größeren Zugeständnissen bei Beginn des Krieges zu veranlassen; wieder einmal sollte der Druck auf Indien den Russen den Weg zum Balkan erleichtern.

Wenig später garantierten die Russen die Sicherheit Indiens gegen jeden Angriff. Das war ein großzügiges, aber vielleicht auch etwas ultimatives Angebot Rußlands. Es erwartete, daß England darauf entsprechend reagieren und in dem kommenden Konflikt seinen Mann stellen werde.

England hatte sicher nicht die Absicht, sich aus dem Krieg fernzuhalten; seit Jahren hatte es auf die Einkreisung Deutschlands hingearbeitet, jetzt hatte es sein Ziel erreicht. Hätte es aber doch versuchen wollen, den russischen Partner im letzten Augenblick im Stich zu lassen und als Festlandsdegen zu verwenden, der an Stelle Englands mit der aufstrebenden Macht Deutschlands fertig werden sollte, so hätte dieser Absicht drohend die Garantierung Indiens im Wege gestanden, die jederzeit ins Gegenteil verwandelt werden konnte. Buchanan, der englische Botschafter in Petersburg, sagte damals: »Wenn wir Rußland jetzt im Stich lassen, können wir nicht hoffen, jenes freundschaftliche Zusammengehen mit ihm in Asien fortzusetzen, das von solcher vitaler Bedeutung für uns ist.« Auch Lord Morley, der indische Vizekönig, fürchtete die Rache eines enttäuschten Rußlands: »Wenn Rußland sagt, es wolle auf Konstantinopel marschieren

oder kühn die nördliche und neutrale Zone in Persien besetzen oder auf Eisenbahnbau bis an die indische und afghanische Grenze bestehen, wer will es daran hindern?«

Durch einen entsprechenden »Druck auf den indischen Hebel« konnte Rußland die Haltung Englands in Europa sicher festlegen. Es soll hier nicht angedeutet werden, England hätte ohne diesen Druck im Weltkrieg eine andere Stellung eingenommen, sondern es soll nur festgestellt werden, daß die Sorge um Indien jede andere Stellungnahme unmöglich gemacht hätte. Neben der Sorge um den Bestand der »meerbeherrschenden Flotte« und das Weiterbestehen des britischen Welthandels war es vor allem die Sorge um Indien, die England in den Krieg trieb.

Während des Weltkrieges kämpften indische Truppen an fast allen Fronten, hauptsächlich wurden sie natürlich in Gebieten eingesetzt, die zum »indischen Glacis« gehörten und für die Verteidigung Indiens wichtig waren. Diese Gebiete, besonders Arabien, bereiteten den indischen Truppen auch klimatisch weniger Schwierigkeiten als die europäischen Schlachtfelder.

Der Weltkrieg brachte für die englischen Imperialisten ein stolzes Ergebnis. Niemals war der Indienbesitz gesicherter als nach diesem großen Völkerringen. Von Belutschistan, über Persien, Irak, Transjordanien, Palästina breitete sich das indische Glacis bis ans Mittelmeer. Kleine Schönheitsfehler wie die Tatsache, daß man z. B. den Juden und Arabern Versprechen gemacht hatte, die man unmöglich beide einlösen konnte, störten die Siegesfreude wenig.

Ein glücklicher Zufall hatte den Engländern fast jede Sorge um ihren Indienbesitz abgenommen. Der jahrzehntelange Rivale in Asien und Verbündete in diesem Krieg, Rußland, war durch eine Revolution größten Ausmaßes geschwächt worden und hatte sich offiziell von imperialen Plänen des zaristischen Rußlands, die es als verbrecherisch kennzeichnete, distanziert. Die schwierige Teilung der Beute in Asien und am Balkan zwischen Rußland und England konnte so unterbleiben. England brauchte sich nur

mit Frankreich auseinanderzusetzen, das ja keine ernstliche Bedrohung des Indienbesitzes darstellte.

England hatte den Höhepunkt seiner imperialen Macht erreicht, auf Jahrzehnte schien das Empire und hauptsächlich Indien gesichert. Aber wie jede Ruhe schon den Keim zum nächsten Sturm in sich trägt, so auch in diesem Falle. Der asiatische Nationalismus, der durch den Weltkrieg in ungeahntem Ausmaß gewachsen war, machte sich überall bemerkbar. Japan begann den Fernen Osten für sich zu beanspruchen und erschütterte die Stellung Rußlands von Osten her. Der arabische Nationalismus war mit der Zerstückelung der arabischen Welt in Protektorate und englische Einflußgebiete nicht zufrieden und revoltierte.

In Indien selbst machte sich der asiatische Nationalismus am stärksten bemerkbar. Als die Inder merkten, daß sie um die Versprechungen, die man ihnen englischerseits während des Krieges gemacht hatte, betrogen werden sollten, schlug die Erregung hohe Wellen. Ganz Indien stand im Aufruhr, und nur mit großer Anstrengung konnten die Engländer die verschiedenen Aufstandsbewegungen niederhalten. Seit dem Sepoy-Aufstand von 1857 wurde der Kampf um Indien zum ersten Male wieder auf der inneren Front geführt – das zu einer Zeit, wo man glaubte, den Indienbesitz für ewige Zeiten gesichert zu haben.

»Der Kampf um Indien« trat nun in ein neues Stadium, das während des Krieges 1939/43 seinen Höhepunkt erreicht hat. Der Kampf im Inneren konnte nicht beigelegt werden, die verschiedenen Verfassungsreformen befriedigten die Inder nicht. Während der Druck an der inneren Front also gleich stark blieb, trat eine neue, bisher völlig unbeachtete Macht in den Vordergrund und bildete eine neue Bedrohung Indiens.

Das Impero

Zuerst Frankreich, das man ja aus Indien vertrieben hatte, dann Rußland und später auch Deutschland wurden von den

englischen Politikern als drohende Gefahr für die Sicherheit Indiens betrachtet. Die englische Politik konzentrierte jetzt ihre gesamte Kraft auf den – manchmal nur vermeintlichen – Gegner, bis die Gefahr für Indien gebannt war.

Ein Land, das bisher immer als Großmacht zweiten Ranges gegolten hatte, griff nun den englischen Weg nach Indien an und bereitete den britischen Politikern Sorgen, die ein immer größeres und bedeutsameres Ausmaß annahmen und ihnen heute endgültig über den Kopf zu wachsen scheinen. Die italienische Eroberung Abessiniens war der schwerste Schlag, den die englische Strategie um Indien seinerzeit auszuhalten hatte.

So wie Japan, das heute England aus Ostasien vertreibt und seinen Aufstieg zur Weltmacht unter britischer Förderung durchführte, so wurden auch die ersten kolonialen Bestrebungen Italiens von England unterstützt. Als die Engländer die Franzosen aus Ägypten verdrängten und sich dort festzusetzen begannen, förderten sie die italienischen Landerwerbungen am Roten Meer (z. B. Massaua), um im Falle eines französischen Angriffs die italienische Hilfe in Anspruch nehmen zu können.

Schon 1890 machte sich in der englischen Politik die Sorge breit: wie wird sich das Schicksal des Sudan gestalten, falls Italien in Abessinien Fuß faßt? Die fürchterliche Niederlage des italienischen Heeres bei Adua 1896 machte diese Befürchtungen wieder unnötig und stellte weitere Expansionen Italiens um Jahre zurück.

Bei der Verteilung der Beute des Weltkrieges ging Italien fast leer aus – der Faschismus wurde nicht zuletzt aus dieser Enttäuschung heraus geboren. Nach Jahren konzentriertester Anspannung war Mussolini so weit, das große Abenteuer eines Kolonialkrieges zu wiederholen. Die Lehre von Adua war nicht vergessen worden; Mussolini sagte: »Ich will durch Übermaß sündigen und nicht durch Unterlassung.« Statt 100000 Soldaten wurden 400000 eingesetzt und dazu noch 100000 Arbeiter, die in unglaublich kurzer Zeit die für den Vormarsch lebensnotwendigen Straßen bauten.

England wußte, was auf dem Spiel stand; es konzentrierte seine Flotte im Mittelmeer, drohte mit der Schließung des Suezkanals, wagte aber den vollen Einsatz doch nicht. Vielleicht war es die neue italienische Luftwaffe, über deren Einsatzfähigkeit und Wirksamkeit gegen Flottenverbände man noch nichts wußte, die England Zurückhaltung auferlegte.

Die Zusammenstöße zwischen Luftwaffe und Flotteneinheiten im Krieg von 1939/43 haben gezeigt, daß diese Zurückhaltung nicht unbegründet war.

Die von England mit Hilfe des Völkerbundes durchgeführten Sanktionen gegen Italien konnten den raschen Verlauf des Abessinienkriegs nicht hemmen. Während man von neutraler und italienfeindlicher Seite den Krieg auf mindestens einige Jahre Dauer geschätzt hatte, war er in wenig mehr als einem halben Jahr erledigt.

Englands Weg nach Indien oder, wie Palmerston sich so trefflich ausdrückte, die für England notwendigen »Hammelrippchen« waren durch diese machtpolitische Umstellung in große Unordnung geraten.

Zwischen Libyen und dem eroberten Abessinien lag Ägypten wie in einer Zange. Ägypten aber bedeutete den Suezkanal, und dieser den Weg nach Indien. Das Rote Meer war nicht mehr eine britische Binnensee, sondern Italien hatte hier ernstlich mitzureden. Wie nahe die italienische Expansion Indien bereits gekommen war, zeigte die Eroberung von Britisch-Somaliland durch die Italiener. Aden, das verwaltungstechnisch bereits zu Indien gehörte, kam damit in die Reichweite der italienischen Geschütze. Auch die Flugangriffe auf die Bahrein-Inseln, die ebenfalls schon zum indischen Machtbereich gehören, beweisen, daß der Krieg diesmal wirklich bis vor das Tor Indiens getragen wurde.

Besonders gefährlich wird die Bedrohung des Weges nach Indien für die Engländer dadurch, daß das Mittelmeer für Italien eine Lebensfrage, dagegen für England nur ein Abkürzungsweg

ist. Italien wird sicher alles daransetzen, das Mittelmeer zum »mare nostro« zu machen. Seine strategische Lage sowohl im Mittelmeer als auch im Roten Meer ist ausgezeichnet, und man kann die Zeit voraussehen, wo Suez kein englisches Monopol mehr ist. Dann aber hat der kürzeste und wichtigste Weg nach Indien, für dessen Sicherung England seit Jahrhunderten Weltpolitik treibt, aufgehört, englisch zu sein – der Kampf um Indien tritt dadurch in eine neue und für England ziemlich bedrohliche Phase.

Oben: 25. Indien imitiert Europa. In den großen Städten sind Cafés, Bars und europäische Vergnügungslokale entstanden, die Mischung zwischen Ost und West zeigt sich hier von ihrer wertlosesten Seite.

Rechts: 26. Wieviel Kraft, Ruhe und Selbstsicherheit liegt im Gesicht dieses Bauern aus Nordindien! Nach Beseitigung der inneren Hemmungen müßte diese Rasse unter fähigen Führern wertvolle Beiträge für die weitere Entwicklung Asiens, ja der ganzen Welt liefern können.



Links: 27. Palmen, schöne Bauwerke und schöne Frauen – Indien, wie man es sich meist vorstellt. In Wahrheit aber ist das Gesicht der »Mutter Indien« leidend, melancholisch und gramdurchfurcht.

Unten: 28. Studenten indischer Universitäten genießen auf Wunsch vormilitärische Ausbildung durch – britische Instruktoren. Fühlen sich die Briten mit ihren 60000 weißen Soldaten so sicher, daß sie Studenten, die doch in allen Ländern die Träger des nationalen Willens sind, im Gebrauch der Waffen unterweisen?

NEUNZEHNTES KAPITEL

Ein bißchen Schaum auf tiefem Meer

Wir haben den Bau und die strategische Lage der Festung Indien kennengelernt und auch einige Einzelheiten des Kampfes, der seit Jahrzehnten um den Besitz Indiens geführt wird.

Welche Kräfte stehen nun den Engländern zur Verteidigung Indiens zur Verfügung und wie sind sie organisiert?

Meist hat sich der Kampf um Indien nicht in Indien selbst oder vor dessen Grenzen abgespielt, sondern in ziemlich entferntliegenden, für den Weg nach Indien aber strategisch wichtigen Gebieten. Für diesen Kampf wurden manchmal die gesamten Machtmittel des Empire verwandt, sehr häufig aber waren es Hilfsvölker Englands, die für ihre Ziele einzusetzen die Briten immer verstanden haben, und denen sie die Mühe des Kämpfens übertrugen.

Die Machtmittel an Menschen und Heeresausrüstung, die in Indien selbst zur Verteidigung der britischen Interessen gegen innere oder äußere Feinde bereitstehen, sind überraschend gering. Die Zahl der in Indien ansässigen Europäer beträgt etwa 168000, davon sind 155000 britischer Nationalität. Diesen Europäern, die gerade die Einwohnerzahl einer europäischen Mittelstadt ausmachen, steht die ungeheure Masse von 350 Millionen Indern gegenüber.

Lord Curzon hat den treffenden Satz geprägt, die Engländer seien »nur ein bißchen Schaum auf einem unergründlich tiefen Ozean«. Trotzdem beherrscht dieses »bißchen Schaum« ein Fünftel der Menschheit. Das überraschende zahlenmäßige Verhältnis zwischen Beherrschern und Beherrschten wird anschaulich, wenn man sich schematische Personenzeichnungen vorstellt, wie sie häufig zum statistischen Vergleich von Einwohnerzahlen gebraucht werden. Die Figur des Engländers würde dann einen Millimeter hoch sein, die des Inders würde sich zu der drohenden Höhe von zwei Metern erheben.

Der von indischer Seite immer wieder laut werdende Ruf nach

Indisierung der verschiedenen Verwaltungszweige müßte bei der geringen Anzahl zur Verfügung stehender Europäer verhältnismäßig leicht durchzuführen sein. Der Anteil der Europäer ist auch – wie die folgende Liste zeigt – entsprechend gering, allerdings werden meist die maßgebendsten und best bezahltesten Stellungen Engländern offengehalten.

Abteilung	indische	englische Angestellte (1930)
Polizei	187000	1400
Gesundheitswesen	6000	200
Erziehungswesen	1500 (12500)	200
Forstwesen	16000	240
Staatl. Bauwesen	7500	500
Eisenbahnwesen	700 (9000)	1500 (2000)

Die eingeklammerten Zahlen geben die Zahl der Beschäftigten, falls man die unteren Dienstgrade dazurechnet, dabei verschiebt sich das Verhältnis natürlich zugunsten der Inder.

Bei der heute nicht mehr aufzuhaltenden Indisierung der Ämter stehen auch hohe und gut bezahlte Stellen Indern offen, die früher ausschließlich Europäern vorbehalten waren. Das Verhältnis der englischen, angloindischen und indischen Angestellten innerhalb des »Indian Civil Service« von 1913 sah folgendermaßen aus:

Gehalt	über Rs. 200.—	über Rs. 1000.—	über Rs. 3000.—
Europäer	44%	86%	96%
Angloinder	14%	4%	1%
Inder	42%	8%	3%

Das indische Heer, das letzten Endes die Herrschaft Englands sichert und in dem 60000 Mann britischer Truppen den Kern bilden, hat seit jeher Anlaß zu tiefgehenden Streitigkeiten zwischen Indern und Engländern gegeben. Die Inder beschweren sich mit Recht darüber, daß ein zu großer Teil des Staatsbudgets für Heeresausgaben verwandt wird – die Heeresausgaben belaufen sich ungefähr auf den vierfachen Betrag der Summe, die dem Unterrichtswesen zur Verfügung steht.

Vergleicht man die Stellung Indiens mit der anderer Glieder des Empire, so zeigt sich, daß diese Klagen nur zu berechtigt sind. Während die Dominions sehr wenig, die Kronkolonien niemals mehr als 20 % ihres Budgets für das Heerwesen ausgeben, zahlt Indien dafür 29 % (Zentralregierung und Provinzregierung gerechnet) oder 54 % (nur die Zentralregierung gerechnet).

Die indischen Heeresausgaben erreichen gigantische Ziffern und werden für die Verarmung des Landes immer wieder ins Treffen geführt. Mit Beginn der »Forward Policy«, die es sich zum Ziel machte, die unsicheren Grenzgebiete mit Militärgewalt zu durchdringen, stiegen die Ausgaben um 65 %. Die durchschnittliche Summe, die jährlich für das Heerwesen ausgegeben wurde, betrug von 1905 bis zum Weltkrieg etwa 22 Millionen Pfund. Nach dem Krieg erhöhte sich das Heeresbudget wegen der weit um sich greifenden Unruhen und wegen des Feldzuges gegen Aman Ullah ganz erheblich und sank nur langsam wieder zu seinem normalen Stand herab.

Jahr	Ausgabe		
1918—19	660	Millionen	Rupien
1919—20	870	,,	,,
1920—21	870	,,	,,
1921—22	690	,,	,,
1922—23	650	,,	,,

Später wurde der Beschluß gefaßt, daß die Heeresausgaben die Summe von 500 Millionen Rupien nicht überschreiten sollten. Dieses Ziel wurde schließlich auch erreicht.

1931—32	510	Millionen	Rupien
1932—33	460	,,	,,
1933—34	440	,,	,,

Weiter wird von indischer Seite in bezug auf das »indische« Heer immer wieder eingewendet, daß es nicht indischen Interessen diene, sondern solchen des Empire. 1890 beschwerte sich ein Mitglied der indischen Regierung: »Millionen sind verwendet worden für die Verstärkung der indischen Armee, für Rüstungen

und Befestigungen, die die Sicherheit Indiens verbürgen sollten – nicht gegen Feinde oder gegen Angriffe kriegsliebender Völker der angrenzenden Gebiete, sondern um die Vorherrschaft der britischen Macht im Osten sicherzustellen. Das Ziel all dieser teuren und großen Maßnahmen reicht weit über die indischen Grenzen und ist imperiale Politik.«

Schon vor dem südafrikanischen Feldzug wurden 14 ausländische Kriege geführt, an denen indische Truppen teilnahmen. Sie kämpften in den meisten dieser Kriege für rein englische Interessen und auf Kriegsschauplätzen, die zum Teil Tausende von Kilometern von Indien entfernt waren. Die Bezahlung der Truppen war eine schwer zu lösende Streitfrage; manchmal zahlte Indien für die Zurverfügungstellung seiner Truppen nur die normalen Kosten, die der Unterhalt in den Garnisonen gekostet hätte, manchmal wurde Indien gezwungen, auch noch die zusätzlichen Kosten des Feldzugs zu tragen:

I. Afghanischer Krieg	1838—42	Indien zahlt die normalen Kosten für die Truppen
I. Chinesischer Krieg	1839—40	
Perak-Expedition	1875	
Abessinien-Expedition	1885—86	
Sudan-Expedition	1885—86 und 1896	
Persische Expedition	1856	Indien zahlt auch einen Teil der zusätzlichen Kosten
II. Afghanischer Krieg	1878—80	
Ägyptische Expedition	1882	
Burma-Krieg	1885	Indien zahlt die Gesamtkosten

Diese Liste zeigt ziemlich eindringlich, daß die indische Armee absolut nicht nur für die Verteidigung indischer Interessen da ist, sondern eine Reserve des Empire bildet, die mit oder gegen den Willen des indischen Volkes in allen Teilen der Welt eingesetzt werden kann – der Weltkrieg, der Indien etwa 45 Millionen Rupien gekostet hat, und auch der von 1939/43, in dem Inder zum Militärdienst gezwungen wurden, haben das aufs neue bewiesen.

Lord Welbys Kommission, die 1900 die Frage der Truppenentschädigung prüfte, kam zu folgendem Schluß: Wenn England

von Indien oder umgekehrt Truppen ausborgt, dann hat der Ausleihende zu zahlen, es sei denn, das verborgende Land hat ein »direktes und berechtigtes Interesse an dem Ausgang des Krieges«. Dieser letzte Satz macht die vorhergehenden Feststellungen wertlos, denn es wird für England nie schwer sein, festzustellen, daß der Krieg, den es eben mit Hilfe indischer Truppen zu führen gedenkt, für die Wohlfahrt Indiens von allergrößtem Interesse ist.

Die verschiedenen indischen Stämme zeigen eine äußerst unterschiedliche Streitkraft und Kriegsfreudigkeit. Manche von ihnen, die »martial races«, sind berühmte Kämpfer, und ihre Tapferkeit wird in jahrtausendealten Gesängen gefeiert. Zu diesen »martial races« gehören vor allem die Pathan Gurkha, Pandschabi, Sikh, Dogra, Rajput, Maratha und Moplah. 85% der indischen Soldaten werden aus Kaschmir, dem Pandschab, der North-West Frontier Province, Rajputana, den Vereinigten Provinzen und aus Nepal rekrutiert.

Die Unterscheidung der Inder nach »martial races« und für Kriegszwecke kaum verwendbaren Stämmen birgt eine große Gefahr für die indische Zukunft. Gleichzeitig mit dem von den Indern geforderten Dominionstatus – oder noch mehr mit der Erringung der völligen Freiheit — würde natürlich die Indisierung der Armee durchgeführt werden. Die Armee wird sich auch dann auf die »martial races« stützen müssen, und es kann sein, daß die Gebiete, die hauptsächlich von Kriegsrassen bewohnt sind, eine Art Militärherrschaft über die übrigen Teile Indiens ausüben würden. Von einem Volksheer im idealen Sinn des Wortes kann in Indien jedenfalls nicht die Rede sein; das zeigte schon der Weltkrieg. Damals brauchte man dringend Soldaten und suchte die Rekrutierungen möglichst energisch zu betreiben. Der Unterschied zwischen kriegerischen und nichtkriegerischen Gebieten zeigte sich damals bereits deutlich. So lieferte:

Bengalen mit 45 Millionen Einwohnern 7117 Soldaten,
Pandschab mit 60 Millionen Einwohnern 249688 Soldaten.

Während in Madras von 10000 Eingeborenen einer Soldat wurde, stellte Bombay einen Soldaten auf durchschnittlich 3000 Menschen, der Pandschab dagegen sogar auf nur 270 Einwohner.

Andererseits müßten diese wirklich tüchtigen Kriegsstämme in der Lage sein, Indien mit einem Heer zu versehen, das das Land gegen jeden äußeren Feind verteidigen kann. Nach indischer Schätzung könnten 40 Millionen wertvoller Krieger ausgebildet werden. Dadurch würde der Hinweis der Engländer, sie müßten mit ihrer Armee Indien gegen Angriffe von außen verteidigen, hinfällig. Von diesen 40 Millionen Kriegern ist aber bisher kaum ein Prozent ausgebildet und ausgerüstet worden.

Weiter werfen die Inder den Engländern vor, daß sie den Grundsatz »divide et impera«, auf dem sie ihre Herrschaft aufgebaut haben, besonders bei ihrer Militärpolitik verwenden. Es wurden sogenannte »Class Companies« gebildet, Kompanien, die nur Mohammedaner oder Hindu, diese manchmal sogar nach ihren Kasten getrennt, umfassen. Ferner wurden bei der Aufstellung dieser »Class Companies« auch rassische und sprachliche Unterschiede berücksichtigt. Die Engländer haben also die Möglichkeit, einen Aufstand Bengalisch sprechender Hindu durch Urdu sprechende Mohammedaner niederwerfen zu lassen. Besonders die Gurkha Nepals, die keinem indischen Stamme besonders nahestehen, lassen sich überall einsetzen. Das grausam-egoistische »divide et impera«-Prinzip der Engländer feiert hier seine Triumphe und verhindert die Einigung des indischen Volkes.

Der Ruf nach der völligen Indisierung des Heeres wird in nationalen Kreisen immer heftiger. Auf der Round-Table-Konferenz 1931 sagte Gandhi: »Es sollte ein stolzes Privileg und eine stolze Pflicht Großbritanniens sein, uns jetzt in das Geheimnis einzuführen, wie wir unsere eigene Verteidigung durchführen sollen.«

Großbritannien aber zeigt wenig Eifer, dieser »stolzen Pflicht« nachzukommen, lautet doch die offizielle britische Meinung in diesem Punkt: »Die Verteidigung der indischen Grenzen kann,

zumindest noch für längere Zeit, nicht als eine Angelegenheit einer indischen Regierung in Verbindung mit einer indischen Gesetzgebung angesehen werden, sondern sie bleibt die oberste Aufgabe des ganzen Empire, die erfolgreich nur von einer imperialen Stelle aus organisiert und kontrolliert werden kann.«

Neben nationalen Gründen, die ein Zurückziehen der englischen Truppen verlangen, sind es vor allem ökonomische Erwägungen, die für die Indisierung der Armee sprechen. Während die jährlichen Kosten für einen englischen Soldaten 1237 Rupien betragen, braucht man für den eingeborenen Soldaten mit nur 433 Rupien zu rechnen.

Solange aber die Engländer in Indien als Herrscher auftreten wollen, dürfen sie es sich nicht erlauben, die Zahl der weißen Besatzungstruppen zu sehr herabzusetzen. Die Erinnerung an die Meuterei von 1857 ist noch zu wach. Vor dem Sepoyaufstand war die indische Armee aus 45000 europäischen und 235000 indischen Soldaten zusammengesetzt. Als 1858 Indien in die Herrschaft der Krone überging, wurde der Stand der europäischen Truppen auf 62000 Mann erhöht, der der indischen Truppen aber auf 135000 Mann verringert. Man versuchte lange Zeit, die Stärke der europäischen zu der der indischen Truppen im Verhältnis 1 : 2 zu halten; heute nähert sich das Verhältnis 1 : 3. Die Nichtverwendung indischer Soldaten für Luftwaffe, Tanks usw. sichert den weißen Truppen aber auch in diesem Verhältnis eine Überlegenheit gegenüber eingeborenen Streitkräften.

Eine ständige Klage der Inder richtete sich dagegen, daß ihnen höhere Militärstellen verschlossen seien. Seit 1927 werden einige Wünsche der Inder erfüllt, aber so langsam und zögernd, daß sehr lange Zeit vergehen wird, bevor man von einer nationalindischen Armee sprechen kann. Diese Armee ist aber eine Voraussetzung für die Freiheit, ja selbst für den Dominionrang, denn sobald Indien als Dominion anerkannt wird, muß es die Reichsverteidigung mit seinen eigenen Soldaten durchführen.

Es sei ein politisches Versteckspiel, behaupten die Inder,

wenn die Engländer einerseits sagen, sie könnten den Dominionstatus erst dann gewähren, wenn Indien über eine schlagkräftige, gut geschulte Armee verfüge, andererseits aber gleichzeitig die Indisierung der Armee möglichst sabotieren.

Immer wieder läuft der indische Nationalismus Sturm dagegen, daß die oberste Entscheidung über die Verwendung des indischen Heeres beim »War Office« in London liegt. Da das Heer ausschließlich von indischem Geld bezahlt und erhalten wird, hätte nicht London, sondern das indische Parlament darüber zu verfügen. Auch seien die Maßnahmen der rein imperialen »Forward-Policy« und die damit verbundenen Ausgaben vom indischen Standpunkt unnötig. Das indische Volk habe keine imperialistischen Absichten gegen Afghanistan, Tibet oder Persien. Warum dann die grausame »Forward-Policy«, die in den letzten 19 Jahren nicht weniger als 75 Militärexpeditionen nach der Nordwestgrenze notwendig machte?

Die Armee in Indien besteht aus folgenden fünf Gruppen:

1. Britische reguläre Armee	65000 Mann (nur Briten)
2. Angloindische Truppen	167000 Mann und 38000 Mann Reserve
3. Auxiliary Forces	30000 Mann (in Indien lebende, im Notfall einzuberufende Engländer)
4. Indische Territorial-Armee ..	10000 Mann
5. Indian State Forces	40000 Mann

Mehr als drei Viertel dieser Truppen liegen im Gebiet der Nordwestgrenze, die auch heute noch als Achillesferse des Empire gilt und des Schutzes sehr bedarf.

Die State Forces sind die Truppen der unabhängigen Fürstenstaaten. Während der Friedenszeit werden sie von indischen Offizieren ausgebildet, im Krieg aber von Engländern befehligt.

Kriegsindustrien sind in Indien nur wenig zahlreich vorhanden. Die ständige Sorge der Engländer, Indien in militärischer Ohnmacht zu halten, war dafür ausschlaggebend. Erst die Angst, daß die Ausrüstung indischer Truppen im Kriegsfalle aus ande-

ren Teilen des Empire unterbunden werden könnte, ließ schon während des Weltkrieges einige Munitionsfabriken in Indien entstehen.

Die im Oktober 1940 von Lord Linlithgow in Delhi feierlich eröffnete Empirekonferenz sah sich deshalb auch vor eine harte Aufgabe gestellt. Die Insel England hatte unter den Einwirkungen der deutschen Luftwaffe aufgehört, eine Insel zu sein; ihre Kriegsindustrie war entsprechend geschwächt worden. Churchill kam nun auf den Gedanken, eine große Rüstungsindustrie außerhalb Englands aufzuziehen. Eine Delegation des Supply-Departement unter Sir Rogger wurde nach Indien gesandt, um festzustellen, wie weit sich die indische Industrie auf Kriegsfabrikation umstellen ließe. Die indischen Stahl- und Walzwerke begannen bereits mit der Herstellung von Kriegsmaterial, die bekannten Tatawerke sollen Panzerwagen liefern. In Bangalore (Mysore) wird eine Flugzeugfabrik entstehen, die britisch-indische Regierung hat 20 Millionen Rupien für diesen Zweck zur Verfügung gestellt.

Diese Empirekonferenz, an der Burma, die Straits-Settlements, Neuseeland, Hongkong, Ceylon, Australien, Südrhodesien und die afrikanischen Kolonien teilnahmen, und die damit verbundenen wirtschaftlichen Anstrengungen, können die Fehler von Jahren nicht mehr wettmachen. Sie werden aber helfen, die bisher so einseitig arbeitende indische Industrie auch auf Rüstungsbetriebe umzustellen, und der Schwerindustrie im allgemeinen einen neuen Impuls geben. Wahrscheinlich werden die wirtschaftlichen Maßnahmen der Empirekonferenz in Delhi, die das Empire stützen sollen, dazu beitragen, Indiens Weg in die Freiheit um vieles leichter zu gestalten.

ZWANZIGSTES KAPITEL

Nehru – der Mann der Zukunft?

Wir haben häufig von Gandhi gesprochen, der den Freiheitswillen eines Fünftels der Menschheit verkörpert und zum Symbol des indischen Kampfes um Selbständigkeit wurde. Er ist der große Mann von gestern und auch noch von heute. Sein Einfluß auf die indische Volksmasse ist unbegrenzt und wird von keinem anderen indischen Politiker auch nur annähernd erreicht. Aber Gandhi ist alt – er hat das siebzigste Lebensjahr überschritten –, und seine philosophisch-religiösen Kampfparolen werden in der heutigen Zeit der Luft- und Wirtschaftskriege Indien kaum zur Freiheit führen können.

Gandhi ist eine einmalige Persönlichkeit – der Mann aber, der Indiens Zukunft gestalten kann, dessen Entschlüsse vielleicht in naher Zukunft das Schicksal von 400 Millionen Menschen formen werden, heißt Jawaharlal Nehru.

Neben diesen beiden Männern hat noch S. Chandra Bose einen weltweiten Ruf als Kämpfer für Indiens Freiheit erlangt. Aus Bengalen gebürtig, studierte er Chemie, errang den Grad eines I.C.S. (Indian-Civil-Service), verzichtete aber auf Amt und Würden, um sich ganz seiner politischen Tätigkeit widmen zu können; 1941 wurde er von den Engländern verhaftet.

Im Februar 1942 aber wandte sich S. C. Bose, der inzwischen dem britischen Gefängnis entflohen war, über einen ungenannten Sender mit einem flammenden Aufruf an das indische Volk und nahm von da ab wieder leidenschaftlichen Anteil an der indischen Freiheitsbewegung, die er nun wiederholt durch zündende Rundfunkansprachen im Sinne des aktiven Widerstandes zu beeinflussen suchte.

Bei einer Zusammenkunft von Führern der indischen Unabhängigkeitsliga, die am 9. März 1942 in Schonan stattfand, wurde Subhas Chandra Bose zum »obersten Führer der indischen Unabhängigkeitsliga und der freien indischen Armee« gewählt. Zu

seinem Stellvertreter wurde der Führer der indischen Unabhängigkeitsliga in Japan, Rash Behari Bose bestimmt.

Am 29. Mai 1942 wurde bekanntgegeben, daß der Führer den Vorkämpfer der indischen Freiheitsbewegung, Subhas Chandra Bose in seinem Hauptquartier in Gegenwart des Reichsministers des Auswärtigen von Ribbentrop zu einer längeren Unterredung empfing. Am selben Tage wurde berichtet, daß kurz vorher auch Mussolini Bose in Rom empfangen hatte.

Das starke Hervortreten Subhas Chandra Boses im indischen Freiheitskampf verspricht, daß Bose auch späterhin unter den führenden Männern der indischen Politik zu finden sein wird.

Der Unterschied zwischen Gandhi und Nehru ist bedeutend. Über Gandhi, den Mahatma, mußte ein englischer Journalist selbst zur Zeit des härtesten englisch-indischen Kampfes schreiben: »Ich habe niemals einen Mann getroffen, der ehrenhafter und offener gewesen wäre, der so wenig dem Egoismus, dem Stolz, dem Opportunismus oder anderen Ambitionen gefrönt hat, was man mehr oder weniger bei allen großen politischen Figuren der Welt findet.«

Gandhi gegenüber, der die Eisenbahnen und Spitäler als »Verbreiter der Sünde« ablehnt, steht Nehru, den die Engländer einen Kommunisten nennen, der Oxford-Englisch spricht, asketisches Aussehen mit dem perfekten Benehmen eines Gentleman vereinigt und von einer zukünftigen »Sozialistischen Bauernrepublik Indien« träumt.

Nehru ist sich seines Gegensatzes zu Gandhi voll bewußt, er weiß aber auch dessen Leistungen zu würdigen. Als Gandhi von einem Inder wegen seiner politischen Tätigkeit angegriffen wurde, verteidigte ihn Nehru: »Da ich selbst mit Gandhi in verschiedenen wichtigen Fragen uneinig war und trotzdem mit ihm in großem Maße zusammengearbeitet habe, möchte ich meine Uneinstimmigkeit mit der Analyse von Mr.T. über Gandhi äußern... Das Hauptgeschenk Gandhis an Indien und die indischen Massen waren die kraftvollen Bewegungen, die er durch

den Nationalkongreß hervorrief. Durch Unternehmungen, die sich über die ganze Nation erstreckten, suchte er, diese Millionen zu formen und aus einer demoralisierten, furchtsamen und hoffnungslosen Masse ein Volk mit Selbstachtung und Verläßlichkeit zu machen, das der Tyrannei widerstehen kann und einer geeinten Handlung oder des Opfers für eine große Sache fähig ist. Dank ihm dachte es über politische und wirtschaftliche Fragen nach, und jedes Dorf und jeder Basar waren voller Gespräche und Debatten über die neuen Ideen und Hoffnungen, die das Volk erfüllten. Das war eine überraschende psychologische Änderung. Die Zeit war natürlich dafür reif; die Umstände und die Weltlage arbeiteten auf diese Änderung hin. Aber ein großer Führer ist notwendig, um den Vorteil der Lage wahrzunehmen. Gandhi war dieser große Führer, und er hat viele der Fesseln gelöst, die unseren Geist einkerkerten und unfähig machten, und keiner von uns, der es mitgemacht hat, wird jemals das große Gefühl der Erleichterung und Freude vergessen, das über das indische Volk kam.«

Jawaharlal Nehru wurde in Oxford und Harrow unterrichtet. Sein Vater, Motilal Nehru, schickte ihn im Alter von sieben oder acht Jahren nach England, damit er dort wie die Söhne englischer Aristokraten erzogen werde.

Motilal Nehru selbst war indisch erzogen worden, aber seine Bewunderung des Westens war groß. Er trug europäische Kleider, und in seinem Haushalt wurde lange Zeit nur Englisch gesprochen; seine Tochter, deren Name Krischna war, nannte er »Betty«. Er war einer der gesuchtesten Rechtsanwälte Indiens; Tageshonorare von mehreren tausend Rupien waren alltäglich. Er baute sich einen Palast aus Marmor, den er später dem Kongreß zum Geschenk machte.

Nehru, der Vater, war immer ein gemäßigter Anhänger des Indischen Kongresses gewesen, als aber nach dem Weltkriege England seine Versprechen brach und im Pandschab ein Schreckensregiment aufrichtete, wurde er zu einem extremen Feind der Eng-

länder. Er gab seine einträgliche Praxis auf, trug nur noch indische Kleidung und widmete seine großen Fähigkeiten ganz dem Kampf gegen die englische Herrschaft. 1919 wurde er Präsident des Kongresses, 1928 startete er die Boykottbewegung gegen die Simon-Kommission und verfaßte den bekannten »Nehru-Bericht«, einen Verfassungsentwurf, der den indischen Standpunkt im Gegensatz zu den Ergebnissen der Simon-Kommission klarlegen sollte. 1931 starb Motilal Nehru.

Nehru, der Sohn, war im Geiste des Westens erzogen worden; er verstand den Westen und wußte ihn mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Bald stand auch er mitten im politischen Kampf und führte den extrem linken Flügel des Kongresses an. Die indische Jugend, besonders die Studenten, betrachten Nehru als »ihren Mann«. Seine Beredsamkeit ist sehr groß. Als er gleichzeitig mit seinem Vater auf der politischen Bühne auftrat, behaupteten die Inder, der Vater werde in den Händen seines extremen Sohnes zur Tonerde des Töpfers. Der physische Sohn werde zum politischen Vater.

Wir wollen hier die Anschauungen und politischen Ziele Nehrus etwas genauer betrachten und ihn zu uns reden lassen. Heute ist Nehru nur ein »indischer Revolutionär«, den die Engländer nach ihrem Belieben einsperren und freilassen können, und es könnte überflüssig scheinen, sich seine Theorien anzuhören.

Sollte Indien aber in Kürze seine Freiheit gewinnen, so scheint es sehr wahrscheinlich, daß Nehru das Geschick eines freien Indiens lenken wird. Von seinen Entschlüssen wird das Wohl und Wehe eines Fünftels der Menschheit abhängen, er wird Herr über fast 400 Millionen Menschen sein. Nur das Chinesische Reich mit 420 Millionen Menschen übertrifft Indien an Menschenreichtum, aber es zerfällt und steht unter keiner geeinten Herrschaft, kann also sein Potential an Menschenkraft nicht einheitlich einsetzen. Stalin herrscht »nur« über etwa 190 Millionen Menschen, die Entschlüsse des Weißen Hauses in Washington sind »nur« für 130 Millionen Amerikaner entscheidend.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Nehru einmal 400 Millionen Menschen führen wird, seine Ansichten und Ideen können dann den Gang der Weltgeschichte ganz bedeutend beeinflussen. Sie sind wert, daß man sich mit ihnen etwas befaßt. Hätten die europäischen Staatsmänner die Schriften Hitlers und Mussolinis mit mehr Verständnis gelesen und entsprechend gehandelt, die Geschichte der Welt hätte einen anderen Verlauf nehmen können.

Eine überraschende Parallele zu dem Leben verschiedener großer Staatsmänner ist es übrigens, daß ein Teil der nachfolgenden Aussprüche aus Schriften stammen, die im Gefängnis entstanden sind. Wie alle indischen Freiheitskämpfer hat Nehru lange Zeit in Gefängnissen zugebracht.

Die hier wiedergegebenen Aussprüche sind politischen Reden, Briefen an Freunde und an seine Tochter und verschiedenen kurzen Aufsätzen entnommen. Sie stellen keine zusammenhängende Einheit dar, sondern sollen nur einen ungefähren Überblick über die politischen und philosophischen Ideen des »kommenden Mannes« Nehru geben:

»Indien ist heute der Teil einer weltweiten Bewegung. Nicht nur China, die Türkei, Persien und Ägypten, sondern auch Rußland und die Länder des Westens machen diese Bewegung mit, und Indien kann sich davon nicht trennen. Wir haben unsere eigenen schweren und verwickelten Probleme, wir können vor ihnen nicht davonlaufen und Schutz suchen innerhalb der größeren Probleme, die die ganze Welt angehen. Aber wenn wir die Welt ignorieren, tun wir das auf unsere eigene Gefahr. Die heutige Zivilisation, wie sie ist, ist nicht die Schöpfung oder das Monopol eines einzelnen Volkes oder einer Nation. Sie ist ein zusammengefügtes Gewebe, zu dem alle Länder beigetragen haben und das sie für ihre besonderen Erfordernisse angepaßt haben. Und wenn Indien eine Botschaft an die Welt zu geben hat, was ich hoffe, so hat sie auch eine zu empfangen und viel zu lernen von den Botschaften der anderen Völker.«

»Als Europa seine religiösen Kriege ausfocht und die Christen

sich im Namen ihres Erlösers massakrierten, war Indien tolerant. Heute allerdings ist wenig von dieser Toleranz übriggeblieben. Sobald Europa ein gewisses Maß von religiöser Freiheit erreicht hatte, suchte es politische Freiheit und politische und gesetzliche Gleichheit. Und so hat heute die Politik aufgehört, eine bedeutende Rolle zu spielen; die wichtigste Frage ist die der sozialen und ökonomischen Gleichheit.«

»Unabhängigkeit bedeutet für uns völlige Freiheit von der britischen Herrschaft und vom britischen Imperialismus. Sobald wir unsere Freiheit erlangt haben, zweifle ich nicht, daß Indien alle Versuche einer Weltzusammenarbeit und Weltföderation begrüßen wird; es wird sogar zustimmen, einen Teil seiner eigenen Freiheit aufzugeben für eine größere Gruppe, in der es ein gleichberechtigtes Mitglied sein wird. Das Britische Empire von heute ist keine solche Gruppe und kann es nicht sein, solange es über Millionen Menschen herrscht und große Gebiete der Erdoberfläche gegen den Willen ihrer Bewohner festhält. Es kann kein wahres Commonwealth sein, solange der Imperialismus die Basis und die Ausbeutung anderer Rassen die Hauptmittel seiner Erhaltung bilden. Es befindet sich in einem sehr ungewissen Gleichgewicht. Weder ist die Südafrikanische Union ein sehr glückliches Mitglied der Familie, noch ist der irische Freistaat ein sehr williges. Ägypten treibt davon. Indien könnte niemals ein gleichberechtigtes Mitglied des Commonwealth sein, solange nicht der Imperialismus und alles, was damit zusammenhängt, verschwindet. Solange das nicht geschieht, wird Indiens Stellung im Empire die des Unterdrückten sein, und die Ausbeutung wird fortgesetzt werden. Die Umarmung des Britischen Empire ist eine gefährliche Sache. Es kann nicht die lebenspendende Umarmung der Liebe sein, die freiwillig gegeben und erwidert wird. Und wenn es die nicht ist, dann wird es sein, was es bisher in der Vergangenheit war – die Umarmung des Todes.«

»Artikel 1 der Konstitution des Kongresses sagt, daß unsere Methoden gesetzlich und friedlich sein sollen. Ich hoffe, daß sie

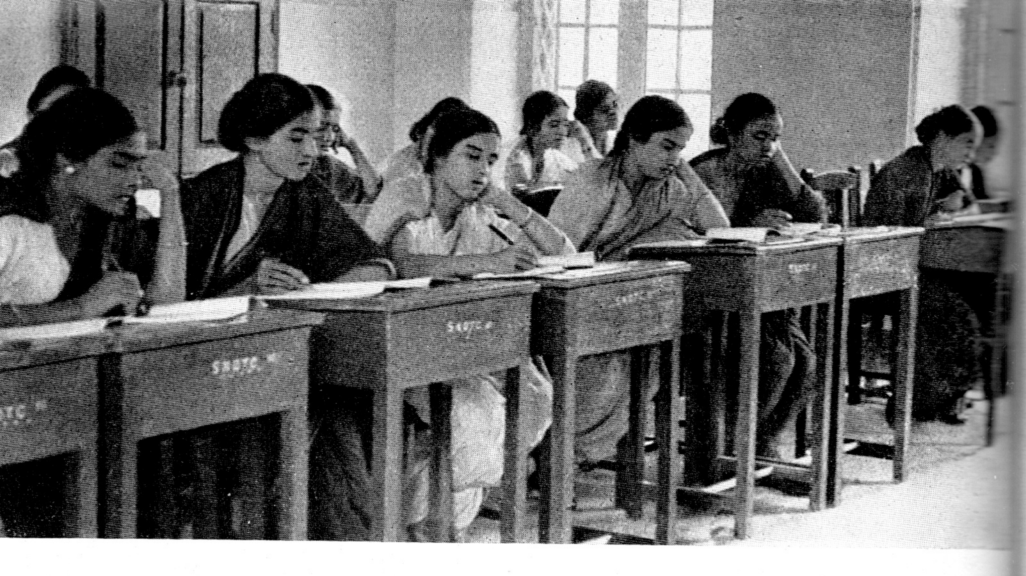
immer gesetzlich sein werden, denn wir dürfen unsere große Sache nicht durch eine Tat besudeln, die uns entehrt und die wir selbst später bedauern. Ich wünsche auch, daß sie friedlich sein können, denn die friedlichen Methoden sind wünschenswerter und länger anhaltend als die der Gewalt. Gewalt hat zu oft Reaktion und Demoralisierung zur Folge, und besonders in unserem Lande könnte sie zu Unordnung führen. Es ist vollkommen wahr, daß organisierte Gewalt heute die Welt beherrscht, und es ist möglich, daß wir durch ihre Anwendung Nutzen hätten. Aber wir haben nicht das Material noch das Training für organisierte Gewaltmaßnahmen, und sporadische Gewalt ist das Eingeständnis der Verzweiflung. Die große Mehrheit von uns, so glaube ich, schätzt den Ausgang nicht nach moralischen, sondern nach praktischen Gründen, und wenn wir den Weg der Gewalt ablehnen, so deshalb, weil er uns keine tatsächlichen Erfolge verspricht. Aber wenn dieser Kongreß oder die Nation in irgendeiner kommenden Zeit zu der Überzeugung kommt, daß gewaltsame Methoden uns von der Sklaverei befreien, dann zweifle ich nicht, daß diese durchgeführt werden. Gewalt ist schlimm, aber Sklaverei ist bei weitem schlimmer. Erinnern wir uns daran, daß selbst der große Apostel der Gewaltlosigkeit (Gandhi) uns gelehrt hat, es sei besser zu kämpfen, als aus Feigheit den Kampf abzulehnen.«

»Kleine, entschlossene Minderheiten haben das Schicksal von Nationen geändert. Der Mob und die Menge kann wenig machen. Die Freiheit selbst ist mit Zurückhaltung und Disziplin verbunden, und jeder von uns muß sich dem Allgemeinwohl unterordnen.«

»Es wird uns oft gesagt, eine Welt der Unterschiede liege zwischen Ost und West. Man behauptet, der Westen sei materialistisch, der Osten geistig, religiös usw. Was den Osten genau kennzeichnet, wird selten gesagt, denn der Osten enthält die Beduinen der arabischen Wüsten, die Hindu von Indien, die Nomaden der sibirischen Steppe, die Hirtenvölker der Mongolei, die typisch unreligiösen Konfuzianer Chinas und die Samurai Ja-

Oben: 29. Scharlatane und Heilige, oft schwer voneinander zu unterscheiden, durchziehen das Land. Sie leben von der Mildtätigkeit der Bevölkerung. Während die richtigen »Sadhu« meist die Einsamkeit suchen, produzieren sich Wanderlehrer (wie der auf unserem Bild) gern in Städten, wo sie entsprechend entlohnt werden.

Rechts: 30. Wochenende im Himalaja. Im Alpenparadies von Kaschmir verträumen die oberen Zehntausend Nordindiens ihren Urlaub. Inmitten blühender Wiesen wird rasiert.



Oben: 31. Das Los der indischen Witwe war bisher sehr schwer. Man glaubte, sie sei durch den frühen Tod ihres Gatten für Sünden im vorhergegangenen Leben bestraft worden – die Verbrennung sollte ein Mittel sein, diese Sünden zu tilgen, um im nächsten Leben frei von ihnen zu sein. Wenn auch die Witwenverbrennung der Vergangenheit angehört, erst in neuester Zeit sucht man den Witwen ihr hartes Leben wirklich zu erleichtern. In Schulen der »Seva Sadan Society« werden junge Witwen in allen lebenswichtigen Fächern unterwiesen, um ihren Lebensunterhalt selbst verdienen zu können.

Links: 32. So sieht die Straße einer indischen Stadt am Morgen aus. Nicht nur die Hitze hat viele Schläfer auf die Straße getrieben, manche von ihnen besitzen keine Wohnung und schlafen tagaus, tagein im Freien.

pans. Es sind riesige nationale und kulturelle Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern Asiens und auch Europas. Aber es gibt kein Ding, ‚Westen' oder ‚Osten' genannt, außer in den Gehirnen derer, die daraus eine Entschuldigung für die imperialistische Beherrschung machen wollen oder die solche Märchen und Erfindungen aus einer verwirrten metaphysischen Vergangenheit geerbt haben. Unterschiede gibt es natürlich, aber sie sind hauptsächlich hervorgerufen durch die verschiedenen Grade der ökonomischen Entwicklung.«

»Wenn der Imperialismus in England weiterbesteht, müssen wir uns von England trennen, denn solange Imperialismus in England herrscht, wird die einzige Verbindung zwischen England und Indien wahrscheinlich die einer imperialistischen Herrschaft in Indien sein. Sie mag geringer und geringer werden, sie mag weniger auffällig sein als heute, sie mag sogar auf der politischen Seite überhaupt nicht bemerkbar sein, und doch ist sie sehr kraftvoll im ökonomischen Sinn. Daher bedeutet die Freiheit Indiens – die Trennung Indiens von England.«

»Das indische Problem ist ein Teil des asiatischen Problems und verbunden mit den Problemen der Welt. Auch wenn wir wollten, könnten wir es nicht von dem Rest trennen. Was in Indien geschieht, wird die Welt beeinflussen, und die Weltereignisse werden Indiens Zukunft ändern. Wirklich, man kann heute sagen, daß es drei große Weltprobleme gibt: das Schicksal des Kapitalismus, d. h. das Schicksal Europas und Amerikas, die Zukunft Indiens und die Zukunft Chinas. Diese alle sind untereinander verbunden.«

»Britische Staatsmänner der Liberalen und der Labour-Party haben uns oft auf die Gefahren eines engstirnigen Nationalismus aufmerksam gemacht, und sie erfreuen sich der Vorteile des bisher so benannten Britischen Empire, das jetzt euphemistisch das ‚British Commonwealth of Nations' genannt wird. Unter einem Mantel von feinen und radikalen Worten suchen sie das häßliche und brutale Gesicht des Imperialismus zu verbergen und

bemühen sich, uns in seiner tödlichen Umarmung zu halten. Auch einige Männer der indischen Öffentlichkeit, die es eigentlich besser wissen sollten, preisen die Vorteile des Internationalismus, womit sie das Britische Empire meinen, und sagen uns sorgenvoll, wie beschränkt wir doch seien, daß wir Unabhängigkeit verlangen an Stelle des wundervollen Dinges ‚Dominion Status', das uns gar niemand anbietet. Es ist bekannt, daß die Engländer eine bemerkenswerte Fähigkeit haben, ihre moralischen Instinkte mit ihrem Eigennutz zu vereinen. Das ist vielleicht nicht unnatürlich, aber es ist interessant, wie manche unserer Landsleute durch diese ölige und heuchlerische Haltung erobert werden... Das Britische Empire und wirklicher Internationalismus sind Gegenpole, und niemals können wir durch dieses Empire den Internationalismus erreichen.«

»Zwischen dem indischen Nationalismus, der indischen Freiheit und dem britischen Imperialismus gibt es keine gemeinsame Basis, und wenn wir in diesem imperialistischen Pferch bleiben, was immer unser Name oder Status sei, so bleiben wir gebunden, eingesperrt und verbündet mit diesen reaktionären Kräften und durch sie beherrscht, wie auch durch die großen, finanziell investierten Interessen der kapitalistischen Welt. Die Ausbeutung unserer Massen wird fortgeführt werden, und all die lebenswichtigen sozialen Probleme, denen wir gegenüberstehen, werden ungelöst bleiben. Selbst wirkliche politische Freiheit wird außerhalb unserer Reichweite sein, um wie vieles mehr radikale soziale Änderungen.«

»Wie kann dieses Problem (die geringe Durchschlagskraft des Kongresses) nun gelöst werden? Die Führerschaft muß sich sicher aus der Mittelklasse zusammensetzen, aber sie muß sich mehr und mehr den Massen zuwenden und ihre Kraft und Inspiration von ihr holen. Der Kongreß muß nicht nur für die Massen da sein, wie er vorgibt, sondern aus der Masse hervorgehen. Ich habe das Gefühl, als ob unsere verhältnismäßige Schwäche heute mit dem Verfall unserer Mittelklassen und un-

serer Trennung vom Volke überhaupt zusammenhängt. Unsere Politik und unsere Ideen werden weit mehr vom Gesichtspunkte der mittleren Klassen beherrscht als vom Verständnis für die Notwendigkeiten der großen Majorität des Volkes.«

»Ich bin überzeugt, daß der Schlüssel zur Lösung der Weltprobleme und der Probleme Indiens im Sozialismus zu finden ist, und wenn ich dieses Wort benütze, dann nicht im vagen menschlichen, sondern im wissenschaftlichen, ökonomischen Sinn. Sozialismus ist etwas mehr als eine ökonomische Doktrin, er ist eine Lebensphilosophie, und als solche gefällt er mir. Ich sehe keinen Weg, die Armut, die riesige Arbeitslosigkeit, die Erniedrigung und die Unterdrückung des indischen Volkes anders zu beenden als durch den Sozialismus. Das bedeutet große und revolutionäre Änderungen in unserer politischen und sozialen Struktur, das Ende der Investitionen in Land und Industrie und des feudalen und autokratischen Systems der indischen Staaten. Das bedeutet das Ende des Privatbesitzes, außer in einem beschränkten Ausmaß, und das Ersetzen des gegenwärtigen Profitsystems durch ein höheres Ideal der gemeinsamen Zusammenarbeit. Das bedeutet letzten Endes eine Änderung unserer Instinkte, unserer Gewohnheiten und unserer Wünsche, kurz, es wird eine neue Zivilisation kommen, völlig verschieden von der gegenwärtigen kapitalistischen Ordnung.«

»Sobald die Zeit gekommen ist, werden wir vielleicht wenig in dieser Richtung sagen können, und so ist es für den Kongreß nötig, jetzt schon seine Stellungnahme gegen einen imperialistischen Krieg auszudrücken, und jeder Krieg, der durch imperialistische Mächte geführt wird, muß ein imperialistischer Krieg sein, wie immer auch die Entschuldigungen dafür lauten mögen. Wir müssen uns von diesem Krieg fernhalten und dürfen nicht erlauben, daß indisches Leben und indisches Geld dafür geopfert wird.«

»Die britische Herrschaft in Indien mußte unausbleiblich helfen, eine politische Einheit in diesem Lande zu schaffen. Allein

die Tatsache einer gemeinsamen Unterdrückung mußte sich in dem allgemeinen Wunsch äußern, sich von dieser Herrschaft zu befreien.«

»Manche Leute glauben, daß Indien sich zu einem freien Dominion innerhalb der britischen Gruppe der Nationen wie Kanada oder Australien entwickeln wird. Das scheint eine phantastische Idee. Sogar die schon bestehenden Dominions entfernen sich, trotz ihrer zahlreichen Bindungen mit Großbritannien, voneinander, sobald ihre ökonomischen Interessen in Gegensatz geraten. Das ist am stärksten der Fall in Irland, hier z. T. aus geschichtlichen Gründen, und in Südafrika. Es gibt wenig natürliche Bindungen zwischen Indien und England, aber eine geschichtliche und ständig wachsende Feindschaft. In vielen Teilen des Empire werden die Inder als rassisch minderwertig behandelt und wird eine ihnen feindselige Politik betrieben. Aber viel wichtiger ist der Gegensatz auf wirtschaftlichem Gebiet. Solange Indien durch die britische Regierung beherrscht ist, wird dieser Gegensatz im Sinne Englands gelöst. Aber sobald Indien ein wirkliches Dominion geworden ist, werden die beiden verschiedene Wege gehen, und ein Bruch wird unvermeidlich sein, wenn die gegenwärtige kapitalistische Ordnung dann noch herrscht. Dann gibt es hier noch eine andere interessante Seite dieser Frage. Indien ist durch seine Größe, seine Bevölkerung und seinen möglichen Reichtum bei weitem das wichtigste Mitglied des Empire. Aber ein freies Indien innerhalb des Britischen Commonwealth würde unbedingt dazu neigen, der Schwerpunkt dieser Gruppe zu werden. Delhi könnte London als organisches Zentrum des Empire herausfordern. Diese Lage würde für England und auch für die weißen Dominions unerträglich werden. Sie würden es vorziehen, Indien außerhalb ihrer Gruppe als unabhängiges, aber freundliches Land zu haben, statt als Herr in ihrem eigenen Haushalt. Es scheint daher, daß es keinen Halt auf dem halben Wege zu Indiens Freiheit geben kann.«

Zum Schlusse eine Stelle aus einem Brief, den Nehru aus dem

Gefängnis an seine Tochter schrieb: »Die Leute vermeiden oft Handlungen, weil sie die Folgen fürchten, denn eine Handlung bedeutet Gefahr und Risiko. Gefahr sieht von der Entfernung schrecklich aus, sie ist nicht so schlimm, sobald du sie von der Nähe betrachtest. Und oft ist sie ein angenehmer Gefährte, der zur Würze und Freude des Lebens beiträgt. Der gewöhnliche Lebenslauf wird manchmal etwas eintönig; wir betrachten viele Dinge als gegeben und haben keine Freude an ihnen. Aber wie schätzen wir diese gewöhnlichen Dinge des Lebens wieder, wenn wir eine Zeitlang ohne sie gelebt haben. Viele Leute besteigen Berge und riskieren die geraden Glieder und ihr Leben für die Freude des Kletterns und die Heiterkeit, die einer überwundenen Gefahr, einer niedergerungenen Schwierigkeit folgt. Wegen der Gefahr, die sie umlauert, ist ihre Freude am Leben, das an einem Faden hängt, größer. Wir alle haben die Wahl, in den Tälern unten zu leben, mit ihren ungesunden Nebeln und Feuchtigkeit, die aber ein gewisses Maß von körperlicher Sicherheit geben. Oder aber wir können hohe Berge besteigen, mit Gefahr und Risiko, um oben die klare Luft zu atmen, uns an dem weiten Blick zu erfreuen und die aufgehende Sonne zu begrüßen.«

So fremd und weltfern uns Europäer die Lehren des großen Mahatma anmuten, so lebensnah und von starker Vitalität durchpulst erscheint uns die Gestalt Nehrus. Er ist ein Asiate, der Europa mit all seinen Stärken, Schwächen und Verfallserscheinungen kennt. Wenn er auch an keine fundamentalen Unterschiede zwischen Ost und West glaubt und vielleicht von einer Zusammenarbeit der Kontinente träumt, er ist doch bewußter Asiate, der für die ausgebeuteten farbigen Völker kämpft.

Ende Oktober 1940 wurde Nehru nach einer Besprechung mit Gandhi von den Engländern verhaftet und zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Eineinhalb Jahre dieser Zeit sollen mit Zwangsarbeit ausgefüllt werden.

Jedoch schon am 4. Dezember 1941 ist von der indischen Regierung die Freilassung aller Personen verfügt worden, die wäh-

rend der Kampagne für den »zivilen Ungehorsam« verhaftet wurden. Durch diese Verfügung sind der Präsident des indischen Nationalkongresses, Azad, und der Sekretär dieser Partei, Nehru, frei geworden.

Am 16. Januar 1942 gab Gandhi öffentlich bekannt, daß nach seinem Rücktritt von der Leitung des Nationalkongresses Nehru sein Nachfolger sei. Gandhi erklärte, es sei unzutreffend, daß irgendeine Spaltung im Arbeitsausschuß bestehe. Bei dieser Gelegenheit sagte er wörtlich: »Nehru ist mein rechtlicher Erbe. Ich bin sicher, daß er, wenn ich einmal nicht mehr bin, das von mir geschaffene Werk fortführen wird. Er ist ein tapferer, mutiger Mann. Er streitet oft mit mir, doch wird er, wenn ich nicht mehr am Leben sein werde, wissen, wie er mein Werk fortführen muß.« Diese Worte Gandhis zeigen sein Vertrauen zu Nehru, das er trotz der bestehenden Meinungsverschiedenheiten zu ihm hat.

Aber nicht lange sollte sich Nehru seiner Freiheit erfreuen: als nach der »Verlaßt-Indien«-Proklamation unter Aufforderung zum gewaltlosen Widerstand am 9. August 1942 schwere Unruhen ausbrachen, wurden Gandhi, Nehru, Azad und eine ganze Reihe anderer führender Persönlichkeiten des Allindischen Kongresses wieder gefangengesetzt.

Noch ist Nehru nicht mehr als ein »Revolutionär«, den das Wort eines mittelmäßigen englischen District Officers ins Gefängnis senden kann. Die heutige Welt aber ändert sich rasch, und politische Bauwerke, die für Jahrhunderte bestimmt schienen, brechen zusammen, und morgen vielleicht schon kann Nehru an der Spitze einer der größten Wirtschaftsmächte der Welt und von 400 Millionen Menschen stehen. Sein Wille und seine Ideen werden dann für das Schicksal Asiens und der Welt mitentscheidend sein.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Bauernrepublik Indien?

Die Welt macht zur Zeit eine große Umwandlung durch. Erdteile wie Europa und Asien, in denen bisher verschieden gerichtete Kräfte wirksam waren, bilden sich zu regionalen Großräumen um, in denen der Staat tonangebend sein wird, der dazu durch seine geographische Lage, seine Macht und seine kulturellen und wirtschaftlichen Fähigkeiten berufen ist. Auch innere Werte ändern sich – der schrankenlose Liberalismus, der Europa für einige Zeit seinen Stempel aufgedrückt hatte, hat sich als lebensunfähig erwiesen. Selbst Amerika, das Land der unbeschränkten persönlichen Freiheit und des Individualismus, hat die Vorteile der autoritären Staatsform erkannt und zieht seine Folgerungen daraus.

Es ist anzunehmen, daß Indien, seit langem ein wenig stabiler Punkt im Kräftehaushalt der Welt, von diesen großen Umwandlungen nicht unberührt bleiben wird. Wie diese indische Umwandlung vor sich geht und welche Ergebnisse sie zeitigt, ist für die ganze übrige Welt von allergrößter Bedeutung, weil sie durch die fortschreitende Technik zusammengeschrumpft ist und es keine entlegenen Erdteile mehr gibt. Die ganze Welt wird davon beeinflußt werden, ob die 400 Millionen Inder – ein Fünftel der Menschheit! – einen indischen Staatenbund bilden, ob sie unter englischer Herrschaft bleiben oder ob sie sich eng an die Sowjetunion anschließen. Ein Fünftel der Menschheit steht vor seiner größten Entscheidung; wie immer sie auch ausfällt, sie wird das weitere Schicksal Europas und Asiens beeinflussen.

England ist augenblicklich in den schwersten Kampf seiner Geschichte verwickelt, und im Empire werden bedenkliche Schwächeanzeichen erkennbar. Vielleicht gelingt es den Indern diesmal, die britische Schwäche auszunützen und aus den Trümmern des zusammenstürzenden Empire die eigene Freiheit zu erringen.

Wie wird ein freies Indien nun sein Schicksal gestalten? Wird

es eine Diktatur oder eine Demokratie werden? Eine Unzahl von Fragen und Problemen, deren Lösung kaum vorauszusagen ist!

Die Engländer, selbst von den Vorteilen der Demokratie überzeugt, haben versucht, die Inder zu Demokraten zu erziehen. Sie haben gesetzgebende Versammlungen, Ober- und Unterhaus und viele andere demokratische Einrichtungen geschaffen. Wenn die Inder in diesen Institutionen auch immer nur eine Statistenrolle spielen durften – man hat das Scherzwort vom »Parlament zum Üben für Inder« geprägt –, so gewannen sie doch Freude an dem Spiel der Demokratie, und sehr viele indische Politiker sehen das Indien der Zukunft auf demokratischer Staatsform aufgebaut.

Es sind allerdings nur Politiker, die sich an der Dialektik der Demokratie erfreuen; die große Masse der Inder ist seit langem an eine autoritäre Regierungsform gewöhnt. Die Anhänglichkeit der Volksmassen an die meist nur auf ihr Wohl bedachten Maharadscha zeigt, wie sehr der einfache Inder daran gewöhnt ist, beherrscht zu werden, und es ist sehr fraglich, ob das indische Volk aus einer demokratischen Staatsform Vorteile schöpfen könnte.

Jawaharlal Nehru, dem als Ziel der Freiheitsbestrebungen eine »indische Bauernrepublik« vorschwebt, wäre eine genügend große Führerpersönlichkeit, um Indiens Schicksal auch autoritär zu leiten. Kurz nach Kriegsbeginn veröffentlichte er in einer indischen Zeitschrift einen anonymen Artikel, worin er sich einer Selbstkritik unterzog. Er bezeichnete sich darin als einen »kommenden Caesar« und warnte Indien vor sich selbst. Roosevelt ist den Weg vom Demokraten zum Diktator gegangen, Nehru könnte dasselbe tun; denn die persönlichen Fähigkeiten und ein entsprechendes Menschenmaterial stehen ihm zur Verfügung.

Am Beginn dieses Buches haben wir den Versuch gemacht, die indisch-englischen Beziehungen als Kampf der »Hungrigen» gegen die »Satten« zu deuten. Das indische Volk ist heute nicht gleichmäßig hungrig, und verschiedene Kreise der Inder haben verschieden weitgehende Wünsche für die Selbständigkeit In-

diens: je »hungriger« sie sind, desto radikaler sind ihre Forderungen.

Am »sattesten« sind natürlich die Briten selbst, und es ist klar, daß sie keine Änderung des bestehenden Zustandes wünschen. Denselben Wunsch haben die Angloinder, aber nicht aus einer ökonomischen Zufriedenheit heraus, sondern weil sie als Verräter an der indischen Sache eine nationale Regierung fürchten. K. A. Bhatta bezeichnet diese Gruppe als Imperialisten.

Ihr am nächsten kommen die Loyalisten, das sind Inder, die für den Fortbestand der englischen Herrschaft eintreten. Hierher gehören die Maharadscha und die Großgrundbesitzer (Zamindar), deren Vorrechte unter der britischen Oberhoheit unangetastet bleiben, während sie in einem nationalen Indien wohl keinen Bestand hätten. Nationale und egoistische Interessen stehen hier einander gegenüber, da aber der Egoismus meist die Oberhand behält, so bildet diese Gruppe ein starkes Bollwerk zur Verteidigung des englischen Imperialismus, um so mehr, als sie fast die Hälfte des Landes und ein Fünftel der Bevölkerung beherrscht. England weiß diese Waffen auch zu gebrauchen; so stimmte die Vereinigung der Großgrundbesitzer, die »All-India-Hindu-League«, für die Unterstützung Englands im Krieg von 1939/42, falls der Dominionstatus versprochen werde.

Die Gruppe der Liberalen verhält sich ähnlich wie die Loyalisten. Sie besteht aus reichen Kaufleuten, Fabrik- und Grundbesitzern, die alle noch zu den »Satten« gehören und daher eine rasche Änderung der bestehenden Zustände nicht unbedingt wünschen. Sie sind allerdings nicht so satt wie die vorgenannten Gruppen und treten daher eifrig für Reformen der englischen Regierung ein. Da sie aber einen grundlegenden Wechsel mehr fürchten als wünschen, bedeuten sie für die nationale Bewegung eher einen Hemmschuh als eine Förderung.

Die »hungrigste« und daher aktivste und den Briten gefährlichste Gruppe sind die Nationalisten, die durch den Indischen Nationalkongreß verkörpert werden. Der Kongreß selbst umfaßt

in seinen Organisationen etwa dreieinhalb Millionen Mitglieder, also nur etwa ein Hundertstel der Bevölkerung Indiens. Da er aber trotzdem bei weitem die stärkste und allumfassendste politische Organisation Indiens ist, zeigt diese Tatsache deutlich, daß politisches Interesse nur bei einer ganz dünnen Oberschicht anzutreffen ist. Diese Mitglieder, die in lokalen Organisationen zusammengefaßt sind, wählen die Abgeordneten – etwa 3000 an der Zahl – die ihrerseits wieder das Allindische Kongreßkomitee wählen, das die notwendigen politischen und wirtschaftlichen Entschlüsse faßt. Im Kongreß selbst gibt es verschiedene Richtungen und Strömungen, und die Engländer versuchten häufig, den in seinen Forderungen mäßigen rechten Flügel durch scheinbares Nachgeben zu stärken, um dadurch den gefährlichen linken Flügel seiner Anhänger zu berauben.

Die Inder erinnern sich der gebrochenen Versprechen des Weltkriegs genau und wollen kein zweites Mal die Betrogenen sein. Alle Schattierungen des Kongresses sind sich während des jetzigen Krieges einig, daß ihre Forderungen nicht mehr durch eine Kompromißlösung aufgeschoben werden dürfen, sondern daß es nur eine letzte und vollständige Lösung des Kampfes geben könne: die Freiheit.

Der Kongreß hat auch schon einen Plan ausgearbeitet, nach dem das freie Indien regiert werden soll. Ein altes Regierungssystem, das »Panchajat«, soll wieder eingeführt werden. Es trägt der Tatsache, daß neun Zehntel des indischen Volkes in Dörfern leben, weitgehend Rechnung. Das Dorf mit einer selbständigen Verwaltung soll zur Grundzelle der Zentralregierung und die völkische Kraft des Bauern dadurch weitgehend zu einer positiven Mitarbeit herangezogen werden. Auch hofft man, mit diesem Regierungssystem die verschiedenen Schwierigkeiten der Kasten- und Religionsgegensätze zu überbrücken.

Die indischen Nationalisten haben alle Vorarbeit geleistet, um dem freien Indien seine Zukunft zu sichern, nur ein Hindernis steht ihren Zielen noch im Wege – England.

Sobald aber dieses Hindernis beseitigt ist, wird Indien seinen erfolgreichen Weg als selbständiges Land antreten. Es ist nicht ohne Reiz, sich hier die einstweilen noch theoretische Frage vorzulegen, welche Kräfte und Mächte dann das indische Schicksal von außen und innen zu beeinflussen versuchen werden.

Schon bei der Frage der indischen Minderheiten haben wir auf die große Bedeutung hingewiesen, die die Mohammedaner innerhalb dieses Rassen- und Religionsgemisches einnehmen. Ihre Bedeutung beruht nicht nur auf ihrer zahlenmäßigen Stärke – 22 % der indischen Bevölkerung sind Mohammedaner –, sondern hauptsächlich darauf, daß die indischen Mohammedaner in enger Bindung mit den Mohammedanern der übrigen Welt stehen.

Man schätzt die Gesamtzahl der Mohammedaner auf etwa 300 Millionen; sie sind in allen Erdteilen verstreut, die große Majorität aber lebt in Asien, wo 160 Millionen Moslem ihre Heimat haben. Ungefähr die Hälfte von diesen asiatischen Moslem lebt in Britisch-Indien.

Während die anderen indischen Minderheiten, wie die Sikh oder Paria, ausschließlich an indischen Fragen interessiert sind und von innerindischen Kräften beeinflußt werden, können durch die Mohammedaner fremde Einflüsse nach Indien gebracht werden.

Die 300 Millionen Moslem stellen in Afrika und Asien eine ganz bedeutende Macht dar. Welcher Staat auch immer in einem dieser Erdteile ein großes Reich errichten will: er muß mit den Mohammedanern rechnen. Die islamfreundliche Haltung Mussolinis ist bekannt; sie ist eine der politischen Voraussetzungen für den Ausbau des italienischen Imperiums.

Diejenige Macht, die es versteht, die Mohammedaner Asiens für sich zu gewinnen, wird einen maßgeblichen Einfluß auf die Zukunft Indiens ausüben, wo etwa 80 Millionen Moslem leben.

Die Japaner, deren großes außenpolitisches Ziel es seit langem ist, die herrschende Macht Asiens zu werden, hatten schon früh erkannt, daß der Ausbau ihrer Machtstellung in Asien nicht

gegen den Willen der Moslem erfolgen kann. Sie bemühen sich deshalb mit allen Mitteln, das Verhältnis zwischen Japan und dem Islam möglichst freundschaftlich zu gestalten.

Die Islambewegung in Japan wurde von einem Japaner gegründet, der lange Zeit in Indien gelebt hatte und zum Islam übergetreten war. Bei der Ausübung seiner Missionstätigkeit in Japan zeigte er sich sehr tolerant und paßte die starren Lehren des Islam der japanischen Mentalität besser an; so wurde das allen übrigen Mohammedanern so wichtige Ramadanfest nicht vorgeschrieben.

Einer der stärksten Förderer der japanischen Islambewegung wurde ein tatarischer Edelmann namens Abdul Hai, der seine Heimat, Chinesisch-Turkestan, verließ, als die Russen dort Fuß faßten. Dank seiner Initiative gibt es schon mehrere Moscheen und islamische Schulen in Japan. Wenn auch die Zahl der japanischen Moslem noch sehr gering ist – sie dürfte 1000 nicht übersteigen –, so sind es meist sehr einflußreiche Persönlichkeiten, die zum Islam übergetreten sind.

Welche Ziele Japan mit seiner Islampolitik verfolgt, geht vielleicht aus der Tatsache hervor, daß der oben erwähnte Abdul Hai ein glühender Hasser der Russen ist.

Ein Vetter des japanischen Kaisers ist ein besonders aktiver Mohammedaner; er ließ auch eine Moschee in Kobe bauen. Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die islamische Welt, daß sich der Tenno selbst sehr eifrig mit dem Studium des Koran befasse.

Es geht den Japanern um die Vorherrschaft in Asien. Ihr Versuch, das Erreichen dieses Ziels durch die Gründung einer von Japan aus geleiteten panbuddhistischen Bewegung zu erleichtern, ist gescheitert. Ihre Absicht aber, den Islam für ihr Ziel zu verwenden, scheint Erfolg zu haben.

Die enge Verbindung Japans mit Ibn Saud ist bekannt. Auch das Verhältnis zwischen Afghanistan und Japan ist besonders herzlich. Und Afghanistan ist das Einfallstor nach Indien!

Manche indische Nationalisten, die mit allen Mitteln die englische Herrschaft abschütteln wollen, sind nicht ganz überzeugt, daß Indien aus eigenem sein weiteres Schicksal meistern kann. Sie sehen in dem islamfreundlichen Japan eine Macht, die ihre Bestrebungen unterstützen und die Zukunft Indiens innerhalb eines unter japanischer Oberherrschaft stehenden asiatischen Staatenbundes gewährleisten kann.

Es gibt allerdings auch andere indische Politiker, die die Ausbreitung des japanischen Einflusses in Indien mit Sorgen verfolgen. Der japanische Arbeiter ist noch genügsamer als der indische, wie soll sich die Industrie Indiens dabei behaupten können?

Bei der Entscheidung um Indiens Zukunft werden die 80 Millionen Moslem, die eine Brücke zwischen Indien und der übrigen islamischen Welt bilden, eine große Rolle spielen. Wer den Islam für sich gewinnt, wird vielleicht einmal über diese Brücke als Herrscher nach Indien einziehen. Zur Zeit sieht es aus, als wollte Japan diesen Weg antreten.

Aber nicht nur Japan hat den Wert des Islam für seine Machtpolitik in Asien erkannt, auch Rußland, der große Gegenspieler Japans, weiß, daß ein Weg zur Herrschaft in Asien über den Islam führt. Für die imperialen Pläne Rußlands ist der Islam vielleicht noch wichtiger als für die Japans. Die zentralasiatischen Gebiete, die im Lauf der Zeit Rußland angegliedert wurden, sind von Mohammedanern bewohnt. Afghanistan, durch das der russische Weg nach Indien führen müßte, ist ein streng orthodoxer islamischer Staat. Die machtpolitische Stellung der Sowjets in Asien hängt in weitestgehendem Maße davon ab, in was für ein Verhältnis sie zum Islam gelangen können.

Seit der russischen Revolution haben die Sowjets daher auch die größten Anstrengungen gemacht, den Islam für sich zu gewinnen.

Anfangs hatten sie mit ihrem Werben um die Gunst des Islam großen Erfolg. Sie traten als Befreier unterdrückter moham-

medanischer Minderheiten auf und erkannten die Verträge und Bündnisse des zaristischen Rußland, die gegen die Freiheit Persiens und anderer asiatischer Staaten gerichtet war, nicht an. In ihren südlichen Republiken, wie Tadschikistan und Usbekistan (die jahrhundertelang Zentren der islamischen Kultur gewesen waren), wurden die Segnungen der westlichen Zivilisation rasch eingeführt. Die Mohammedaner waren von Autos, Eisenbahnen, modernen Bewässerungen und den damit verbundenen Vorteilen sehr begeistert. Besonders die Frauen, die nun eine Gelegenheit sahen, der traditionellen Unterdrückung ihrer Männer zu entgehen, schlossen sich der kommunistischen Bewegung eng an.

Es schien, als würde der Bolschewismus sich im Sturm den Islam erobern. 1917 schrieb eine persische Zeitung: »Die Lehre des Bolschewismus ist völlig auf den Islam eingestellt, und die Gedanken des Kommunismus sind mit der Lehre Mohammeds vereinbar.«

Bald aber merkten die 30 Millionen in der Sowjetunion lebenden Moslem, daß die russische Gottlosenbewegung ihrem Glauben hart zusetzte; es setzte ein starker Widerstand gegen die Gottlosenbewegung ein. 1935 erklärte ein Führer der panislamischen Bewegung: »Der Bolschewismus ist mit dem Islam unvereinbar.«

Obwohl sich der Bolschewismus den Islam nicht völlig erobern konnte und heute besonders gegen die japanischen Erfolge in eine Verteidigungsstellung gedrängt wurde, ist sein Einfluß heute noch sehr bedeutend.

Tadschikistan und Usbekistan produzieren als Agrarländer große Mengen Baumwolle. Von diesen Ländern nun führt die islamische Brücke über Afghanistan nach Indien. Und gerade hier hat der Bolschewismus viele Anhänger. Je zahlreicher das indische Industrieproletariat wird, desto stärker wird auch der sowjetische Einfluß in Indien.

Japan und Rußland sind die beiden Mächte, die sich bemühen, den Islam als Brücke nach Indien zu benützen; noch aber steht nicht fest, ob der Islam nicht selbst genügend Dynamik besitzt,

das weitere Schicksal Indiens zu beeinflussen. Daß der Islam eine Zeit der Stagnation überwunden hat und überall stärkste Aktivität zeigt, läßt sich nicht verkennen, und gerade seine Einigkeit ist es, die ihn stark macht. Die Briten mußten ihre judenfreundliche Politik einstellen und mit der Unterdrückung der Araber aufhören, weil sie es nicht mehr länger wagen konnten, die 80 Millionen der indischen Mohammedaner gegen sich einzunehmen. Die Beziehungen zwischen den islamischen Staaten werden immer enger, und die Frage eines neuen Kalifen wird von Zeit zu Zeit ernstlich erwogen. Ein weiteres Erstarken des Islam wird wahrscheinlich die indische Einigkeit sehr stören und das Selbstgefühl der indischen Mohammedaner vermehren.

Einer der Führer unter den indischen Moslem ist Aga Chan, eine bekannte Erscheinung auf allen Rennplätzen Europas und zweimaliger Gewinner des englischen Derbys. Er gilt als 47. direkter Nachkomme des Propheten und als Führer der Schiiten. Eine Sekte der Schiiten, die Ismailiten, sieht in ihm einen lebenden Gott und zahlt ihm eine freiwillige Einkommensteuer von 2%; die Untersekte der Chodscha, der zahlreiche wohlhabende Kaufleute angehören, stellt ihm sogar 10% ihrer Verdienste zur Verfügung. Sein jährliches Einkommen wird auf 20 bis 50 Millionen Mark geschätzt. Obwohl Aga Chan sich viel in Europa aufhält und äußerlich ein ziemlich europäisches Leben führt, hält er doch die Vorschriften des Islam hoch, und seine Anhänger finden keinen Grund, an seiner Gottähnlichkeit zu zweifeln.

Aga Chan gilt als Englandfreund. In seinem Buch »India in Transition« schlug er 1919 verschiedene Reformen vor, die 1937 zum Großteil verwirklicht wurden. 1930 war er Vorsitzender der britisch-indischen Delegation zur Round-Table-Konferenz und zeigte sich als Meister im Schließen von Kompromissen. Er vertrat Indien bei der Abrüstungskonferenz und wurde 1937 Vorsitzender des Völkerbundes.

1931 hielt Aga Chan im britischen Rundfunk einen Vortrag über das Thema »Was ich täte, wenn ich Weltdiktator wäre«. Er

sprach sich dabei gegen den Völkerbund aus, dessen Mittel und Erfolge er für unzulänglich hielt. Weiter übte er scharfe Kritik am Versailler Vertrag und befürwortete den Anschluß Österreichs an Deutschland. Nach dem erfolgten Anschluß veröffentlichte er in englischen Zeitungen Artikel, die die Notwendigkeit und Folgerichtigkeit dieses Geschehnisses betonten.

Aga Chan, der in Eton und Cambridge studierte, ist sehr englandfreundlich, und seine politischen Bemühungen gingen dahin, zwischen indischem Nationalismus und britischem Imperialismus zu vermitteln. Er verurteilt die Verschleierung der mohammedanischen Frau und will durch westliche Erziehung den Gegensatz zwischen Moslem und Hindu überbrücken. Er gilt als ausgesprochener Gegner Gandhis.

Aga Chan bedeutet eine wichtige Stütze der englischen Herrschaft im Osten, denn seine Anhänger leben nicht nur in Indien, sondern auch in Iran und in Afrika. Noch tritt Aga Chan für die britischen Interessen ein, wenn er aber merkt, daß die Risse und Sprünge im Bau des Britischen Empire größer und drohender werden, dann wird er sich wohl der panislamischen Front angliedern. Jedenfalls ist er eine der wenigen Persönlichkeiten, die das zukünftige Schicksal Indiens bedeutend beeinflussen können. Und der Name des heute 67jährigen Fürsten wird vielleicht noch häufig in den Schlagzeilen der Weltpresse erscheinen.

Ein freies Indien wird sich aber nicht nur mit den Einflüssen, die durch den Islam ins Land gebracht werden, auseinandersetzen, sondern auch den Großmächten, die immer näher an seine Grenzen heranrücken, standhalten müssen.

Rußland drängt nach wie vor nach Süden, um zu einem eisfreien Hafen zu gelangen. Der Weg nach Süden mag über Iran oder Afghanistan führen, als Hafen selbst käme aber nur Karachi in Betracht, denn weiter östlich im Persischen Meerbusen gelegene Plätze sind wertlos, da der Meerbusen jederzeit an seiner engsten Stelle zwischen Arabien und Belutschistan gesperrt werden kann. Rußland besitzt aber bereits im Schwarzen Meer einen

Zugang zur See, der ihm, solange die Dardanellen nicht in seiner Hand sind, jederzeit gesperrt werden kann, und kennt den problematischen Wert eines solchen »Meeres«. Seit 1935 hat Rußland in Sinkiang Fuß gefaßt, hat also heute schon eine gemeinsame Grenze mit Indien.

Eine zweite Großmacht, die erst in allerletzter Zeit in drohende Nähe der indischen Grenze kam, ist Japan.

Seit mehreren Jahren hat Japan seine gesamten Kräfte konzentriert, um den Kampf gegen Tschiangkaischek zu einem erfolgreichen Ende zu führen. Die Japaner erklärten immer wieder, daß sie keine territorialen Interessen in China verfolgten, sondern nur den europäisch-amerikanischen Wirtschaftseinfluß ausschalten und das Land für ihre eigene Wirtschaft erschließen wollten. Der Menschenüberfluß Japans aber brauchte ein neues Siedlungsgebiet, und es war naheliegend, anzunehmen, daß China dieses Gebiet sein würde, obwohl der Japaner lieber in südlicheren Ländern siedelt.

1940 richtete die japanische Regierung ein »Zentralbüro für Südfragen« ein. Diese in Europa wenig beachtete Tatsache kennzeichnet eine weitgehende Schwenkung der japanischen Außenpolitik. Wandte sich bisher die Stoßrichtung der »traditionellen japanischen Außenpolitik« gegen das asiatische Festland, so richtet sich Japan nun darauf ein, seinen »Weg nach Süden« anzutreten. Französisch-Indochina und verschiedene große Inseln – alles Besitzungen europäischer Staaten, die im Krieg von 1939/43 ihre Macht verloren haben, oder der USA. – bieten genügend Siedlungsraum für das übervölkerte Japan.

Durch seinen Vorstoß nach Burma im April 1942 ist Japan in die unmittelbare Nachbarschaft Indiens gerückt und hat den Kampf um die Burmastraße für sich entschieden. Damit steht ihm ein groß angelegtes Einfallstor nach Indien offen. So wie Rußland durch seine Agitation den Boden in Indien vorbereitet hat, ist auch Japan nicht untätig geblieben. Als führende Wirtschaftsmacht Ostasiens hat es sich den indischen Markt weit-

gehend erobert, und wertvolle Vorarbeit für eine engere Bindung Indiens an Japan ist bereits geleistet.

Durch die von Churchill und Roosevelt erstrebte und inzwischen vollzogene »angelsächsische Blockbildung« tritt Amerika verschiedentlich das Erbe des Britischen Empire an. So schien es eine Zeit lang, daß die USA. die dritte Macht werden könnte, die für die Weiterentwicklung Indiens von Bedeutung hätte sein können. Die Einnahme Singapurs durch die Japaner sowie die Schläge, die die vereinigte USA.- und britische Flotte im Pazifik einstecken mußte, haben die USA. von jedem dahin zielenden machtpolitischen Streben eindeutig abgedrängt. So ist nun eine Verlagerung der amerikanischen Wirtschaftsinteressen von China nach Indien – wie sie wohl der Entwicklung vor Japans Eintritt in den Krieg entsprochen hätte – unmöglich geworden.

Die zwei Mächte – Rußland und Japan – beobachten das weitere Schicksal Indiens mit großem Interesse und sind durchaus bereit, in irgendeiner Form das Erbe Großbritanniens in Indien anzutreten.

Es ist nicht reizlos zu hören, was der Mann, der vielleicht einmal die Zukunft Indiens bestimmen wird, über die außenpolitische Lage und die Möglichkeit eines Angriffs auf Indien sagte. Nehru wurde in einem Interview gefragt, wie denn Indien, sobald England sich daraus zurückgezogen hätte, aus eigener Kraft sich gegen eventuelle Angriffe Japans, Rußlands oder Afghanistans verteidigen würde.

Nehru bestritt die Möglichkeit eines Angriffs durch diese drei Länder; seine Argumente – das Interview fand 1936 statt – haben sich zum großen Teil als falsch erwiesen.

Von Rußland drohe keine Gefahr, behauptete Nehru, denn Rußland habe sich als friedvollstes Land der Welt erwiesen, dem jedes imperiale Ziel völlig fernliegt. Auch hätte Rußland genügend eigene Rohstoffe, es brauche dazu nicht Indien, und andere Gründe für einen Angriff seien nicht vorhanden. Nehru vergaß, daß die Politik Rußlands seit Jahrzehnten von dem Drang

nach einem eisfreien südlichen Hafen geleitet wird und daß dieser Hafen sehr gut in Indien liegen könnte.

Was Japan betrifft, meinte Nehru, so würde es die Rohstoffe Indiens wohl brauchen können; aber wie sollte es jemals nach Indien gelangen? Zuerst müßte es den Koloß China bewältigen, eine Aufgabe, an der noch jede Macht gescheitert ist. Würde es aber den Seeweg nach Indien einschlagen wollen, so müsse es an Singapore vorbei, und das sei nicht einfach. Auch die japanische Gefahr sei also von den englischen Imperialisten so gefahrvoll an die Wand gemalt worden, um ihr Bleiben in Indien begründen zu können.

Auch hier hat sich Nehru als schlechter Prophet erwiesen. Zwar ist Japan mit dem Koloß China noch nicht fertig geworden. Nach dem Zusammenbruch Frankreichs hat es sich aber Zugang in Französisch-Indochina verschafft, das an Burma grenzt, und auch der andere große Nachbar Burmas, Thailand, ist ein Trabant der Japaner. Burma aber ist – trotz der 1937 erfolgten Abtrennung – ein Teil Indiens.

Von den Afghanen meinte Nehru, sie seien nicht zu fürchten. Ein armes Land mit zwar tapferen Soldaten, die aber nur in ihrer bergigen Heimat wirklich Großes leisten könnten. Auf diese Feststellung hat der Lauf der Ereignisse noch keine Antwort gegeben, wenn man aber in der afghanischen Geschichte zurückblättert und von den Einfällen hört, die die Afghanen nach Indien ausgeführt haben, so erscheint Nehrus Antwort nicht unbedingt begründet.

Man hat häufig den Eindruck, als wären die indischen Freiheitskämpfer von ihrem Kampf gegen England so sehr in Anspruch genommen, daß sie die möglichen Gefahren, die ihrem Vaterland von anderen Seiten drohen, nur zu gern übersehen. Die Gefahr, daß sie nach einem kurzen Freiheitsrausch ernüchtert aufwachen, um sich von neuem geknechtet zu sehen, liegt nahe.

Bei den bisherigen Erwägungen über die Gefahrenmomente, die Indien bedrohen, haben wir als Grundlage angenommen, daß Indien sich völlig aus dem Verband des Britischen Welt-

reiches löst. Nun sprechen aber manche Anzeichen dafür, daß Indien auch mit einer Stellung als gleichberechtigtes Dominion, die ihm bereits so oft versprochen wurde, zufrieden sein und keine extremen Ziele verfolgen könnte.

Die indische Intelligenz hat zum nicht geringen Teil englische Universitäten besucht und britische Lebenseinstellung nach Indien gebracht. Sie schwankt zwischen östlicher Tradition und westlichen modernen Ideen; sie findet keine mittlere Linie, auf der sich diese beiden gegensätzlichen Einflüsse vereinigen lassen. Nehru sagt über sich selbst:

»Ich bin eine sonderbare Mischung zwischen Osten und Westen, überall fremd und nirgends beheimatet.« Ein amerikanischer Journalist beschreibt ihn treffend als »einen Inder, der Abendländer geworden ist, einen Aristokraten, der Sozialist geworden ist; einen Individualisten, der ein großer Führer der Massen geworden ist.« Ähnlich wie die chinesischen Studenten, die aus Amerika in ihre konservative Heimat zurückgekehrt sind und dort nicht Wurzel schlagen können, so fühlt sich auch der intellektuelle Inder vom Abendland stark angezogen.

Aus diesem seelischen Zwiespalt könnte man eine wichtige Stellung und Mission ableiten, die Indien in Zukunft zu erfüllen hat – Mittler zwischen Ost und West zu sein. Verschiedene Verfechter des Dominionstatus heben den Wert und die große Bedeutung dieser Stellung auch immer hervor. Sie sehen ein mächtiges Indien innerhalb des Britischen Commonwealth vor sich, ein Land, von Asiaten bewohnt, als gleichberechtigtes Mitglied innerhalb eines Staatenbundes angelsächsischer Völker. Indien wäre dann berufen, alle Streitigkeiten zwischen Ost und West zu schlichten, hätte es doch gelernt, asiatisch und europäisch zu denken.

So schön diese Zukunftstheorien auch klingen mögen, sie werden kaum jemals Wirklichkeit werden. Vor allem bleibt abzuwarten, ob der dünne Firnis europäischer Kultur dem immer mächtiger werdenden asiatischen Nationalismus standhalten

wird. Europäisch gebildete Asiaten haben sich häufig als stärkste Hasser der abendländischen Herrschaft erwiesen.

Außerdem wird Indien kaum jemals die Stellung eines Dominion einnehmen können, weil es die Voraussetzungen dazu nicht erfüllt. Die Zusammenarbeit der Dominions und ihre trotz der großen Selbständigkeit unbestrittene Anhänglichkeit an das Mutterland sind hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß in allen Dominions die gleiche Schicht von Menschen die Führung ausübt. Menschen, die derselben britischen Herrenschicht entstammen, die eine gleichartige Erziehung genossen haben und dem Leben und seinen Problemen vom gleichen Standpunkt aus begegnen. Die Entscheidungen dieser angelsächsischen Schicht, ob sie nun in Kanada, Australien oder Südafrika getroffen werden, zeigen eine große Ähnlichkeit; werden sie doch von Menschen gefällt, die einander seelisch und rassisch verwandt sind.

Das indische Denken wird vom englischen trotz aller Assimilationsversuche immer unüberbrückbar getrennt bleiben. Indien erfüllt damit die grundlegende Bedingung für den Dominionstatus nicht. Die Engländer, die seit langem den Dominionstatus versprechen, wollen dieses Argument nicht wahrhaben, sie denken allerdings auch nicht ernstlich daran, Indien völlige Gleichberechtigung mit den anderen Dominions zu gewähren, sondern wollen es auch weiter in indirekter Form beherrschen. Bei dieser Lösung spielt dann natürlich der rassische und gefühlsmäßige Unterschied zwischen Indern und Engländern keine Rolle.

Carthill läßt in seinem Buch »Verlorene Herrschaft« einen Afrikaner über die Frage des Dominionstatus für Indien sagen: »Ich weiß nicht viel von Indien und den Indern, außer, daß es in unseren Dominions eine gewisse Anzahl von Indern gibt und daß wir sie als lästig empfinden. Ob sie nun britische Untertanen sind oder nicht, wir haben nicht die Absicht, noch mehr von dieser Sorte in unser Gebiet hereinzulassen. Über das Britische Reich habe ich folgendes zu sagen: Es gibt kein Britisches Reich oder es

ist doch nur eines, das in der Meinung der Leute besteht. Wir sind keineswegs Untertanen von Großbritannien. Großbritannien ist nur ein Teilhaber der Firma und wird bald aufhören, der hervorragendste Teilhaber zu sein...

Diejenigen Teile des Reiches, die nicht von Rassen bewohnt werden, auf die die Eigentümlichkeiten der angelsächsischen Völker zutreffen, waren niemals Teilhaber der Firma. Sie waren das Privateigentum des wichtigsten Teilhabers, und ihre Einkünfte und Gewinne waren für die Zwecke der Teilhaberschaft verwendbar.

Für uns beruhte der Bund des Reiches auf der Zustimmung freier Männer. Für sie war es schließlich die Gewalt. Sie waren in der Theorie und Praxis Untertanen der Krone und des Parlaments von Großbritannien, wir sind nur Untertanen der Krone.

Der Versuch, in diese Firma einen Fremden einzuführen und so die ganze Firma Gefahren und Verlusten auszusetzen, die sie nicht in Betracht gezogen hat und die sie gar nicht zu tragen gewillt ist, kann nur zur raschen Auflösung der Firma führen. Ihr könnt wie bisher die weißen Dominions haben, oder ihr könnt Indien zu einem Dominion machen, aber ihr könnt nicht beides haben.

Kurz gesagt, glaubt ihr, daß Südafrika Krieg mit Frankreich anfangen wird, weil ein russischer Pilger in Amritsar totgeschlagen wurde?«

Auch aus einem zweiten Grunde ist ein wahrhafter und gleichberechtigter Dominionstatus Indiens nicht möglich. Dank seines Menschenreichtums und seiner wirtschaftlichen Fähigkeiten würde Indien den Schwerpunkt des Britischen Weltreiches völlig innerhalb seiner Grenzen legen, wo aber nicht mehr der Brite, sondern der Inder selbst zu bestimmen hätte. Das Britische Empire, das größte bisher von weißen Menschen geschaffene Reich, würde dann praktisch von Indien aus und durch Inder regiert werden – eine für jeden Briten unmögliche Lösung. Die Entwicklung der indischen Frage kann nicht auf halbem Wege stehen-

bleiben: entweder wird Indien von England unter irgendeinem Namen und in irgendeiner Form auch weiterhin unterdrückt, oder es wird völlig frei. Alle Zwischenlösungen sind praktisch unmöglich, denn sie würden nur neue Probleme von noch größerer Tragweite schaffen.

Die Frage nach der Zukunft Indiens ist eine dieser weltbedeutenden Entscheidungen. Nicht nur aus rechtlichen, sondern auch aus egoistischen Interessen müssen wir hoffen, daß diese Frage im Sinne Indiens geklärt wird – denn 400 Millionen Freie können mehr für den Fortschritt der Welt leisten als 400 Millionen Sklaven.

NACHWORT DES VERLAGES

Die erste Auflage dieses Buches erschien im Mai 1942, war aber im Manuskript schon im Frühjahr 1941, also vor Beginn des Rußlandfeldzuges, abgeschlossen. Da der Verfasser sich seitdem als Berichterstatter im Fernen Osten aufhält und also nicht in der Lage ist, eine Neubearbeitung seines Buches persönlich vorzunehmen, hat sich der Verlag dieser Aufgabe unterzogen.

Es stellt dem politisch geschulten Blick des Verfassers ein hervorragendes Zeugnis aus, daß seine Darstellung der Gegenwartsproblematik Indiens in keinem wesentlichen Punkte einer Berichtigung bedurfte, obwohl doch durch den Beginn des Rußlandfeldzuges im Juni 1941 und die Ausweitung des Krieges nach Ost- und Südasien im Dezember 1941 in der politischen Umwelt Indiens tiefgreifende Änderungen eingetreten sind.

Jeder, der die letzte Entwicklung in Indien aufmerksam verfolgt hat, weiß, daß sie nur eine Wiederholung des Betrugsmanövers Englands vom Ersten Weltkrieg darstellt; mit dem einen Unterschied allerdings, daß damals – im Jahre 1917 – die Inder den Versprechungen Englands auf eine Selbstregierung nach dem Kriege arglos vertraut hatten, während sie diesmal – durch Schaden klug geworden – der Botschaft von Mr. Cripps im April 1942 eine andere Antwort erteilten.

Am 4. Dezember 1941 wurden auf Grund eines Beschlusses der indischen Regierung die Führer der indischen Freiheitsbewegung, so Azad, Nehru und andere, aus dem Gefängnis entlassen. Gandhi legte Ende Dezember 1941 sein Amt als Leiter des Nationalkongresses nieder. Sein Nachfolger wurde mit seinem Einverständnis Nehru. Die Freilassung der indischen Führer hatte ein Erstarken der nationalen Bewegung zur Folge.

Kurze Zeit darauf erfolgte von England aus der Vorstoß, der in seinen Auswirkungen schließlich zu dem ernsten Widerstand und den Unruhen im August 1942 führen sollte. Durch den Vor-

marsch Japans auf und in Burma fühlte sich England bedroht. Die Befürchtungen der Briten in diesem Zusammenhang gehen am besten aus der englischen Regierungserklärung vom 11. März 1942 hervor, in der es unter anderem heißt: »Durch die Krise in den indischen Angelegenheiten, die durch den japanischen Vormarsch entstanden ist, ist in England der Wunsch entstanden, alle Kräfte des indischen Lebens zusammenzufassen, um dieses Land vor der Bedrohung einer Invasion zu schützen. Im August 1940 wurde eine Erklärung abgegeben über die Ziele und die Politik, die wir in Indien verfolgen. Diese gipfelte kurz gesagt in dem Versprechen, daß Indien so bald als möglich nach dem Kriege den Status eines Dominion erhalten solle, in voller Freiheit und Gleichberechtigung mit diesem Land und mit anderen Dominien nach einer Verfassung, die von den Indern nach vorhergehender Übereinstimmung unter sich selbst zusammengestellt würde und den Hauptelementen des indischen nationalen Lebens entsprechen würde. Die Voraussetzung dafür war und ist selbstverständlich: die weitere Erfüllung unserer eigenen Verpflichtungen für den Schutz der Minderheiten und der benachteiligten Klassen; die Erfüllung aller unserer Vertragsverpflichtungen gegenüber Indien; die Regelung gewisser Angelegenheiten, die sich aus unserer langen Verbundenheit mit den Geschicken des indischen Reiches ergeben. Um diese allgemeinen Erklärungen nun zu präzisieren...hat sich das Kriegskabinett einstimmig auf Beschlüsse für eine jetzige und zukünftige Aktion geeinigt, die, falls Indien sie als Ganzes akzeptiert, große Gefahren abwenden können.«

Diese »Aktion« sollte jedoch erst nach »persönlichen Konstellationen eines Mitglieds des Unterhauses an Ort und Stelle« durchgeführt werden. Das Mitglied des Unterhauses, das sich zu dieser Aufgabe berufen fühlte, war der Lordsiegelbewahrer und Führer des Unterhauses, Sir Stafford Cripps. Bereits am 23. März traf Cripps in Delhi ein, wo er sofort nach seiner Ankunft Beratungen mit dem Vizekönig hatte. Den Inhalt der Entscheidung des bri-

tischen Kabinetts gab er jedoch nicht sofort preis, sondern behielt sich diese Eröffnung für den Schluß der Verhandlungen vor. Nehru, Azad und Jinnah (der Führer der Mohammedaner Indiens) erklärten sich bereit, mit Cripps zu verhandeln; bereits am 25. und 26. März fanden Besprechungen zwischen Cripps und Azad und Jinnah statt. Tags darauf hatte Cripps eine zweistündige Unterredung mit Gandhi. Obwohl diese starke Verhandlungstätigkeit Cripps' auch weiterhin andauerte, förderte sie doch keine greifbaren Ergebnisse zutage.

Am 30. März endlich wurden die Vorschläge der britischen Regierung bezüglich der politischen Zukunft Indiens veröffentlicht. Da zeigte sich nun freilich das wahre Gesicht dieses großartigen Angebotes. Zwar gipfelte es in der Zielsetzung des Dominion-Status, der jedoch erst verwirklicht werden sollte, wenn »die Feindseligkeiten beendet« seien; ferner war darin der sehr schwerwiegende Vorbehalt zu finden, daß »jede Provinz Britisch-Indiens, die nicht bereit ist, die neue Verfassung anzunehmen, das Recht hat, die gegenwärtige Verfassungslage beizubehalten, wobei dafür Sorge getragen wird, daß sie der neuen Verfassung später beitreten kann, sofern sie das beschließen sollte. Die britische Regierung ist bereit, sich mit Provinzen, die der neuen Verfassung nicht beitreten – falls sie es wünschen – über eine neue Verfassung zu einigen, wobei ihnen das gleiche Statut gewährt würde wie der indischen Union, zu welchem Statut man zu einem gleichen Verfahren gelangen würde, wie oben angegeben.« Cripps erklärte dazu, diese Vorschläge seien im ganzen anzunehmen oder im ganzen zu verwerfen.

Die Gegenvorschläge der Führer der Kongreßpartei, Nehru und Azad, vom 2. April enthielten in der Hauptsache drei Forderungen: Erstens wurde verlangt, daß die Kontrolle über die indische Landesverteidigung zumindest teilweise an die Inder übergehe. Zweitens wurde eine Volkswahl der indischen Regionalbeamten für die konstitutionelle Versammlung gefordert, während von englischer Seite deren Ernennung vorgeschlagen

wurde, und drittens lehnte der Kongreß den Vorschlag ab, daß die einzelnen Provinzen das Recht erhalten, der Union fern zu bleiben und einen selbständigen Staat zu bilden.

Am 7. April wurde bekanntgegeben, daß das britische Kriegskabinett Cripps Gegenvorschläge auf die indische Stellungnahme zukommen ließ. Der Arbeitsausschuß der Kongreßpartei lehnte auch diese abgeänderten britischen Vorschläge ab. Er ließ Cripps eine Resolution zustellen, in der zum Ausdruck kommt, daß die Meinungsverschiedenheiten unüberbrückbar seien und daß auch in dem neuen Kompromißvorschlag die Befugnisse und Funktionen, die man den Indern habe überlassen wollen, nicht ausreichten. Dabei wurde noch einmal auf die Bedingungen und Einschränkungen der englischen Vorschläge hingewiesen, die die Freiheit Indiens zu einer Illusion machten. Der Präsident des Kongresses, Azad, richtete an Cripps ein Schreiben, in dem er die Ablehnung der britischen Vorschläge noch einmal begründete. Er fügte hinzu, die britische Regierung möge nicht glauben, daß sie die Verteidigung Indiens werde wirksam machen, wenn das indische Volk nicht das Gefühl der Selbstverantwortung habe. Auch die Entschließung der Moslem-Liga lehnte die britischen Vorschläge ab.

Damit war die Mission Cripps' endgültig und eindeutig gescheitert. Ehe er am 13. April ohne jedes Ergebnis von Delhi aus die Rückreise antrat, hielt er noch einmal eine Rundfunkrede an das indische Volk, in der er lediglich versicherte, England werde mit Hilfe der USA. alles tun, um Indien zu verteidigen.

Eines allerdings hatte dieser englische Versuch klar erwiesen: die Inder wußten nun genau, daß ihre Forderung auf eine Selbstregierung bei den Engländern keinerlei Gehör fand und finden wird und daß die Engländer die Landesverteidigung – noch nicht einmal zu einem kleinen Teil – den Indern zuerkennen wollten, sondern dieses Recht ausschließlich für sich in Anspruch nahmen, um so Indien voll und ganz in der Gewalt zu haben.

Die erste Folge einer solchen Erkenntnis war ein Resolutions-

entwurf der indischen Kongreßpartei, der am 2. Mai mit 180 gegen 4 Stimmen angenommen wurde. Darin heißt es wörtlich: »Das Komitee lehnt den Gedanken ab, daß Indien die Freiheit erringen könne durch die Einmischung oder die Invasion einer fremden Macht. Im Falle einer Invasion muß dieser entgegengetreten werden. Dieser Widerstand darf aber nur die Form der Gewaltlosigkeit annehmen und nicht die der Zusammenarbeit mit England, nachdem die britische Regierung die Organisierung der Landesverteidigung durch das Volk verhindert hat. Wir können uns dem Angreifer nicht beugen und auch seinen Befehlen nicht gehorchen. Wenn er unsere Häuser und unsere Felder in Besitz nehmen will, so müssen wir eine Abtretung verweigern, auch wenn wir an unserem Widerstandswillen sterben müssen.« Diese Resolution bedarf keiner Erläuterung.

Am 15. Juni 1942 fand in Bangkok die Eröffnungssitzung der indischen Unabhängigkeitskonferenz statt. Rash Behari Bose wurde einstimmig zum Präsidenten der Konferenz gewählt. In einer Ansprache gab er einen allgemeinen Überblick über die Geschichte der indischen Freiheitsbewegung. Er schloß mit der Botschaft an die indische Armee, den Kampf gegen den britischen Imperialismus zu unterstützen.

Gleichzeitig veröffentlichte Gandhi einen Artikel, in dem er seine Vorstellungen von einer provisorischen Regierung darlegte. Wenn sich die Engländer in aller Ordnung aus Indien zurückzögen, dann würde eine indische Regierung, zusammengesetzt aus der Kongreßpartei, der Mohammedanerliga und den Vertretern der indischen Fürsten gebildet werden. Zwei Tage darauf erklärte der indische Kongreßführer Nehru vor Pressevertretern, daß er sich mit Gandhi wieder geeinigt habe. Er stimme mit dessen Ansicht, daß sich die Engländer vollständig aus Indien zurückziehen müßten, vollkommen überein. Dem Worte »Rückzug« gebe er eine ausschließlich politische Auslegung und verstehe darunter die restlose Übertragung der politischen Macht in die Hände des indischen Volkes.

Unter diesen Umständen ist die Verordnung des Vizekönigs von Indien um so bezeichnender, nach der die kommunistische Partei, die seit 1934 verboten war, mit ihren Unterorganisationen in den elf indischen Provinzen wieder zugelassen ist. Alle laufenden Strafverfahren gegen die Kommunisten werden eingestellt und bereits verurteilte kommunistische Gefangene aus den Strafanstalten entlassen. Diese Stärkung der russisch-kommunistischen Position in Indien sollte die englische Stellung gegenüber den immer heftiger werdenden Freiheitsbestrebungen der indischen Nationalisten verstärken.

Aber die dramatische Zuspitzung des englisch-indischen Gegensatzes war nicht mehr aufzuhalten. Am 15. Juli nahm das Arbeitskomitee der Kongreßpartei eine Resolution an, die am 7. August der Hauptversammlung in Bombay vorgelegt wurde. Sie enthält im ersten Teil die Aufforderung an die britische Regierung, »Indien sofort politisch zu räumen«. Falls das nicht geschehe, werde sich die Kongreßpartei gezwungen sehen, »ihre gesamte gewaltlose Stärke für die Gehorsamsverweigerung einzusetzen«. London dagegen ließ sich in einer offiziösen Verlautbarung dahingehend hören, daß – wörtlich – »die zuständigen englischen Stellen noch einmal unterstreichen, daß während des Krieges jede grundsätzliche Änderung des Indienstatuts ausgeschlossen bleibt und daß die britische Regierung die Kongreßpartei nicht als den allein verbindlichen politischen Faktor in Indien anerkennen kann, ganz besonders nicht, solange der Kongreß unter dem Einfluß Gandhis steht«. Die englische Regierung werde zu sofortigen und strengsten Maßnahmen greifen, wenn die neue Kampagne die Kriegsanstrengungen zur Verteidigung Indiens in Gefahr bringen sollte. Gandhi dagegen: »Wir werden nicht zögern, bis zum Äußersten zu gehen, wenn sich herausstellt, daß unsere Vorstellungen bei den Alliierten keinen Eindruck machen. Wir wünschen keine Verhandlungen, obwohl wir nicht so grob sind, zu sagen, wir würden mit niemandem sprechen.«

Am 7. August begann in Bombay die Tagung des Hauptaus-

schusses der indischen Kongreßpartei. Gandhi schloß seine dreiviertelstündige Eröffnungsrede mit den Worten: »Indien kann seine Tapferkeit erst zeigen, wenn der Kampf zu seinem eigenen wird. Es wird seine Freiheit kämpfend erringen. Diese Freiheit kann nicht vom Himmel fallen. Ich weiß sehr gut, daß Großbritannien uns unsere Freiheit wird geben müssen, wenn wir die nötigen Opfer bringen und unsere Kraft zeigen.« Am 8. August wurde vom Hauptausschuß die »Verlaßt-Indien«-Entschließung mit 200 gegen 13 Stimmen angenommen, die von den Briten fordert, daß sie die in Indien befindlichen fremden Legionen zurückziehen sollen. Die Folge der Annahme dieser Resolution waren am 9. August die ersten Präventivmaßnahmen der Engländer; Gandhi, Azad, Nehru, Patel und andere Mitglieder des Arbeitsausschusses der Kongreßpartei wurden verhaftet. Gleichzeitig gab die britische Regierung bekannt, daß sie die Forderungen der Kongreßpartei ablehne, da die Entschließung dazu angetan sei, Indien »in Verwirrung und Anarchie zu stürzen und die Kriegsanstrengungen Indiens lahmzulegen«. Der Exekutivausschuß des Kongresses, das Allindische Kongreßkomitee und die provinzialen Kongreßkommissionen wurden in ganz Indien verboten.

Noch vor seiner Verhaftung forderte Gandhi am 8. August die indischen Zeitungsverleger auf, das Erscheinen ihrer Zeitungen einzustellen. Die Zeitungen sollen erst an dem Tag, an dem Indien seine Unabhängigkeit erlangt habe, wieder erscheinen. Gandhi forderte ferner die indischen Professoren und Studenten auf, sich für die Einstellung ihrer Arbeit bereitzuhalten. Den indischen Fürsten gab er den Rat, als »Bevollmächtigte ihres Volkes« zu handeln und ihre autokratische Haltung aufzugeben. Es sei an der Zeit, daß sie ihre Haltung änderten.

Am 10. August wurde aus Indien der Ausbruch von Unruhen gemeldet. Aus Bombay wurde gemeldet, daß gegen »die aufrührerischen Handlungen von seiten manifestierender Anhänger des Kongresses die Polizei fünfmal zur Anwendung von Tränengas und zum Feuern gezwungen wurde«. An den folgenden Tagen

wurden weitere Zusammenstöße aus verschiedenen größeren Städten, wie Delhi, Poona, Allahabad, Lucknow, Benares, Kalkutta, Madras, gemeldet sowie weitere Verhaftungen von Funktionären des Kongresses und die Niederlegung der Arbeit von Fabrikarbeitern, im besonderen der Textilindustrie. Nach einer Meldung des freien indischen Rundfunks vom 16. August seien bis zu diesem Tage 600 Tote und 4000 Verletzte durch die britischen Maßnahmen zu beklagen.

Die Unruhen dauern weiterhin an. 400 Millionen Inder kämpfen um ihre politische Freiheit. Der Ausgang dieses Kampfes wird das Gesicht der Weltpolitik entscheidend verändern.

WILHELM GOLDMANN VERLAG

ZEITTAFEL

2000	v. d. Z.	Vedisches Zeitalter, Gleichberechtigung der Frauen
600	. . .	Zug des Darius nach Indien
563	. . .	Gautama Buddha geboren
327	. . .	Einfall Alexanders des Großen
68	n. d. Z.	Aus Rom fliehende Juden lassen sich in Malabar nieder
200	. . .	Die ersten Christen in Malabar
711	. . .	Die ersten Mohammedaner kommen nach Sindh
986	. . .	Islamischer Einfall unter Mahmud von Ghasni
1398	. . .	Mongolischer Einfall unter Timur
1469	. . .	Guru Nanak geboren
1498	. . .	Vasco da Gama kommt nach Indien
1594	. . .	Die ersten holländischen Kaufleute in Indien
1600	. . .	Ostindische Handelsgesellschaft gegründet
1604	. . .	Französische Kaufleute kommen nach Indien
1690	. . .	Kalkutta gegründet
1707	. . .	Aurangseb gestorben; Niedergang der Moguldynastie
1757	. . .	Schlacht bei Plassey
1780	. . .	Randschit Singh, Führer der Sikh, geboren
1829	. . .	Witwenverbrennung verboten
1843	. . .	Sindh wird britisch
1849	. . .	Pandschab wird britisch
1857	. . .	Die »große Meuterei«
1858	. . .	Indien geht in den Besitz der Krone über
1869	. . .	Mahatma Gandhi geboren
1885	. . .	Indischer Nationalkongreß gegründet
1901	. . .	North-West Frontier Province gebildet
1905	. . .	Teilung Bengalens; Lord Curzon tritt zurück
1906	. . .	All India Moslem League gegründet
1909	. . .	Morley-Minto-Reformen
1918	. . .	Montagu-Chelmsford Reformen
1919	. . .	Rowlatt-Akte; Aman Ullahs Einfall nach Indien
1921	. . .	Moplah-Aufstand
1928	. . .	Simon-Kommission
1930	. . .	Erste Round-Table-Konferenz; Unruhen in Indien
1931	. . .	Zweite Round-Table-Konferenz; Unruhen in Indien

1932 . . .	Dritte Round-Table-Konferenz
1937 . . .	Neue Verfassung in Kraft gesetzt
1939–40 . .	Provinzregierungen zurückgetreten; Nehru und andere politische Führer verhaftet; Empire-Konferenz in Delhi; ziviler Ungehorsam
1941 . . .	Ausbruch des großostasiatischen Freiheitskampfes
1942 . . .	»Verlaßt-Indien-Erklärung« des Indischen Kongresses; neuerliche Verhaftung der indischen Führer; große Unruhen mit zahlreichen Opfern

INDISCHE VIZEKÖNIGE

1858	Earl Canning
1862	Lord Elgin
1864	Lord Lawrence
1869	Earl of Mayo
1872	Lord Northbrook
1876	Lord Lytton
1880	Marquis of Ripon
1884	Earl of Dufferin
1888	Marquis of Lansdowne
1894	Lord Elgin
1899	Lord Curzon
1905	Lord Minto
1910	Lord Hardinge
1916	Lord Chelmsford
1921	Lord Reading
1926	Lord Irwin
1931	Lord Willingdon
1935	Lord Linlithgow

DIE WÄHRUNG

1 Rupie (ca. 1 RM)	=	16 Anna
1 Anna	=	4 Pice
1 Pice	=	3 Pie

LITERATUR

Aga Khan: India in Transition, London 1928.

Andrews, C. F.: The Rise and Growth of the Congress in India, London 1938.

Andrews, C. F.: The True India, London 1938.

Bannerjea, S.: A nation in making, London 1927.

Bannerjee, D. N.: Das indische Bauerntum unter britischer Herrschaft, Berlin 1934.

Beauchamp, J.: British Imperialism in India, London 1934.

Bernays, R.: Naked Fakir, London 1931.

Bhaskarananda, S.: Mediaeval Jainism, Bombay 1938.

Bhattacharya, P.: Ideals of Indian Womenhood, Calcutta 1921.

Bosshard, W.: Indien kämpft, Stuttgart 1931.

Brayne, F. L.: Village Uplift in India, Bombay 1927.

Brockway, A. F.: Indien, Dresden 1931.

Carthill, A.: Verlorene Herrschaft, Berlin 1924.

Chirol, V.: India, old and new, London 1921.

Chirol, V.: India, London 1926.

Chowdhury, E. H.: Der indische Arbeiter unter britischer Herrschaft, Würzburg 1939.

Coatman, J.: Years of destiny, London 1932.

Cumming, J.: Modern India, London 1931.

Cumming, J.: Political India, London 1932.

Das, F.: Schleier vor Indiens Frauengemächern, Erlenbach-Zürich 1935.

Das, R. K.: Faktory Labour in India, Berlin 1923.

Das, T.: Indien in der Weltpolitik, München 1932.

Dodwell, H. H.: The Indian Empire, Cambridge 1932.

Doke, J.: Gandhi in Südafrika, Zürich 1925.

Dunbar, G.: History of India from the earliest time to the present day, London 1936.

Dutt, G.: A Woman of India, London 1929.

Field, H.: After Mother India, London 1929.

Fitchett, W. H.: Revolution über Indien, Berlin 1939.

Frank, R.: Englands Herrschaft in Indien, Berlin 1940.

Frobenius, L.: Indische Reise, Berlin 1931.

Gandhi, M.: Jung Indien, Erlenbach-Zürich 1924.

Gandhi, M.: Ein Wegweiser zur Gesundheit, Zürich 1925.

Gandhi, M.: Indian Home Rule, Madras 1923.

Gandhi, M.: Mein Leben, Leipzig 1923.

Gandhi, M.: Hindu-Moslem Tension, Ahmedabad 1924.

Garrat, G. T.: Legacy of India, Oxford 1937.

Geiger, A.: Die indische Gesellschaftsordnung, Tübingen 1935.

Glasenapp, H. v.: Der Buddhismus in Indien und dem Fernen Osten, Berlin 1936.

Glasenapp, H. v.: Der Hinduismus, Religion und Gesellschaft in Indien, München 1922.
Hartog, L.: Living India, London 1935.
Haushofer, K.: Geopolitik der Pan-Ideen, Berlin 1931.
Hawkridge, E.: Indian Gods and Kings, Boston 1935.
Hertz, G.: Das britische Erziehungswesen in Indien, Berlin 1932.
Holdernes, T.: Peoples and Problems of India, London 1912.
Horovitz, J.: Indien unter der britischen Herrschaft, Leipzig 1928.
Hunter, W.: A History of British India, London 1900.
Keith, A.: A constitutional History of India, London 1936.
Keith, A.: Speeches and Documents of Indian Policy, 1750–1921, Oxford 1922.
Kelmon, J.: Labour in India, London 1923.
Kincaid, D.: The grand Rebel, London 1937.
Krebs, N.: Vorderindien, Stuttgart 1939.
Lyall, A.: Rise of the British Dominion in India, London 1893.
MacMunn, G.: The martial Races of India, London 1933.
MacMunn, G.: The Religions and hidden Cults of India, London 1931.
Magrini, L.: Im Indien Brahmas und Gandhis, Breslau 1932.
Manshardt, Ch.: The Child in India, Bombay 1937.
Marriot, J.: The English in India, Oxford 1932.
Marshall, J.: Mahenjo Daro and the Indus Civilisation, London 1931.
Mayo, K.: Child Marriage in India, London 1931.
Mayo, K.: Mutter Indien, Frankfurt a. M. 1928.
Moreland-Chatterjee: A short History of India, London 1936.
Mukerjee, R.: Economic Problems of modern India, London 1939.
Murdoch, J.: The Women of India, Madras 1895.
Nehru, J.: An Autobiography, London 1936.
Nehru, J.: India and the world, London 1936.
Oncken, H.: Die Sicherheit Indiens, Berlin 1937.
Pelzer, K.: Die Arbeiterwanderungen in Südostasien, Hamburg 1935.
Pillai, P.: Economic Conditions in India, London 1935.
Rai, L.: Unhappy India, Calcutta 1928.
Rawlison, H. G.: India – a short cultural history, London 1937.
Rehwaldt, H.: Indien, München 1940.
Reichardt, T.: Der Islam vor den Toren, Leipzig 1939.
Reynolds, R.: The withe Sahibs in India, London 1937.
Rice, S.: Hindu Customs and their origin, London 1937.
Ronaldshay, E. of: Indien aus der Vogelschau, Leipzig 1925.
Ross, C.: Das neue Asien, Leipzig 1940.
Rushbrook, W.: What about India? London 1938.
Savakar, V.: Indian War of Independence, Calcutta 1930.
Schmitz, P.: All-Islam! Weltmacht von morgen? Leipzig 1937/41.
Schmitz, P.: Die britische Schwäche, Leipzig 1940.

Schrader-Furtwängler: Das werktätige Indien, Berlin 1928.
Sen, E.: Testament of India, London 1939.
Sen, S.: Studies in Indian History, Calcutta 1930.
Shah, K.: Provincial Autonomy, Bombay 1937.
Sharma, B.: The Indian Federation, Lucknow 1932.
Sinclair, G.: Im Grenzland britischer Macht, Leipzig 1938.
Singh, G.: Indian States and British India: Their Future Relations, Benares 1930.
Smith, W.: Nationalism and Reform in India, New Haven 1938.
Sunderland, J: India in Bondage, New York 1932.
Thakore, B.: Indian Administration to the Dawn of Responsible Government, Bombay 1932.
Thompson, E.: An Indian Day, London 1927.
Thompson-Garrat: Rise and Fulfilment of British Rule in India, London 1934.
Tichy, H.: Afghanistan, Leipzig 1940.
Urquhart, M.: Women of Bengal, London 1925.
Väth, A.: Die Inder, Freiburg 1935.
Venkatesa, N.: Indische Erziehung, Weimar 1936.
Wenker-Wildberg: Ausbeuter Indiens, Berlin 1939
Younghusband, F.: Dawn in India, London 1930.
Zimmer, H.: Ewiges Indien, Potsdam 1930.
Zimmer, H.: Maya, Stuttgart 1936.
Zimmer, H.: Weisheit Indiens, Darmstadt 1938.

BILDERVERZEICHNIS

Kartenverzeichnis

INHALTSVERZEICHNIS

Von

HERBERT TICHY

dem Verfasser des vorliegenden Werkes, sind ferner erschienen:

HERBERT TICHY, Afghanistan. Das Tor nach Indien. 240 Seiten mit 32 Bildern und 4 Karten. Geb. M 6.60. – *Frankfurter Zeitung:* »Tichy gibt in seiner mit Kartenskizzen und Photos unterstützten Darstellung der Geschichte und der aktuellen Problematik Afghanistans einen durch Anschaulichkeit und vielfältige historische, politische und ethnographische Kenntnisse ausgezeichneten Einblick in das Werden und Wesen eines Landes, das auch heute wieder an einer politisch und strategisch wichtigen Stelle steht.«

HERBERT TICHY, Alaska. Ein Paradies des Nordens. 280 Seiten mit 32 Bildern und 3 Karten. Gebunden M 7.50. – *Weltwirtschafts-Archiv, Hamburg:* »Alaska, wie es wirklich ist, könnte man über dieses Buch schreiben. Das ferne weite Land rückt uns auf einmal nahe; wir erleben seine Geschichte in russischem und amerikanischem Besitz, die Zeiten des Pelzrausches und der Gold-,Stampeden' von Klondike, Nome und Fairbanks. Dieses Buch lesen, bedeutet aber außerdem, einen Blick tun in die Zukunft Alaskas. Auch seine politische und strategische Bedeutung wird erläutert.«

Der Verlag empfiehlt ferner:

H. MANZOORUDDIN AHMAD, Thailand. Land der Freien. 264 Seiten mit 16 Bildern. Gebunden M 7.50. – In seiner fesselnden und unterhaltsamen Art zeichnet der Inder Ahmad hier den Werdegang Thailands und seines Volkes auf. Das höchst aufschlußreiche Werk führt aus den dunklen Anfängen der Thai bis in die unmittelbare Gegenwart. Es zeigt den auf einem durchgebildeten Feudalsystem ruhenden Staat zur Zeit seiner größten Ausdehnung und in der Erniedrigung durch England und Frankreich, bis er schließlich aus einer soldatischen Revolution erneuert und erstarkt hervorgeht.

H. MANZOORUDDIN AHMAD, Indien ohne Wunder. 288 Seiten mit 62 Bildern. Gebunden M 8.–. – *Frankfurter Zeitung:* »Der Inder Ahmad sucht die Eigenarten Indiens gleichsam von innen her begreiflich zu machen, indem er in der Erzählung des Lebensweges weniger typischer Menschen, eines Hindu und eines Moslem, ein Bild von der Arbeit und von dem Alltag von vierhundert Millionen vermittelt. In einer einfachen und doch eindringlichen Schilderung der Lebensgewohnheiten wird hier etwas von der tiefen Problematik Indiens deutlich.«

OTTO GRAF, Imperium Britannicum. Vom Inselstaat zum Weltreich. 328 Seiten mit 1 Karte. Gebunden M 7.30. – *Deutsche Kolonialzeitung:* »Eine glänzend geschriebene Monographie des Britischen Weltreichs.« – *Die Kriegsmarine:* »Man möchte das Werk geradezu ein Kompendium über alles nennen, was dem Zeitgenossen über England, englische Geschichte, Mentalität und den Engländer selbst als wissenswert empfohlen werden kann.«



WILHELM
GOLDMANN
VERLAG